

BERUF UND EHRE DES PROFESSORS. ANALYSEN ZU MAX WEBERS DEUTUNG VON
STRUKTUR UND WANDEL DES PROFESSORENHANDELNS IM SPÄTEN KAISERREICH

Hausarbeit

zur Erlangung des akademischen Grades eines
Magister Artium der Fakultät für Sozial- und
Verhaltenswissenschaften an der Universität
Tübingen

Vorgelegt von :

Martin Schmeiser
Philosophenweg 79
7400 Tübingen

Wissenschaftliche Betreuung der Arbeit :

Prof. Dr. Constanz Seifarth
Soziologisches Seminar der
Universität Tübingen

August 1985

MS

Inhaltsverzeichnis

O. EINLEITUNG	S. 1
I. LITERATURDISKUSSION	3
1. INTERPRETATIONEN DER WEBER'SCHEN DEUTUNG DES PROFESSORENHANDELNS UND SEINER HOCHSCHULPOLITISCHEN AKTIVITÄTEN	4
a.) Charakteristika der Rezeption von "Wissenschaft als Beruf"	4
b.) Interpretationen zu Webers Forderung nach "wissenschaftlicher Ehre"	8
II. MAX WEBERS DEUTUNGEN VON STRUKTUR UND WANDEL DES PROFESSORENBERUFS IM SPÄTEN KAISERREICH	11
2. VOM "ÄUSSEREN" ZUM "INNEREN" BERUF	12
a.) Zur historischen Semantik von "Beruf" und "innerem" wie "äußeren" Beruf	12
b.) Webers Verhältnis zum Berufsbegriff der "(..)'geistigen' und 'gelehrten' Berufe(..)"	19
c.) Erste Hinweise auf Webers Vorgehen bei der Analyse des Professorenhandelns	22
3. ZUR VERBERUFLICHUNGSPROBLEMATIK DES PROFESSORENBERUFS IM SPÄTEN KAISERREICH	24
a.) Der Professorenberuf als gewichtete Leistungskombination von Forschung und Lehre	26
b.) Die Professorenlaufbahn als "Hasard": Substitution von "Prüfung" durch "Bewährung"	34
c.) Die Universität auf dem Weg zur "(..)'staatskapitalistischen' Unternehmung" und die Entstehung der Nichtordinarien-Bewegung	43
Die Abhängigkeit von Privatdozentur und Assistentur als Personalisierung der Selektionsmacht zum Professorenberuf	44
Aufstieg und Abstieg: Die Nichtordinarien-Bewegung als Ausdruck differenter Verberuflichungsstrategien	51
Die Position der Ordinarien	55
d.) Ordentliche Professur, Extraordinariat und Privatdozentur als Erwerbs- chancen	60
e.) Schlußbemerkung	65

4. WEBERS ANALYSE VON "(..)'BERUFSINTERESSEN'" DER PROFESSOREN UND SEINE FUNKTION ALS SOZIALWISSENSCHAFTLICHER BEOBACHTER DER HOCHSCHULLEHRERTAGE	67
a.) Entstehung und Vorgeschichte der Hochschullehrertage	67
Hintergründe	67
Der "Fall Spahn" als Wendepunkt: Erste Organisationsversuche	71
Professionalisierung via Österreich: Die "preußische Gelehrtenmission" auf den Salzburger Ferienkursen	76
Der I. Deutsche Hochschullehrertag (Salzburg 1907)	80
b.) Max Weber und die "(..) sogenannte Lehrfreiheit"	81
c.) Schlußbemerkung	88
5. WEBERS DIAGNOSE DES ZERFALLS AKADEMISCHER BERUFSSOLIDARITÄT: DER "FALL BERNHARD", DIE KRITIK AN DER PREUSSISCHEN KULTUSBÜROKRATIE UND DIE INDIVIDUALISTISCH-HEROISCHE FORDERUNG NACH "WISSENSCHAFTLICHER EHRE"	92
a.) Der "Fall Bernhard" (1908) und der "Professorenstreit" (1911/12)	92
b.) Faktoren des Zerfalls "akademischer Berufssolidarität"	94
Die "Korruption des Nachwuchses" durch das "System Althoff"	95
Verstetigung kollegialen Mißtrauens: Das System von "Vertrauensleuten"	98
Weitere Hintergründe der Auflösung akademischer Berufssolidarität: Der "wissenschaftliche Kultus der Persönlichkeit" (A.Weber), die universitäre "Dilettantenverwaltung" (M.Weber) und die Entbindung der Institutsdirektoren von Formen korporativer Kontrolle	102
Die Teilnahme an den Hochschullehrertagen	105
Zur Topographie professoraler Standesehre im späten Kaiserreich	107
Das Führungsprofil der Hochschullehrertage	111
c.) "Außeralltägliche" Bedingungen von Max Webers professionspolitischen Heroismus	115
Stellvertretendes hochschulpolitisches Handeln eines "süddeutschen Professors"	116
Die "außerordentliche" Stellung Webers im Gefüge der Lehrkörperstruktur	
Die Disziplinenzugehörigkeit zu Jurisprudenz, Nationalökonomie und Soziologie: Motive und Dispositionen	118

Die Schule der "Wehrhaftigkeit":Zur Präformierung von Webers professionspoli- tischen Heroismus durch die Couleurerziehung	124
d.) Schlußbemerkung	129
6. ZUR STRUKTUR DES PROFESSORENHANDELNS	133
a.) Der Zwang zur Bewältigung des Hiatus irrationalis zwischen Begriff und Wirklichkeit	134
b.) Wissenschaftliches Handeln als "Kunst"	138
c.) Forschungshandeln als Einheit beruflich-alltäglicher und außeralltäglicher Handlungskomponenten	141
Die "(..)Eingebung":Erfolgsungewißheit als außeralltägliche Handlungs- problematik von Forschung	142
Beruflich-alltägliche Komponenten des Forschungshandelns:"(..)harte Arbeit"	
"(..)Leidenschaft" als außeralltägliche Komponente von Forschungshandeln	
Die Verpflichtung zur Gleichzeitigkeit von "Leidenschaft" und Distanz"	154
Typologie des Umgangs mit Erfolgsungewißheit	156
Die Gebärmetaphorik in Gelehrtenbriefwechseln als alltäglicher Ausdruck von Erfolgsungewißheit	160
d.) Verarbeitung, Zurechnung und Kontrolle von Erfolg und Mißerfolg im wissenschaftlichen Handeln	165
Individuelle Verarbeitung von Erfolg und Mißerfolg	165
Die "literarische Ehre":Das Problem der kollegialen Zurechnung	167
Äußere Kontrolle über Erfolg und Mißerfolg	171
Die "Standesehre", das fehlende "Ehrengericht" für Professoren und Max Weber als selbsternannter "Ehrenrichter"	172
e.) Der Professor als Lehrer	179
f.) Schlußbemerkung	180
III. SCHLUSS	182
7. MAX WEBERS BEITRAG ZUR PROFESSIONSTHEORETISCHEN DISKUSSION	
a.) Die Schulung des 'soziologischen Blicks' im Alltag:Bemerkungen zu Webers Selbstverständnis als Sozialwissenschaftler	182

b.) Webers 'Kunst' der Explikation von Strukturen beruflichen Handelns, abschließend erläutert an seiner Typologie zum pflegeberuflichen Handeln	188
c.) Ausblick: Von der Multi- zur Simultanperspektivität. Zu Webers 'Verfahren' 'theoretischem Modell' der Analyse professionellen Handelns	193
Anhang: Begriff und Terminus "Profession" bei Weber	198

IV. LITERATURVERZEICHNIS

8. VERWENDETE ABKÜRZUNGEN	202
9. PUBLIKATIONEN MAX WEBERS	203
10. SEKUNDÄRLITERATUR	209
11. NACHTRÄGE ZU DEN ABKÜRZUNGEN UND DER PRIMÄRLITERATUR	229

0. Einleitung

"(..) der Gedanke erscheint (fürchterlich), daß die Welt einmal etwa von nichts als Professoren voll wäre - wir würden ja in die Wüste entlaufen, wenn so etwas einträte - (..)"

(Max Weber auf der Wiener Tagung des Vereins für Sozialpolitik 1909)

Anläßlich einer Rezension von Franz Eulenburgs "Die Entwicklung der Universität Leipzig in den letzten hundert Jahren" skizzierte Max Weber in groben Zügen ein Forschungsprogramm, welches thematisch das Problem der Entstehung des Professorenberufs fokussierte:

Als ein Desiderat soziologischer Forschung bezeichnete er in dieser 1909 verfaßten Rezension unter anderem "(..) die Analyse der ökonomischen, sozialen und beruflichen Fundamentierung des eigentlichen 'Intellektuellentums' in der Vergangenheit: seit den Zeiten, wo die 'Pfründe' in all ihren Formen der materielle Grundstein der geistigen Kultur war, der Kampf der Päpste mit den Konzilien und Landesherren um ihre Verwendung ganz ebenso wie noch in England unter Cromwell der Kampf um die Zehnten (auf denen ja die materielle Existenz der radikalen antitheologischen Führern so verhaßten Universitäten in England ruhte) wirklich große 'Kulturprobleme' darstellten, - über die Zeit hinweg, wo unsere ersten Gelehrten und Dichter als Hauslehrer feudaler oder patrizischer Geschlechter oder als Sinekuristen kleinerer Landesherren zu existieren hatten, bis in die Gegenwart, - in international vergleichender Darstellung natürlich. - "(1909d,S.674) (1)

Ähnlich wie beim verwandten Problem der Entwicklung der Intellektuellenschichten (vgl. Lepsius 1964 und Seyfarth 1981), hat Weber weder die Analyse des "(..) eigentlichen 'Intellektuellentums' (..)" in den von ihm vorgeschlagenen Dimensionen komparativer Breite und historischer Tiefe in Angriff nehmen können, noch die analytische Fassung einer derartigen Aufgabenstellung gesondert ausgearbeitet. Dem ist jedoch entgegen zu halten, daß in Webers Leben und Werk fortwährend pointiert Probleme des Professorenhandelns erörtert wurden, und daß diese Deutungen wichtige Vorgaben für eine professionstheoretische Erfassung des beruflichen Handelns eines Professors enthalten. Es bleibt ohne weiteres offensichtlich, daß bei Weber die Auseinandersetzung mit dem Professorenberuf selbst, mit der Entwicklung des Gelehrtentums und mit der Eigenart universitären wissenschaftlichen Handelns einen wichtigen Stellenwert hatte:

Erste Deutungen des Professorenhandelns finden sich bereits in seinen Jugendbriefen und sie sind ebenso als Zwischenbemerkungen oder in Gestalt von Anmerkungen in den großen materialen Arbeiten aufzufinden. Daneben hat sich Max Weber in seinem Selbstverständnis als 'standesbewußter' Hochschullehrer in einer stattlichen Zahl kleinerer Beiträge zur Eigenart, Problematik und Zukunft des Professorenberufs im späten Kaiserreich geäußert. Angefangen mit Diskussionsbeiträgen auf den Hochschullehrertagen in den Jahren 1908, 1909 und 1911, einer großen Zahl von Zeitungsartikeln und Erwidern, welche teils durch die Teilnahme an den Hochschullehrertagen veranlaßt wurden, teils aber auch unabhängig davon entstanden sind, bis hin zum akademischen 'Händel', - stets hat Weber leidenschaftlich und mit dem distanzierten Blick des Soziologen 'Standesfragen' des Professorenberufs an der Wende ins 20. Jahrhundert erörtert.

Diese Arbeit geht davon aus, daß sich die in den unterschiedlichsten Zusammenhängen von Webers Leben und Werk auffindbaren Gelegenheitsdeutungen und -auslassungen zum Professorenberuf in zweierlei Hinsicht als eine Art 'Stenogramm' betrachten lassen, welches den Versuch einer 'Reinschrift' lohnt. Zum einen gibt Weber methodische Hinweise, die den Ansatz zu einer komplexen professionstheoretischen Perspektive enthalten. Zum anderen hat Weber in materialer Hinsicht die

1) Die Primärtexte werden grundsätzlich ohne Angabe des Namens oder mit Abkürzungen zitiert. Bei der Sekundärliteratur werden mehrfach benutzte Quellen in der Literaturliste angegeben, nur einmal herangezogene Literatur jedoch direkt in den Anmerkungen vollständig aufgeführt.

in 16. Jhrn -
heute auf's kurzste, 9
Jahrhundert, 16.

Probleme der Entwicklung des Professorenberufs im späten Kaiserreich auf eine so umfassende Art und Weise thematisiert, daß sich seine implizite professionstheoretische Perspektive in Gestalt einer Reflexion auf seine inhaltliche Argumentationspraxis nachweisen läßt.

Die These, "(..) daß in Webers Soziologie eine reichhaltige Perspektive für die Analyse des Typus beruflichen Handelns bereitliegt, der heute mit den Stichworten Profession, professionelles oder professionalisiertes Handeln bezeichnet wird" (Seyfarth 1984a, S.1), ist als solche nicht neu, sondern wurde in jüngster Zeit von Oevermann, vor allem aber von Seyfarth vorgetragen (s.u., S. 4-8). Die hier vorgelegte Arbeit ordnet sich damit in den Kontext der von den genannten Autoren entwickelten professionstheoretischen Interpretation von Teilen der Weber'schen Soziologie ein. Viele Anregungen entstammen teils noch nicht publizierten Arbeiten dieser Autoren und Gesprächen sowie Seminardiskussionen mit Professor Constans Seyfarth.

Die vorzunehmende Explikation des professionstheoretischen 'Ansatzes' der Betrachtung des Professorenhandelns bei Max Weber soll zeigen, daß bei Weber bereits die analytische Dimensionierung der Problemstellung vielschichtig ist. Worin die Vielschichtigkeit seines Verfahrens besteht, hat er selbst in dem eingangs wiedergegebenen Zitat aus der Eulenburg-Rezension zu erkennen gegeben. Dort sprach er von der "(..) Analyse der ökonomischen, sozialen und beruflichen Fundamentierung des eigentlichen 'Intellektuellentums.'" Zwar hat Weber dort die analytische Trias nicht näher bestimmt, spürt man aber in seinen materialen Aussagen diesen möglichen Dimensionen nach, so wird offensichtlich, daß er mit der "ökonomischen" Fundamentierung Probleme institutioneller Einbettung wissenschaftlichen Handelns (Verberuflichung) anvisierte, mit der "sozialen" Fundamentierung Probleme der klassenmäßigen und herrschaftlichen Überformung des Professorenhandelns und mit der "beruflichen" Fundamentierung die Spezifik bzw. Struktur des Professorenhandelns. Die vorliegende Arbeit wird Webers Vorgehen folgen, sein forschungspragmatisches Selbstverständnis thematisieren und darauf achten, wie er die genannte analytische Trias handhabt.

In materialer Hinsicht wird versucht, eine - soweit die Weber'sche Deutung dies zuläßt - möglichst umfassende Analyse des Professorenberufs im späten Kaiserreich vorzulegen, die Webers Auslassungen durch das Bereitstellen von Hintergrundinformationen komplettiert und manche nur beiläufig in Briefen, Zeitungsartikeln und Gelegenheitsdeutungen formulierten Äußerungen als unausgeführt gebliebene Forschungsanweisungen behandelt. Letztere können zum einen durch Vertiefung in die historischen Gegebenheiten, zum anderen durch eine dekontextualisierte Verwendung von Vorgaben aus seiner Religions-, Herrschafts- und der rudimentär gebliebenen Berufssoziologie zu Ende geführt werden.

Bezieht sich das erste Hauptanliegen dieser Arbeit darauf, am Beispiel der Entwicklung des Professorenberufs im späten Kaiserreich zu zeigen, worin die Spezifik der Analyse professionellen Handelns bei Weber besteht, so beschäftigt sich die zweite Fragestellung mit dem Problem der 'ständischen' Einfärbung seiner Deutung des Professorenhandelns und seines hochschulpolitischen Handelns:

Weber hat die Professur wiederholt als "(..) hohe wissenschaftliche Ehre" (1908a, Sp.1) begriffen

und befürwortete die Organisationsbestrebungen der Professoren in den "Deutschen Hochschullehrertagen" mit dem Hinweis, daß die "(..) Organisation einer 'öffentlichen Meinung' des Hochschul-lehrerstandes" zum Zwecke der Hebung des "(..) Standesehrgefühls" (1908a, Sp.3) des akademischen Nachwuchses und der Ordinarien erforderlich sei. Außerdem war auch sein hochschulpolitisches Handeln und der von ihm ausgefochtene akademische 'Händel' von Begriffen der "Ehrhaftigkeit" reguliert, so daß Marianne Weber diesbezüglich von einer "Cronik der Ritterdienste" (LB, S.489) Webers sprach.

Zunächst ist zu fragen, ob es einen strukturtheoretisch explizierten Sinn hat, beim Professorenhandeln als professionellem Handeln von "Ehre" zu reden. Ferner wird zu klären sein, inwiefern sich Webers Forderung nach Hebung der "Standesehre" als Versuch der Konstitution eines spezifischen Modus der Verhaltensregulierung in einer Berufsgruppe begreifen läßt, der allgemein mit Professionalisierungsprozessen und besonders mit dem Professionalisierungsversuch der Professoren in den "Deutschen Hochschullehrertagen" zusammenhängt. Schließlich bietet Webers Deutung des Professorenberufs im späten Kaiserreich eine umfassende Diagnose für den strukturellen Zerfall der "Standesehre" und der "akademischen Berufssolidarität". Davon ausgehend wird beleuchtet, ob Webers hochschulpolitisches Handeln als individuell-heroische Antwort auf eine Deprofessionalisierungskrise des Professorenberufs zu verstehen ist, und welche Bedingungen Webers professionspolitischen Heroismus konstituierten.

Damit ist die Rahmung der Themenstellung - :Beruf und Ehre des Professors - angedeutet. Der erste Teil der Arbeit widmet sich der Aufarbeitung der vorliegenden Literatur. Am materialen Bezugspunkt der Entwicklung des Professorenberufs im späten Kaiserreich wird im zweiten Teil sowohl Webers Ansatz der Analyse professionellen Handelns dargelegt, als auch die 'ständische' Einfärbung von Webers Deutung und seines hochschulpolitischen Handelns erörtert. Schließlich geht es im dritten Teil um eine Darstellung der Eigenart von Webers Verfahrensweise. Dort wird zu prüfen sein, ob Webers Ansatz nur 'soziologiegeschichtliches' Interesse beanspruchen kann oder einen produktiven Beitrag für die aktuelle Diskussion zur Soziologie der Professionen, des professionellen Handelns und Prozessen der Professionalisierung bietet.

I.

LITERATURDISKUSSION

1. Interpretationen der Weber'schen Deutung des Professorenhandelns und seiner hochschulpolitischen Aktivitäten

Obwohl Max Webers Vortrag "Wissenschaft als Beruf" im Lehrbetrieb deutscher Soziologie propädeutische Funktionen übernommen hat, ist das Thema 'Webers bildungssoziologischer Ansatz' eher Kristallisationspunkt systematisierender Arbeiten geworden (vgl. Jaerisch 1965, King 1980, Zymek 1984), als eine Rekonstruktion der in dem obengenannten Vortrag enthaltenen Vorgaben zur professionstheoretischen Betrachtung des Professorenhandelns.

a.) Charakteristika der Rezeption von "Wissenschaft als Beruf"

Wird auf Max Webers Deutung des Professorenhandelns¹⁾ zurückgegriffen, so vorrangig auf "Wissenschaft als Beruf"(1919a).²⁾ Im Zentrum der Erörterung stehen dabei meist Themen wie "Rationalisierung" und "Entzauberung" der Welt durch Wissenschaft (Löwith 1964), im Anschluß an Mertons "Science, Technology and Society in 17th Century England" Webers Sicht der Entstehung der modernen Wissenschaft (Merton 1938, Tenbruck 1974a und 1974b) oder schließlich die Problematik einer verantwortungsethisch fundierten 'Intellektualität' (Hufnagel 1971, Schluchter 1971a).

Daneben - und damit schon eher das Thema dieser Arbeit berührend - scheint sich Webers knapp und "aphoristisch"(Schluchter) gehaltene Analyse der Entwicklungstendenzen der deutschen Universität im späten Kaiserreich (1919a,S.582-588) im Sinne einer häufig verwendeten Arbeitshypothese zu bewähren:³⁾

So betonte Helmuth Plessner einleitend in den unter seiner Regie durchgeführten

1) Über Professorenhandeln und Professorenberuf informieren die Arbeiten von Hildebrandt (ders. 1924), Schelsky (ders. 1966), Ellwein (ders. 1973) und neuerdings Huber/Portele (diess. 1983). Meistens wird jedoch der Oberbegriff "Wissenschaftler" (bei Hildebrandt noch der des "Gelehrten") gewählt; so teilweise in den Arbeiten Ben-Davids und besonders ausgeprägt in den Arbeiten Mertons (siehe deren Arbeiten im Lit.verz.).

2) Die Erörterung kann sich auf "Wissenschaft als Beruf" beschränken, da Webers hochschulpolitische Beiträge kaum umfassendere Würdigung erfuhren. Shils hat Webers Veröffentlichungen gesammelt und im Zusammenhang publiziert (ders. 1973; vgl. die Rezension von Ben-David 1974). Fogt hat einen präzisen und kurzen Gesamtüberblick zu Webers hochschulpolitischen Aktivitäten vorgelegt, auf den diese Arbeit zurückgreifen konnte (vgl. Fogt 1977, S.168-176 und 334-341; darauf fußt Käsler: ders. 1979, S.217-220).

3) Zwei 'Rezeptionslinien' werden hier nicht verfolgt: Die teils mit Weber argumentierende Literatur zur Reform der deutschen Universität nach 1950 (vgl. Hofgeismarer Kreis 1956; Anger 1960; Baumgarten 1963; Dahrendorf 1965; Lepsius 1969) und die mit je unterschiedlichem Bezug auf Weber die Studentenbewegung kommentierenden Beiträge (vgl. Scheuch, Hoefnagels und besonders Lepsius in Scheuch: ders. 1968, ferner Topitsch 1968 und Hennis 1969).

"Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer": "Unsere Hochschulen sind in vieler Hinsicht, wie man schon bei Harnack, Eulenburg und Max Weber lesen kann, Großbetriebe geworden, und das Urteil des letzteren, daß 'innerlich ebenso wie äußerlich die alte Universitätsverfassung fiktiv geworden' sei, kann heute niemand mehr politischer Voreingenommenheit verdächtigen"(Plessner 1956/I, S.11).⁴⁾

Auch in der Arbeit Helmut Schelskys, in der Geistes- und Institutionengeschichte konzeptuell verbunden sind, steht Webers These vom Umbau der korporativen Universität zur "(..)'staatskapitalistischen' Unternehmung"(Weber) im Mittelpunkt, wenn es um den die Gegenwart bestimmenden Strukturwandel geht (vgl. Schelsky 1963, S.196ff.). In der Studie Reinhard Rieses schließlich, die den institutionellen Wandel der Hochschule am Beispiel Heidelbergs im Zeitraum von 1860 bis 1914 minutiös darstellt, fungiert die bereits bei Plessner zitierte These Webers direkt als heuristischer Bezugsrahmen (vgl. Riese 1977, S.13).⁵⁾

Webers Vorgehen selbst wird seltener thematisiert. Die Beiträge, welche seine Deutung ausdrücklich oder implizit innerhalb einer professionstheoretischen Fragestellung erörtern, folgen dabei einem bestimmten Rezeptionsmuster:

Schluchter mißt Webers Analyse des Professorenhandelns trotz ihres Gelegenheitscharakters weiterführende Bedeutung bei (vgl. ders. 1971b, S.259), und deutet ferner an, daß die Struktur der Argumentation von "Wissenschaft als Beruf" komplex sei (vgl. ders. 1971a, S.45). Aber diese Einsicht bleibt insofern folgenlos, als er in seinem Beitrag zur "(..)Analyse des Strukturproblems" der deutschen Universität, die sich eher an Parsons und Clark⁶⁾ anlehnt, die Universität als "(..) Organisation" betrachtet (vgl. ders. 1971b, S.259ff.).

Auch Joas bewertet den genannten Vortrag als bedeutenden soziologischen Beitrag zur Analyse der deutschen Universität, doch begreift er Webers Ausführungen dann primär

4) Plessner nimmt mit charakteristischer Akzentsetzung auf Weber Bezug und argumentiert nicht ohne Anklänge an Vorstellungen, die schon zu Webers Zeit fragwürdig geworden waren. Er hat der Studie einen schon 1924 publizierten Aufsatz zu Webers "Wissenschaft als Beruf" vorangestellt, in welchem es ihm primär um Themen wie äußere "Spezialisierung" und "Wissenschaft als Industrie" geht, die Weber so nicht interessiert hätten (vgl. Plessner 1956/I, S.19ff. und ders. 1957a und 1957b). Bezüglich der Erörterung einer Problemlage, die durch institutionellen Wandel entstanden war (Spannung zwischen Privatdozentur und Assistentur) geht es Plessner letztendlich darum, nicht den "(...) Wagnischarakter des akademischen Aufstiegs, die Konkurrenz durch Leistung, die Selbstständigkeit des Professors (ganz und gar) an die Befürworter der beamtenmäßigen Laufbahn (...) zu verraten"(Plessner 1956/I, S.14).

5) Auch wenn in seinem Fall die materiale Erörterung zeigt, daß die Wahl der 'Arbeitshypothese' nicht unbegründet war, ist hier ein typisches Rezeptionsmuster demonstrierbar: Man nimmt zwar Thesen und Konzepte Webers auf, unterläßt aber am Ende der Untersuchung den explizit problematisierenden Rückbezug. Auch Ringers Untersuchung zum "Decline of the German Mandarins" greift relativ unbedarft auf Webers Idealtypus aus der Religionssoziologie zurück (vgl. bes. Ringer 1969, S.15f. und S.297, 168, 41), handelt sich aber durch die fehlende Schlußthematizierung den Vorwurf ein, hier werde nur "(..)metaphorisch" auf Webers Analysen der chinesischen Beamtengelehrten Bezug genommen (so Habermas 1971, S.460; vgl. auch Döring 1974, S.345f.).

6) vgl. Clark (ders. 1966 und jetzt abschließend ders. 1983).

als herrschaftstheoretische Analyse. So führt er bspw. über Webers Deutung der Karrierestruktur an deutschen Universitäten aus, daß Weber "(..)in radikaler Illusionslosigkeit auf(wies), wie wenig das System der Nachwuchsauslese (..) den Kriterien von Fähigkeit und Leistung gerecht wurde", und fährt anschließend fort: "Er erwähnte die geheimen plutokratischen Voraussetzungen der Privatdozentur, den Stellenwert politischer und rassistischer Vorurteile, daß Ausmaß des Nepotismus"(Joas 1980a,S.4). Daran zeigt sich, daß Joas zwar den analytischen Fokus im Gegensatz zu Schluchters Interpretation vom institutionen- zum herrschaftstheoretischen Blickwinkel verschiebt, insgesamt gesehen jedoch das vereinseitigte Rezeptionsmuster beibehält.⁷⁾

Oevermann hat schließlich eine dritte, bei einzelnen Autoren (vgl. Lepsius 1964 und Bendix 1972) schon vorbereitete Interpretation von "Wissenschaft als Beruf" vorgelegt. Er betont, daß Webers Vortrag Explikationen der Struktur des Professorenhandelns als professionellem Handeln enthalte (vgl. ders. 1981,S.13ff.). Damit rückt er zwar eine vernachlässigte Dimension der Weber'schen Analyse ins Zentrum, wiederum bleibt aber das bereits an den Arbeiten von Schluchter und Joas aufweisbare Rezeptionsmuster erhalten.

Diese einseitige Rezeption von Webers Deutung des Professorenhandelns folgt einem allgemeineren Muster der "(..)kontroversen Beanspruchung Webers", durch welche "(..)die mannigfachen Elemente, die Weber in einem einheitlichen Zusammenhang zu bringen bemüht war, im Zuge der Rezeption wieder isoliert (..) werden"(Weiß 1975, S.10).⁸⁾

Im Gegensatz dazu hat Ritzer allgemein und ohne Bezug auf Webers Deutung des Professorenhandelns kenntlich gemacht, daß bei Weber die in der Rezeption isoliert herausgehobenen Perspektiven gleichermaßen thematisiert sind. Ausgehend von dem wenig beachteten Sachverhalt, daß in Webers Werk eine latent⁹⁾ professionstheoretische Perspektive auffindbar ist, geht er diesem Problem am Beispiel der in "Wirtschaft und Gesellschaft"

7) vgl. ähnlich auch Goldschmidt(ders.1974). Wo man in Professionstheorien an Webers Ausführungen zur Monopolisierung sozialer und ökonomischer Chancen anknüpft, wird die unter herrschaftstheoretischer Perspektive vorgenommene Rezeption fortgeführt (vgl. zuerst Liefmann-Keil 1964, Parkin 1974 und Berlant 1975).

8) Historiker, die sich mit der Geschichte der Universität im späten Kaiserreich auseinandersetzen, zeigen hier untergründig mehr Sensibilität für die Vielschichtigkeit von Webers Deutung des Professorenhandelns, auch wenn sie nur die Ambivalenz seiner hochschulpolitischen Stellungnahmen thematisieren und 'theoretische' Fragen gar nicht erst stellen. In Rüdiger vom Bruch Arbeit über Gelehrtenpolitik im Wilhelminischen Deutschland wird etwa ausgeführt: "Für Max Weber verzichtete ich auf eine Einsichtnahme /in den Nachlaß-M.S./, da (..) dieser Gelehrte sich typologischen Zuordnungen völlig entzieht, so daß eine Einordnung in die von uns aufgestellten Raster nicht zu vertreten war"(vom Bruch 1980,S.57). Bernhard vom Brocke betont in seiner Arbeit zum "System Althoff": Weber "(..)hat die fortschreitende Bürokratisierung als das irreversible Schicksal der von der abendländischen Rationalisierung erfaßten Gesellschaft vorausgesagt - und hat dennoch die absolute Autonomie der gelehrten Körperschaften verfochten"(vom Brocke 1982,S.128; vgl. auch ders. 1980,S.113).

9) "Although the concept of a profession also appears throughout Weber's work, it does not receive (..) concise ideal-type treatment"(Ritzer 1975,S.628).

versammelten Auslassungen zum Beruf des Priesters und des Juristen nach, und gelangt zu dem Schluß: "There is in Weber's work on professions a conception that is very close to the modern perspective that integrates structures, process, and power"(Ritzer 1975,S.631).

Gegenüber den zuvor behandelten Interpretationen zielt Ritzers Argumentation damit auf den Nachweis einer integrativen Potenz der Weber'schen Perspektive. Gleichzeitig geht Ritzer jedoch in zwei Punkten wieder ^{hinter} seinen erklärten Anspruch zurück, die Eigenart der Weber'schen Sicht von Professionen, Professionalisierung und professionellem Handeln zur Geltung zu bringen: Zwar ist ihm zuzustimmen, wenn er feststellt: "Weber understood that a profession must be viewed from the structural, processual, and power perspectives"(ders.1975,S.627f.), doch bereitet Ritzer offenbar die nähere Bestimmung von Webers "(..)structural approach" beträchtliche Schwierigkeiten. Er greift hier auf "(..)static characteristics" wie "(..)general systematic knowledge" zurück (vgl. ders.1975,S.630f.), und subsumiert Webers strukturtheoretische Perspektive denjenigen Definitionsbemühungen, die sich in der professionstheoretischen Soziologie bei der Erstellung von 'Merkmals-Katalogen' finden.^{1o)}

Demgegenüber hat Seyfarth demonstriert, inwiefern sich Overmanns Einsicht, bei Weber seien wichtige Vorgaben zu einer anspruchsvolleren Klärung der Struktur professionellen Handelns zu finden, an jener Stelle zur Geltung bringen läßt, wo Ritzer Webers "structural approach" dem herkömmlichen Explikationsversuch ("general systematic knowledge") einfach gleichsetzt. In einem Beitrag, der ausdrücklich die Frage nach Webers Vorgaben in den Dimensionen Herrschafts- und Institutionentheorie vernachlässigt (vgl. Seyfarth 1981,S.218), legt Seyfarth dar, daß Webers Sicht der Spezifik professionellen Handelns wesentlich differenzierter ist, als Ritzer annimmt, indem er Webers Auslassungen zur Struktur des wissenschaftlichen und juristischen Handelns heranzieht (vgl. Seyfarth 1981,S.198-207).

Seyfarths Zusammenstellung zeigt, daß Weber professionelles Handeln nicht vollständig im "(..)Bezugssystem formaler Rationalisierung oder zweckrationalen Handelns"(Seyfarth 1981,S.197) aufgehen läßt. Professionelles Handeln als "(..)beruflich geschulte(s) oder disziplinierte(s) schöpferische(s) Handeln"(Seyfarth 1981,S.197;vgl. auch ders. 1984a,S.3f.) begreifend, kann Seyfarth mit Rückbezug auf Weber davon zwei nicht-professionelle Derivate beruflichen Handelns unterscheiden: Das "Deutungshandeln" als außeralltägliches und an 'schöpferischen' Leistungen orientiertes Handeln einerseits, und das "Expertenhandeln" als ein Handeln nach Mittel-Zweck-Wissen andererseits (Seyfarth 1981,S.201 und 205ff.). Wo Ritzer also den "structural approach" Webers im herkömmlichen Sinn in der

1o) Ritzer verweist auf Goode (ders.1957), vgl. zu einer solchen Auflistung etwa Hesse (ders. 1972,S.45-50).

Formel des Expertenhandelns ("general systematic knowledge")¹¹⁾ aufgehen läßt, demonstriert Seyfarth, das Webers Sicht hier differenzierter ist.

Ritzers Interpretation von Webers latenter professionstheoretischer Perspektive kann der Eigenart von Webers Vorgehen aber auch insofern nicht gerecht werden, als es ihm primär darum geht, "(..) die einen oder anderen - oder gar sämtliche - in der modernen Soziologie bislang entwickelten Definitionskriterien moderner Professionen 'wiederzufinden'"(Caesar-Wolf 1984,S.200). Demgegenüber zeigt Seyfarth in einem Beitrag, welcher sich der Vielschichtigkeit von Webers Ansatz der Analyse professionellen Handelns widmet, daß es nicht hinreicht, "(..) die Multiperspektivität dieser Forschungsweise zu erkennen, um die Vielschichtigkeit des Weberschen Werkes angemessen zu verstehen und seine Schichten auseinanderzulegen"(Seyfarth 1984a,S.22). Die Nachzeichnung von Webers Verfahrensweise führt hier zu einer über Ritzer hinausgehenden Erkenntnis; nämlich daß die bei Weber auffindbare Gleichzeitigkeit institutionen-, herrschafts- und strukturtheoretischer Perspektiven nicht nur als additive Multiperspektivität zu begreifen ist, sondern daß Weber es versteht, diese einzelnen Richtungen "(..)analytisch unabhängig voneinander" einzuführen "(..)und doch aufeinander bezogen"(Seyfarth 1984a,S.7) zu untersuchen.

An diesen Diskussionsstand über "Max Webers Ansatz zur Analyse professionalisierten beruflichen Handelns"(Seyfarth) knüpft die vorliegende Arbeit an. Sie versucht zu prüfen, inwieweit Webers Deutung des Professorenhandelns Ansätze zu einer komplexen, professionstheoretischen Konzeptualisierung enthält.

b.) Interpretationen zu Webers Forderung nach "wissenschaftlicher Ehre"

Das 'ständische' Moment in Webers Deutung des Professorenhandelns muß zweifellos im Zusammenhang mit den Professionalisierungsversuchen der Professoren im späten Kaiserreich gesehen werden. Gleichwohl liegen insgesamt nur wenige Interpretationen über den Charakter von Webers standespolitischen Forderungen vor, die diesen Konnex herstellen. Ausgangspunkt der Überlegungen soll dabei Lepsius' überzeugende Darlegung des problematischen Charakters von Max Webers an die Zunft gerichteten Ansinnen sein; nur Webers 1917 gehaltenen Vortrag "Wissenschaft als Beruf" thematisierend führt er dazu aus:

"Der in der Rede (..) so eindrucksvoll formulierte Aufruf zur Gesinnungskese richtet sich an den einzelnen. Er kann allerdings nur dann wirkungsvoll sein, wenn dem einzelnen ein institutionalisierter Verhaltensraum offen steht, innerhalb dessen er sich, wie gefordert, verhalten kann. Max Weber unterstellt die institutionellen Voraussetzungen

11) Diese Formel ist weitverbreitet. So spricht etwa Rüschemeyer etwas verlegen von einer "(..)besonderen Wissensbefähigung", trennt aber nicht zwischen Expertenhandeln und professionellem Handeln (vgl. ders. 1980,S,321,312 u.ö.). An anderer Stelle spricht er von Berufen, die "(..)in ihrer Tätigkeit kompliziertes Fachwissen anwenden"(ders.1973,S,273).Zwar sieht er, daß das Handeln von den "(..)Bedingungen des individuellen Falles abhängt"(ders.1980,S,315), trägt dem aber nicht konzeptuell Rechnung.

für die Verwirklichung seines Verhaltenspostulats, er dramatisiert innerhalb dieses Rahmens ein Verhaltensmuster im Bestreben, diesem höhere Geltung zu verschaffen. Seine Strategie richtet sich auf eine Verstärkung der Verinnerlichung von Verhaltensnormen, wobei dem einzelnen zugemutet wird, den Verhaltenserwartungen zu trotzen, die diesen Normen widersprechen. Diese Heroisierung der Verhaltenszumutung kann realistisch nur angesonnen werden, wenn die institutionellen Widerstände individuell ertragbar und im Einzelfall überwindbar sind. Soziale Ordnungen können nicht mit moralischen Virtuosen rechnen, sie können keine Alltagsmoral voraussetzen, für deren Verwirklichung das Individuum zu dauerhaften heroischen Anstrengungen aufgerufen werden muß. Das zeigte sich deutlich am Zusammenbruch der deutschen Universität im Jahre 1933. Unter dem doppelten Angriff der nationalistischen Studentenschaften und vor allem der staatlich exekutierten weltanschaulichen Disziplinierung des Lehrkörpers durch Entlassungen und Änderungen der Universitätsverfassung konnte nur mit ganz wenigen gerechnet werden, die freiwillig dem Postulat der Gesinnungsaskese durch Auswanderung oder 'innere' Emigration folgten. Zu Recht wird diesen Personen ein heroisches Verhalten zugeschrieben. Und offensichtlich kann nur mit einer kleinen Minderheit gerechnet werden, die diese Verhaltensalternative ergreift. Dies hat zunächst nichts zu tun mit der vielfach angeführten politischen Indifferenz der Hochschullehrer dieser Zeit, sondern ist Ergebnis der Auflösung institutioneller Voraussetzungen für eine Verhaltensnorm. (..) Um so bemerkenswerter erscheint es, daß Max Weber Wissenschaft als Beruf so individualistisch fassen konnte und den institutionellen Kontext der Rolle des Hochschullehrers nicht thematisierte. Die Universitätsverfassung erhält keine analytisch eigenständige Bedeutung für die soziale Chance des Wertfreiheitspostulats. Sie wird von ihm als gegeben gesetzt, denn daß er die verhaltensstrukturierende Wirkung von Verfahrensweisen gekannt hat, hat er in anderen Zusammenhängen selbst bewiesen. Zwar meinte er, die alte Universitätsverfassung 'sei innerlich wie äußerlich fiktiv geworden', doch knüpfen sich an diese Bemerkung keine systematischen Überlegungen" (Lepsius 1973, S. 105f.).

Gruppiert man die bei Lepsius vorgetragenen Argumente um, so ergibt sich eine Antwort auf seine Frage, wieso Max Weber Wissenschaft als Beruf so individualistisch begriff: Ausgangspunkt von Lepsius' Überlegungen bildet auch das von anderen Autoren bestätigte Urteil, daß Webers (hochschulpolitische) Stellungnahmen Ausdruck einer individualistisch-heroischen und "(..) rigoros moralische(n) Haltung" (Lepsius 1977, S. 114) seien. Ben-David gelangt bei einer Durchsicht der hochschulpolitischen Äußerungen Webers zu dem Schluß: "(..) one is more impressed by the clarity of his principles and his righteousness than by his realism as a practical statesman. (..) He appears in his writings as a stickler for honor and principle (..)" (Ben-David 1974, S. 1466).

Sowohl der moralische Rigorismus wie auch der individuelle Heroismus, wie sie sich in Webers Stellungnahmen niederschlagen, lassen sich direkt auf den Sachverhalt fehlender institutioneller Voraussetzungen der Absicherung einer professionellen 'Alltagsmoral' beziehen. Das von Weber verkörperte Prinzip berufsethischen Virtuositäts bleibt in das Spannungsfeld der Deprofessionalisierung des Professorenberufs im späten Kaiserreich einerseits und den gegensteuernden Professionalisierungsversuchen (Deutscher Hochschullehrertag) andererseits eingebettet. Wie Ben-David festgestellt hat, gehörte Weber zu jener Minorität von Professoren, die einzig in der Lage war, universitäre Autonomie als Ziel kraftvoll nach innen und außen zu vertreten; dabei bringt er ihre Minoritätsposition direkt damit in Verbindung, daß entsprechende korporative Binnenstrukturen nur rudimentär ausgebildet waren:

"Academic self-government did not amount to much more than preventing outside interference with the personal freedom of professors and regulating their relationships with each other. It entailed little responsibility for the administration and welfare of the university or for its public mission. There was nothing like the corporate responsibility for university affairs one is accustomed to at British or at many American universities. As a result, the academic profession produced few public-spirited people, and fewer skilled statesmen who could provide leadership for the kind of truly self-governing university Weber had in mind. Weber belonged to the minority of the public spirited" (Ben-David 1974, S.1466).

Webers hochschulpolitische Stellungnahmen sind also individuell-heroische Erwidern auf fehlende institutionelle Voraussetzungen. Da aber die Organisation der deutschen Universität keinen traditionellen Hintergrund bot, auf den sich Webers Forderungen hätten abstützen können, steht ein soziologischer Erklärungsversuch von Webers professionspolitischen Heroismus vor einem Folgeproblem. Webers Haltung muß dann zwar als genuin 'standesbewußte' Einstellung begriffen werden, jedoch können die Dispositionen zur 'Standesehre' nur bedingt durch die institutionellen Gegebenheiten im korporativen Binnenraum vermittelt worden sein.

Die Tatsache, daß Weber in der Lage war, 'Standesbewußtsein' an den Tag zu legen, erwuchs demnach womöglich aus Wertmustern und Dispositionen, denen er kaum innerhalb der Institution Universität begegnet sein konnte. Es steht deshalb zu erwarten, daß sich für die Erklärung von Webers hochschulpolitischem Handeln eventuell besondere Bedingungen auffinden lassen, und daß Webers Fähigkeit zur professionspolitischen "Wehrhaftigkeit" auf Konflikt dispositionen beruhte, die ihm nicht durch die gelehrte Zunft, sondern außeruniversitär vermittelt wurden.

Marianne Weber hat im Zusammenhang mit dem von Weber ausgefochtenen akademischen Handel von einer "(..)Chronik der Ritterdienste"(LB,S.489) gesprochen und damit einen Hinweis auf die mögliche Herkunft von Webers Handlungsdispositionen gegeben. Dies legt es auch für den Bereich von Webers hochschulpolitischem Handeln nahe, die These zu vertreten, daß Weber in Angelegenheiten der Professionalisierung des Professorenberufs deshalb zu der "(..)army of lonely knights" der "few public-spirited"(Ben-David 1974, S.1466) zählte, weil bei ihm an die Stelle der nur rudimentär in den institutionellen Strukturen der Universität fundamentierten "Standesehre" eine der Berufsethik von Professoren homologe Vorstellung von "Ehre" handlungsregulativ wurde, die er während seiner Zeit als Student durch die Couleurerziehung erworben hatte.

Sollte sich zeigen lassen, daß Webers hochschulpolitisches Handeln durch Muster der im Verbindungswesen tradierten Vorstellungen von Ehre reguliert wurde, dann wäre zu folgern, daß Webers professionspolitischer Heroismus unter anderem darauf beruht, daß der Ehrenkodex des Verbindungswesens die erodierte akademische Standesehre ersetzte, womit die in den Couleuren angesonnenen Verhaltensmuster substitutive, einer Berufsethik homologe Funktionen übernahmen.

II.

MAX WEBERS DEUTUNGEN VON STRUKTUR UND WANDEL DES PROFESSORENBERUFS IM
SPÄTEN KAISERREICH

Die folgenden Kapitel versuchen am materialen Bezugspunkt der Entwicklung des Professorenberufs im späten Kaiserreich Webers Vorgehen zu folgen. Damit zusammenhängende Fragen nach der analytischen Dimensionierung des Gegenstandsbereichs, der Abfolge einzelner Argumentationsschwerpunkte und ihrer Bezogenheit aufeinander werden dabei jeweils gesondert, in Gestalt von Schlußbemerkungen zu den einzelnen Kapiteln behandelt.

2. Vom "äußeren" zum "inneren" Beruf

Dieses Kapitel vergegenwärtigt, welcher Berufsbegriff das Denken Max Webers über den Professorenberuf bestimmt, und es versucht aufzuzeigen, was es bedeutet, wenn Weber in "Wissenschaft als Beruf" zuerst vom "äußeren" und dann erst vom "inneren" Beruf zur Wissenschaft spricht.¹⁾ Zeigen die Erörterungen zum Berufsbegriff, daß Webers Vortrag im allgemeinen als ein Stück praktizierter Soziologie zu begreifen ist, so demonstrieren die Ausführungen zum "äußeren" und "inneren" Beruf im besonderen, welche Vorgehensweise der Weber'schen Analyse des Professorenhandelns eigen ist.

In einem ersten Argumentationsschritt deutet sich an, daß Weber bei der Wortwahl auf eine zeitgenössische, im damaligen bildungsbürgerlichen Alltag gängige Dichotomie zurückgreift. Dabei wird kurz die historische Semantik von "innerem", "äußeren" Beruf und "Beruf" aufgeschlüsselt, so wie sie für die akademischen Schichten zu Webers Zeit bestimmend war(a.). In weiteren Argumentationsschritten wird dann gezeigt inwiefern Weber eine "(..)soziologische Adaptation"(Seyfarth)(2) dieser Begrifflichkeit vorgenommen hat(b.). Abschließend wird dann gezeigt, inwiefern die Adaptation von "äußeren" und "inneren" Beruf zugleich nachweist, welche spezifische Methode Weber anwendet (c.).

Die Arbeit über Weber setzt unter anderem ebenso die "(..)Vergegenwärtigung der seinerzeit gängigen, also Webers Arbeit vorausgehenden Auffassungen und Begrifflichkeiten" voraus wie die daran anschließende "(..) Klärung der Veränderungen, die diese Auffassungen und Begrifflichkeiten bei Weber erfahren"(Sprondel 1980, S.10). Bevor also von Webers Berufsbegriff selbst die Rede sein kann, muß die zeitgenössische Semantik über diesen Bereich vergegenwärtigt werden.

a.) Zur historischen Semantik von "Beruf" und "inneren" wie "äußeren" Beruf

Max Weber geht in dem bekannten Vortrag "Wissenschaft als Beruf" augenscheinlich von den "(..)äußeren Verhältnissen" aus, "(..)also von der Frage: Wie gestaltet sich Wissenschaft als Beruf im materiellen Sinn des Wortes"(1919a,S.582)? Als er diese Erörterung abschließt - "Soviel schien nötig über die äußeren Bedingungen des Gelehrtenberufes zu sagen." - ,ist dann "(..)von dem inneren Berufe zur Wissenschaft (..)"(1919a,S.588) die Rede. - Damit greift Weber auf eine in akademischen

1) Wie oft herausgestellt wird, enthält der Vortrag auch eine "(...)Diagnose der Moderne"(Schluchter 1971a,S.43). Dieser Aspekt wird hier vernachlässigt. Im Zentrum der Erörterungen steht vielmehr das erste Drittel des Vortrags (vgl.1919a,S.582-93), welches wichtige methodisch-analytische Hinweise enthält.

2) ders. 1981,S.216(Anm.17). Seyfarths Vorschlag, der Adaptation eine eigene Studie zu widmen, kann hier nur insofern aufgegriffen werden, als einige charakteristische Konnotationen im bildungsbürgerlichen Alltag zwischen 1850 und 1920 herausgehoben und die bei Weber statthabenden begrifflichen Überformungen angedeutet werden.

Kreisen seiner Zeit gängige Dichotomie zurück, deren Semantik ambivalent ist.³⁾

Vergegenwärtigt man sich den Sprachgebrauch aus dem Zeitraum zwischen 1850 und 1920, so zeichnen sich folgende Entwicklungslinien ab:

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts⁴⁾ war vom "inneren" Beruf immer auch im Sinne von "Neigung" die Rede. Dilthey riet etwa im November 1856 dem jüngeren Bruder: "Bis Dir also zu wählen Pflicht wird, ist noch eine lange Zeit übrig, in der Du Dich, ob ein innerer Beruf Dich treibt, hinlänglich prüfen kannst" (Misch 1933, S.38). Dieses Moment der "inneren Neigung" wurde auch noch später betont. So etwa bei Helmholtz, als dieser 1892 die Ehrungen bei der Feier seines 70. Geburtstages mit einer Tischrede erwiderte: "Für meine äußere Stellung vor der Welt war die Konstruktion des Augenspiegels sehr entscheidend. Ich fand nun bei den Behörden und Fachgenossen bereitwilligste Anerkennung und Geneigtheit für meine Wünsche, so daß ich fortan viel freier den inneren Antrieben meiner Wißbegier folgen durfte" (ders. 1971, S.12).

Dabei war in der bildungsbürgerlichen Semantik vom "inneren" Beruf immer auch die verschlüsselte Regel enthalten, der "inneren Neigung" zu folgen, sofern sie wirklich "Berufung" war und somit der "Sache" diene. Wie emphatisch dies in gehobenen Kreisen auch noch im Alltag des späten Kaiserreichs betont werden konnte, zeigt sich besonders deutlich in den autobiographischen Aufzeichnungen Hans Staudingers (1889-1980). Bevor er 1907 die Universität besuchte, bekam er, wie jeder Sohn der Familie, eine größere Summe ausbezahlt, mit der erste Berufsjahre und Studienzeit zu finanzieren waren: "Diese Regelung war von dem festen idealistischen Glauben meines Vaters bestimmt, daß der von materiellem Druck unabhängige Mensch sich seinen Anlagen und Neigungen gemäß zum Besten der Allgemeinheit entwickeln werde. Daran knüpfte er jedoch die Bedingung, daß jedes Kind frühzeitig ein Handwerk zu erlernen habe." Als Staudinger sein Studium aufnahm und sich auch als Schriftsteller und Dichter versuchte, bat ihn sein Vater schließlich die Gedichte einige Zeit zu sammeln, um dann bei einem gemeinsamen Gespräch zu beurteilen, ob er sich "(..)wirklich als ein Neues schaffender Dichter" ansehen könne: "Der Tag meines jüngsten Gerichts kam: Beim Wein fragte mich mein Vater, meine Gedichte vor sich auf dem Tisch, 'Fühlst Du Dich berufen?' Ich antwortete: 'Nein'" (ders. 1980, S.12ff.). In einem ähnlichen Sinn hieß es auch noch in Sombarts Lexikonartikel "Beruf", daß wenn man dem "inneren" Beruf folge, sowohl "(..)für einen selbst wie für die Sache die denkbar beste Wirkung erzielt" (ders. 1931, S.26) werde.

Wenn auch noch bis ins 20. Jahrhundert hinein die Neigungsmetaphorik lebendig blieb, so ist dennoch nicht zu übersehen, daß der Begriff insgesamt einen Bedeutungswandel erfuhr. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts blieb zwar noch die Vorstellung, der "inneren" Neigung zu folgen erhalten; dies wurde jedoch zunehmend kritischer, im Sinne einer Entfaltung aller "Anlagen" begriffen - womit man sich von der "Spezialisierung" abgrenzte. Daneben war vom "inneren" Beruf bzw. überhaupt von "Beruf" fortan nur noch dann die Rede, wenn es um eine vermeintlich 'ethische Sonderverpflichtung' der "höheren Berufe" ging. In beiden Verwendungsmodi wurde deutlich, daß vom "inneren"- bzw. überhaupt vom "Beruf" nur noch dort gesprochen wurde, wo sich die akademischen Schichten selbst von dem "äußeren" Getriebe, von bloßer "occupatio", dem "Erwerb", der "Karriere" und jeglichem "business", kurz: von allen Elementen absetzten, in

3) vgl. auch den Rückgriff darauf in der "Protestantischen Ethik" (PE/I, S.99f.) und "Politik als Beruf" (1919e, S.545).

4) Da hier keine umfassende Begriffsgeschichte möglich ist, müssen folgende Bemerkungen zur Vorgeschichte genügen: Ende des 18. Jahrhunderts war von "Beruf" kaum noch im Sinne von "Gottes Beruf" die Rede, der Begriff wurde nun im Sinne von "Amt" und "dauerhafter Erwerbstätigkeit" gebraucht. Damit war zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Berufsbegriff bereits ökonomisch eingefärbt. Gleichzeitig war die alte "vocatio spiritualis" (..) zur innerlichen Neigung oder Bestimmung geworden" (Conze 1972, S.500ff.). Die lutherische Duplizität des Berufsbegriffs lebte so, als säkularisiert-idealisiertes Derivat, in der Formel "innerer" versus "äußerer" Beruf fort. Die Einheit beider Momente war nun aber nicht mehr, wie bei Luther noch, theologisch gesichert, sondern idealistisch-ethisch begründet. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war also vom "inneren" Beruf zumeist dort die Rede, wo es um die **PFLICHT** im ethisch verstandenen Wortsinn ging, seinen **NEIGUNGEN** gemäß der Gesellschaft nützlich zu sein.

denen sie die Signatur der Moderne - :Spezialistentum und Utilitarismus - vermuteten. Diese Entwicklung sei nun ins Auge gefaßt: Zwar ist die Dichotomie von "Erwerb" und "Beruf" in einem gewissen Sinne ein jahrhundertealter Topos, doch die Monopolisierung des Berufsbegriffs durch die akademischen Schichten selbst wie die damit einhergehende ethische Höherqualifizierung der Tätigkeit des eigenen Berufs-'standes' enthielt einen neuen Akzent: In einem Brief von Hermann von Helmholtz aus dem Jahr 1854 deutet sich diese Verschiebung bereits an. An seinen Bruder gerichtet, geht es um dessen Entschluß das Gewerbeinstitut in Berlin aufzusuchen. Entgegen den von Helmholtzs Vater geäußerten Bedenken (er war Gymnasiallehrer), versucht Helmholtz den Bruder zu ermuntern, den Entschluß in die Tat umzusetzen: "Was den Streit über 'Handwerk' und 'nicht Handwerk' betrifft, so sehe ich aus Deiner Darstellung, dass Du die Sache keineswegs so auffasst, dass ich auf die Seite R.s und seiner gelehrten Verachtung der banausischen Beschäftigungen treten müsste. Der Werth des Arbeitens hängt nicht von dem Material, was man bearbeitet, ab, sondern von der Größe der geistigen Kraft, mit der es bearbeitet wird, und davon, ob sie Sache des freien geistigen Interesses sei. Wer so arbeitet, wie er es einmal von seinem Meister oder Lehrer gelernt hat, und nur beabsichtigt, dadurch die Mittel zu seiner Subsistenz oder sein Vergnügen zu erlangen, der wird durch das Maschinenmässige der Arbeit geistig abgetötet, wer aber aus Lust an der Sache arbeitet und demzufolge strebt, die Sache zu fördern, der wird durch seine Arbeit veredelt, welche es auch sein mag"(Koenigsberger 1902/I,S.222). Auch wenn Helmholtz nicht aus einer "gelehrten Verachtung heraus argumentiert, kündigt sich einmal die Spannung zwischen "innerem" Beruf und Erwerbsinteresse an, und es zeigt sich ferner, daß die "banausischen Beschäftigungen" tendenziell nicht mehr als Beruf betrachtet werden. Diese negativen Konnotationen wurden in dem Maße offenbar, wie der Erfahrungsraum der akademischen Schichten deutlicher von der sich ankündigenden Moderne bestimmt wurde(5). So schrieb etwa J. Burckhardt im März 1875 über die Folgen des Krieges 1870/71, daß eine "(..) außerordentliche Steigerung des Erwerbssinnes" eingetreten sei: "Die Teils schon eingetretenen, teils bevorstehenden geistigen Folgen aber sind: Die sogenannten 'besten Köpfe' wenden sich auf das Geschäft oder werden von ihren Eltern hiefür vorbehalten (..). Die geistige Produktion in Kunst und Wissenschaft hat alle Mühe, um nicht zu einem bloßen Zweige großstädtischen Erwerbs hinabzusinken (..). Welche Klassen und Schichten werden fortan wesentlich die Träger der Bildung sein? Welche werden fortan die Forscher, Künstler und Dichter liefern, die schaffenden Individuen? Oder soll alles gar zum bloßen **business** werden wie in Amerika"(ders.1878,S.149)? Ganz ähnlich wurde von Friedrich von der Leyen 1906 bezüglich der Zukunft der deutschen Universitäten prognostiziert, daß wer heute noch "(..)deutsche Ideale sucht", sie zwar oft genug "preisen hören wird", diese aber "(..)inhaltsloser Lärm" geworden seien. Eines dieser Ideale war ein "(..)Leben für den inneren Beruf". Einen Kronzeugen fand er in Richard Wagner: "Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen zu tun"(6). Sein Resümee lautet: "Es gab ja in Deutschland immer Leute, die ihre Überzeugung und bessere Einsicht um ihrer Karriere willen opferten; aber früher waren sie in der Minderzahl. (..)Diese Kennzeichnung des gegenwärtigen öffentlichen Lebens haben wir gefunden: ein Fülle tüchtiger Fachmänner. Aber dieses Fach raubt das Interesse und die Sorge für alles, was außerhalb liegt und die vorwärts kommen wollen sind heute skrupelloser und für äußere Ehren empfänglicher und gegen das Beste im Menschen, das Deutsche im Deutschen, abgestumpfter, als es deutscher Art zuträglich sein kann"(ders.1906,S.1,16,18).

5) Die elitäre Monopolisierung des Berufsbegriffs läßt sich als Facette des Antimodernismus der deutschen 'Mandarine' verstehen (vgl.Ringer 1969), vergisst man nicht, daß es zugleich um mehr als Herrschaft ging(s.u.). Bestätigungen des Gesagten finden sich ferner in den Arbeiten von Steinhausen (vgl. ders 1923) und Kratzsch (vgl. ders. 1969).

6) In Wagners "Deutsche Kunst und deutsche Politik"(1867) ist das Motto zu finden. Die Losung war zeitweise auf dem Titelblatt des "Kunstwarts" abgedruckt (vgl.Kratzsch 1969) und wurde im Nationalsozialismus entsprechend ausgebeutet. - Andere semantische Schichten des Berufsbegriffs, besonders Themen wie protestantische "Innerlichkeit" und "Nationalismus", bleiben unberücksichtigt.

Damit wurde das Wortpaar "innerer" und "äußerer" Beruf eine ständische Distinktion indizierende Formel, bzw. der Begriff "Beruf" wurde auf die Tätigkeitsbereiche der akademischen Schichten eingeengt. Daß "Beruf" in diesem Sinne durch den "(..)Altruismus der Hingebung für andere und für das öffentliche Wohl(..)", die qua Industrialisierung entstehenden "Gewerbe" allerdings durch den "(..)Egoismus der Erwerbszweige" konstituiert werden (Triepel 1911,S.76 - dort auch weitere Belege), dieser Versuch, den mit einer Sondernorm ausgestatteten Berufsbegriff auf die akademischen Schichten selbst zu beschränken, ist typisch für das wilhelminische Deutschland. Dabei ging zugleich die ursprüngliche Einheit von "innerem" und "äußeren" Beruf verloren und das Wortpaar wurde, praktisch nach außen gewendet, im ständisch qualifizierenden Sinn weiterbenutzt. Wie nahtlos dabei an die alte Terminologie angeknüpft wurde, dies wird nicht nur in den Formulierungen Fr. von der Leyens ("für äußere Ehren empfänglicher") deutlich, sondern auch an der 1909 von Wilhelm Kahl gehaltenen Rede zur Universitätsreform offensichtlich, die bezeichnenderweise unter dem Motto: "(..)zurück von der Äußerlichkeit zur Innerlichkeit" stand. Eine der Gefahren, die ihm den Bestand der Hochschulen zu bedrohen schien, war insbesondere "(..)der 'Utilitarismus', der heute so aufdringlich an unsere Türen pocht." Er fuhr fort: "Nicht die Studenten sind es, welche zumeist den Geist des Brotstudiums importieren, sondern unheilvolle Einflüsse von außen sind es, welche ihn erziehen, (..). Dagegen gilt es zu kämpfen, hier liegen Reformgebiete, welche uns Lehrer täglich auf das Innerste unserer Pflicht und Berufsaufgabe verweisen"(in: Kalischer 1967,S.102f.).

Von dieser Grundstimmung ausgehend wurde es nun üblich, der scheinbar nur dem "(..)Eigentum" folgenden Industriearbeit die Bezeichnung "Beruf" und damit ethische Qualität abzusprechen; so findet sich die Betonung dieser ethischen Minderwertigkeit etwa bei Steinbach: "Die Organisation des gewöhnlichen Erwerbs beruht wesentlich auf wirtschaftlichen, die Organisation des Berufs wesentlich auf ethischen Momenten (..)". Bei diesen Berufen, so fuhr er fort, sei der Ausgangspunkt "(..)die Pflicht", welche "(..)begrifflich bis zur äußersten Anspannung aller Kräfte, ja selbst bis zur Aufopferung des Lebens reicht"(ders. 1896,S.24f.).

Auch die soziologische Gegenwartsdeutung um die Jahrhundertwende war tendenziell von solchen 'Ressentiments' bzw. dem Versuch einer 'ständischen' Selbstetikettierung der akademischen Berufstätigkeit nicht frei. Sei es im Falle von Sombarts Lexikonartikel zum Stichwort "Beruf", in den Arbeiten Manns über "Beruf und Erwerb", bei Tönnies oder schließlich bei Alfred Weber - bereitwillig wurden dem 'herrschenden' Zeitgeist Zugeständnisse gemacht: Zwar findet sich bei Sombart diese Einschränkung auf die "höheren" Berufe nicht, aber daß sie für ihn dennoch galt, geht deutlich aus der vermeintlich kulturkritischen Bemerkung hervor: "Die abgegrenzte, dauernd zusammenhängende Tätigkeit bildet einen Beruf, auch wenn sie in einer chaotischen Gesellschaft wie der unsrigen ausgeübt wird, auch wenn sie aus einer Summe affenartiger Handgriffe besteht, wie so zahlreiche 'Berufe' in modernen Großbetrieben(..)" (ders. 1931,S.25). Deutlicher wurde dagegen Mann in seinen Arbeiten, der die Gleichsetzung von "Erwerb" und "Beruf" für unzulässig erklärte (vgl. ders. 1924,S.38). Seiner Meinung nach folgte jeder "(..)im Erwerbsleben stehende (..) zunächst - unbekümmert um soziale Zwecke und Aufgaben - individualistisch-egoistischen Trieben und Interessen"(ders. 1933,S.486). Ähnlich schließlich auch Tönnies: In einer Rezension von Philipp Lothmars Rektoratsrede "Die Freiheit der Berufswahl" schlug er eine Berufsdefinition vor, in welcher der Begriff "(..)in einen Fluß der Etnwicklung gestellt" ist, "(..)indem man ihn in Beziehung bringt zu zwei anderen Begriffen: einem, der vor ihm und einen der nach ihm ist; in jenem wird begriffen was noch nicht, in diesem was nicht mehr die Sache ist." Beruf als "(..)dauerndes Verhältnis zu einer Tätigkeit" begreifend, unterschied er: "1. Liebhaberei - hier ist die Tätigkeit ganz Zweck, 2. Beruf - hier ist sie Halb Zweck halb Mittel, 3. Geschäft - hier ganz Mittel." Entscheidend ist das Schlußurteil: "Fast alle Berufe haben heute die Tendenz, zu Geschäften zu werden"(ders. 1898,S.587). Wo Sombart und Tönnies verglichen mit der Position Manns noch Zurückhaltung zeigten, war Alfred Webers Einschätzung beredter Ausdruck von Kulturkritik. Er sprach 1910 offen über das "(..)utilitäre Deutschland (..) mit seinem ausgesprochenen Instinkt für geistiges Kleingeld", und fragte: "(..)ob die Nützlichkeit - genauer banale Erwerbsfunktion, zu der die sog. Bildung degradiert worden ist, seitdem der moderne Bürokratenstaat sie zur Voraussetzung von 'Beruf' und Stellung gemacht hat, - ob nicht diese Erwerbsfunktion mit ihren breiten Schatten den Blick auf die Höhenzüge des eigentlichen Gebildetwerdens versperrt hat"(A.Weber 1910,S.74)?

Diese wenigen Andeutungen zur Begriffsgeschichte von "Beruf" und dem - nach außen gewendeten - Dualismus von "äußeren" und "inneren" Beruf müssen hier genügen.⁷⁾ Was sich in ihnen versteckt, ist eine Facette dessen, was Max Weber den bis "(..)in alle intimsten Kulturfragen eingehenden Kampf des 'Fachmenschen'- Typus gegen das alte 'Kulturmenschentum'(..)"(WuG,S.578) nennt, bzw. - in dem hier verhandelten Kontext gerade umgekehrt: - des Kampfes der 'Kulturmenschen' gegen die Heraufkunft der 'Moderne' (: 'Utilitarismus', 'Spezialistentum', 'Fachmensch', 'Karriere'-denken, 'Rationalismus' usf.).

Ausgangspunkt unserer Betrachtung bildete die im Alltag der 'akademischen' Schichten verwendete Berufsbegrifflichkeit, die - wie sich zeigte - in spezifischer Weise der Selbst- und Fremdcharakterisierung verschiedener Modi des beruflichen Handelns und ihrer Träger dienlich gemacht wurde. Drei Veränderungen sind dabei hervorhebenswert:

a) Einmal spiegelt sich in ihnen der Versuch der Monopolisierung des Berufsbegriffs durch die Träger akademischer Bildung. Wie die Herausbildung neoständischer Konnotationen zeigt, geht es um das Bemühen, sich gegenüber anderen Berufsgruppen einen Sonderstatus der sozialen Schätzung zu sichern, der - folgt man Ringers Thesen in seinem "The Decline of the German Mandarins"(ders. 1969) - mit dem Beginn der Hochindustrialisierungsperiode im Kaiserreich fragwürdig wurde.

b) Ferner zeigen die Belege, daß bei der Betrachtung der 'höheren' Berufe immer stärker das Moment des "inneren" Berufs betont wurde, und so die alte Einheit von "äußeren" und "inneren" Beruf zerfiel, wobei der 'höhere' Beruf sozusagen nur noch im ethisch - idealistischen Sinne begriffen wurde. Diese neue Idealisierung der 'höheren'/'inneren' Berufstätigkeiten ist jedoch nicht nur als Ausdruck sozial unbewußter ständischer Differenzierungsbemühungen zu verstehen. Eine generative Basis der Idealisierung des (professionellen) Berufs war auch die Befürchtung, daß mit der durch die Modernisierung in Gang gesetzten Dynamik künftig auch die 'gelehrten' und 'geistigen' Berufe nach dem Schema des beruflichen Handelns in Industrie und Bürokratie perzipiert und in der Folge entsprechend organisiert werden würden.

In den angeführten Belegen geht es nur noch bedingt um die Bedrohung der akademischen Schichten durch die Folgen der "sozialen Frage". Nach 1890 wurde nicht mehr jener "(..)ungeheure Rationalisierungsvorgang" einer "(..)Umschichtung des Lebens in die Großbetriebsgestaltung" in seinen Konsequenzen für die "unteren Schichten"(A.Weber) diskutiert. In der bildungsbürgerlichen Diskussionsöffentlichkeit wurde vielmehr die "soziale" durch die "kulturelle Frage" abgelöst (vgl. vom Bruch 1980,S.29ff.). Über den Prozeß des Einzugs der unteren Schichten "(..)in jenes graue öde gleichartige Gehäuse" konnte Alfred Weber 1910 schreiben: "Das ist vollendet oder nahezu vollendet." Was dagegen seiner Meinung nach

7) Über die weitere Entwicklung der Berufsemantik bilden die Aufsätze von Freyer, Meß, Barth, Gothe, Woldt, Stein und Salander eine Fundgrube (in:Blätter für deutsche Philosophie Bd.7-1933/34-S.1-128).

bevorstand, war das "(..)Hineingesogenwerden der (..) oberen Schichten der Bevölkerung" in den "(..)neuen Mechanismus", die "(..)generelle Bürokratisierung": "Denn Bürokratisierung der Gesellschaft ist ja nichts anderes als Verwandlung ihrer oberen Schichten in Beamte"(ders. 1910a,S.32 u. 30f.). Deshalb läßt sich die veränderte Bedeutung des Berufsbegriffs auch als mißglückter Versuch einer Reflexion über die Handlungsspezifik der 'gelehrten'Berufe verstehen, wobei Beamtenhandeln und Erwerbstätigkeiten den akademischen Schichten als Negativfolie dienten.⁸⁾

Gustav Schmoller - um nur einige Belege zu dieser Behauptung aufzuführen - schrieb etwa bereits im Januar 1876 an den jungen Lujo Brentano: "Was meinem Geschmack am meisten widerstrebt, ist ihre Erörterung der Arbeit als 'Waare' /!/. (..) Je weiter wir in die Gebiete der höheren gelernten und geistigen Arbeit kommen, desto weniger passt das Wort: ist die Arbeit des Arztes, des Journalisten auch Ware /!/?"(Goetz 1941,S.153). Ähnlich lauteten Befürchtungen für den Bereich des Professorenhandelns selbst: 1869 stellte Ernst Immanuel Bekker die Frage danach, ob sich nicht in den höheren Unterrichtsverwaltungen ein "(..)Rationalismus(..)" durchsetzen könne, für den die spezifische Organisation gelehrter Berufstätigkeit so irrational erschien, daß bald die Fragen gestellt würden: "(..)wozu die langen Ferien ? und die wenigen Unterrichtsstunden ? Zwanzig Stunden wöchentlich während vierzig Wochen des Jahres, dabei werde kein Professor sich ruinieren, für sich selbst behalte er immer noch mehr Zeit als ein Beamter." Er fuhr fort: "Dies sind keineswegs nur in der Fiktion vorhandene Anschauungen. (..) Die Anschauungen sind auch nicht irrational, insofern man unter rational das Rechnen mit ausschließlich bekannten Größen und das Außerachtlassen aller unbekanntem versteht: was nicht innerhalb meines Horizontes liegt, das ist nicht"(Bekker 1869,S.131). Und 1907 ging der Eröffnungsredner zum I. Deutschen Hochschullehrertag davon aus, daß ein "(..) so ziemlich alle nichtakademischen Bevölkerungskreise" erfassendes "(..)Neidgefühl" den Professoren gegenüber entstanden sei, "(..) an dem niemand mehr partizipiert, als die Bürokratie". Denn als eine "(..)schwere Ungerechtigkeit " empfänden es alle sonstigen Beamten, daß der normale Staatsdiener "(..)einen nur verhältnismäßig eng begrenzten Urlaub im Jahr genießen kann, während der Hochschullehrer seine Tätigkeit durch gewisse längere Ferienzeiträume unterbrechen darf, und man glaubt, diese Ferienzeiträume brauche er ja nur zum Ausruhen zu benützen, und er könne während dieser Zeit machen was er will, in der See baden, die Alpen besteigen. Man hat keine Ahnung davon, wozu diese Ferien dienen (..). Wie soll man davon eine Vorstellung haben ? Man achtet nicht auf dieses Gebiet"(HLT/I,S.8f.).

8) Ich betrachte also die Auseinandersetzung zwischen 'Fach-' und 'Kulturmenschentum' unter den Gesichtspunkten Herrschaft und Handeln. Alfred Webers Vorstellung von "Bürokratisierung" bzw. "Industrialisierung" (-bei ihm wie bei Max Weber sind beide Phänomene im Bild des "Betriebs" zusammengedacht-) der akademischen Schichten enthält sowohl einen elitären Hintergrund, wie auch die nicht eigens begründete Unterstellung, daß professionelles Handeln nicht nach dem Modus von Verwaltungs- oder Tauschhandeln organisierbar ist. Dieser Prozeß müßte in einer eigenen Studie näher untersucht werden; Marx hatte schon prognostiziert: "Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheines entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt"(MEW 4,S.465).-Eine Nachzeichnung wäre deshalb lohnend, weil hier auf der Ebene **öffentlicher** Diskussion zwei Grundvorstellungen von Professionen entstanden, die faktisch teilweise noch heute die **theoretische** Diskussion über sie prägen: **entweder** man betrachtet(e) professionelles Handeln 'idealistisch' bzw. 'funktionalistisch' **oder** 'materialistisch' bzw. 'kritisch' Entweder man forderte die "nationalökonomische" Betrachtung oder eine "allgemeine Idealgüterlehre"(vgl. Feuchtwanger 1922). Parallel zur Ethisierung entstand die Vorstellung eines besonderen Dienstleistungsethos, die auch Parsons frühes Professionsmodell noch beeinflusste.

Die Befürchtung der akademischen Berufsträger, daß 'geistige' Arbeit künftig als "Ware", d.h. nach dem Muster des Handelns in der Industrie, oder unter dem Gesichtspunkt des "Rationalismus", d.h. nach dem Schema des Beamtenhandelns betrachtet würde,⁹⁾ führte nun dazu, daß im Gegenzug eine Vorstellung professionellen Handelns entwickelt wurde, in welcher die modernen 'gewerblichen Tätigkeiten' und das Beamtenhandeln als Gegenpol der Betrachtung fungierten.

c) Die in den Belegen erkennbare Tendenz einer rigiden Ethisierung¹⁰⁾ des 'höheren' Berufs, mußte dabei in gleichem Maße zunehmen, wie die gesamte Berufswelt im wilhelminischen Deutschland nicht mehr korporativ(-ständisch) organisiert war, sondern qua Hochindustrialisierung und weiter vorangetriebener Bürokratisierung hochgradig formal rationalisiert und standardisiert wurde. Die korporative Organisation des Gelehrtenberufs erschien so als 'irrationaler' Überrest, und die mit dieser Organisation verbundenen Spezifika als illegitime 'Freiheiten' und 'Privilegien'. In dem Maße, wie sich die Organisation der 'höheren' Berufstätigkeit von jener der modernen Tätigkeiten unterschied, wurde durch den sich veränderten Außenkontext der 'Verdacht' auf Illegitimität auf Dauer gestellt. Als Reaktion auf jenes "(..)so ziemlich alle nicht-akademischen Kreise" erfassende "(..)Neidgefühl", von dem der Eröffnungsredner der Hochschullehrertage sprach, blieb so - wollte man die Spezifik der Organisationsform erhalten - nur die Möglichkeit der rigiden Ethisierung des Binnenraums übrig. Damit entstand im soziologischen Sinn des Wortes erst der 'Zwang', den Mitgliedern der Korporation eine besondere 'Berufsethik' anzuspinnen.¹¹⁾

Max Weber - und damit ist bereits der nächste Argumentationsschritt ins Auge gefaßt - hat nun zweifellos weder die Sicht des 'Fachmenschen', noch die des 'Kulturmenschen' geteilt: Da sich in den diskutierten Belegen auch das mitteilt, was er selbst einmal die "(..)antikapitalistische Haltung" der "(..)Bildungsaristokratie"(1904c,S.439) nannte, steht zu erwarten, daß er die entsprechenden Vorstellungen distanziert ausgedeutet hat. Diese kritische Distanz wird zunächst zu erörtern sein. Es geht dabei um die Frage, welche

9) 'Bürokratisierung' und 'Industrialisierung' der Universität bilden eine zeitgenössische Chiffre der Diskussion um die Krise der deutschen Universität ab 1890 (vgl. zur zeitlichen Datierung vom Bruch 1980,S.135).Hierher gehört auch die Vorstellung vom "Großbetrieb der Wissenschaft"(vgl. die Belege bei Riese 1977,S.13f.).

10) Von rigider Ethisierung kann deshalb gesprochen werden, weil der Erwerbsaspekt vollständig negiert wurde.

11) Der Eröffnungsvortrag zum I. Hochschullehrertag enthält nicht zufällig ein merk würdiges Nebeneinander von Invektiven gegen die Ethisierung der Universitäten **und** eine Selbstbeichtigung, die ihresgleichen sucht. Mit Anlehnung an eine darwinistische Vorstellungswelt wurde dort davon gesprochen, daß es darauf ankäme, die "(..)viele(n) unverbesserliche(n) Elemente (..) unter uns auszumerzen(..)", und das Ziel des Zusammentritts der "(..)Ausschluß der Minderwertigen"(HLT/I,S.18f.). Aus diesem Zwang heraus 'müssen' bis heute immer wieder Untersuchungen über den 'Arbeitstag' von Professoren erscheinen. Der Zwang, das qua Handlungsstruktur differente zu vergleichen, ist qua Industrialisierung und Bürokratisierung verstetigt worden.

Veränderungen die Berufsbegrifflichkeit durch Weber erfuhr, und inwieweit seine Distanz als praktizierte Soziologie zu begreifen ist.

b.) Webers Verhältnis zum Berufsbegriff der "(..)'geistigen' und gelehrten Berufe(..)"

Kontrastiert man die in der zeitgenössischen Berufssemantik enthaltenen Vorstellungen mit Webers Berufsbegrifflichkeit von "Wissenschaft als Beruf", so wird deutlich, was es heißt, daß dieser Vortrag als praktizierte soziologische Reflexion zu betrachten ist:

Wenn Max Weber in dem genannten Vortrag zuerst vom "(..)äußeren" Beruf der Wissenschaft sprach, und an jener "(..)gewisse(n) Pedanterie von uns Nationalökonomem" festhielt, von der Frage auszugehen: "Wie gestaltet sich Wissenschaft als Beruf im materiellen Sinne des Wortes?"(1919a,S.582), dann wies er die überzogene Negation des Erwerbsmoments für den Bereich des Professorenberufs zurück. Er verband mit der Zurückweisung die Intention, die in der bildungsbürgerlich-akademischen Überhöhung des "inneren" Berufs enthaltenen 'ständischen' Konnotationen, also die Perhorreszierung des Erwerbs wie die damit verbundene "(..)Disqualifikation des 'Erwerbstätigen'(..)"(WuG,S.537), als solche kenntlich zu machen. Daß dies intendiert war, geht unmittelbar daraus hervor, daß er schon früh von dem "(..)Hochmut der 'geistigen' und gelehrten Berufe" sprach, und darunter eine Haltung verstand, welche die "(..)wirtschaftlichen Aufgaben", die das Leben stellt, nur als "(..)unvermeidliche Bürde der Existenz" betrachtete(LB,S.216f.). Später sprach er dann von den "(..)konfusen snobistischen Vorstellungen von der moralischen Minderwertigkeit der wirtschaftlichen, parlamentarischen, journalistischen (..) Arbeit"(1917a,S.231), die den akademisch-intellektuellen Kreisen eigen seien.¹²⁾

Wie sehr Webers Berufsauffassung dem Berufsverständnis seiner akademischen Kollegen diametral gegenüberstand, dies beweisen nicht zuletzt die Reaktionen auf seine in "Wirtschaft und Gesellschaft"(vgl. WuG,S.80) ausführlicher dargelegte Präzisierung des Berufsbegriffs, welche "Wissenschaft als Beruf" zu Grunde gelegt werden muß. So nahm nicht nur Sombart diese sichtlich reserviert zur Kenntnis (vgl. ders. 1931,S.26f.), auch Salin kommentierte Webers Begriffsbestimmung später noch im Stil stenogrammartiger Erregung: "(..) nichts von Stand, nichts von Berufung, nichts von Qualifikation - keine vocatio, nur occupatio, nur Tätigkeit und Erwerb(..)"(Salin 1961,S.39). Webers Berufsbegriff von den "'geistigen' und gelehrten Berufen" enthält also insofern ein soziologisches Moment, als ihm eine dem bildungsbürgerlich-akademischen Selbstverständnis seiner Zeit zuwiderlaufende Enttäuschung inhärent bleibt.

Er verstand den Professorenberuf damit zuerst als eine Erwerbstätigkeit. Ferner distanzierte

12) Für den Bereich des nichtakademischen beruflichen Handelns ging zwar auch Weber davon aus, daß einem "(..)stetig zu nehmenden Bruchteil des Volkes der Begriff des Berufs (...) abhanden kommt und zufolge der wirtschaftlichen Umwälzungen verloren gehen muß "(1892a,S.1108,vgl.auchJB,S.339), jedoch wandte er sich zugleich immer auch gegen jeglichen "Gelehrtendünkel"(Weber), insofern dieser eine moralische Minderwertigkeit der 'utilitaristischen' Tätigkeiten indizieren sollte.

er sich von den zeitgenössischen Vorstellungen über den Gelehrtenberuf insofern, als er eine ganz andere Haltung zur 'Spezialisierung' einnahm: An den bereits herangezogenen Belegen ließ sich erkennen, daß ein "Leben für den inneren Beruf" immer auch von der Haltung der negativ perzipierten "Fachmänner"(von der Leyen) abgesetzt, und als "Entfaltung" der eigenen "Anlagen" betrachtet wurde. Im Hintergrund stand dabei die Vorstellung einer "wahren", "wirklichen" und "allgemeinen" im Gegensatz zur "speziellen" Bildung. Der daraus erwachsenden "(..)dilettantischen Allerweltsorientierung"(Geiger)¹³⁾ stand Weber insofern gegenüber, als sich bei ihm eine charakteristische Umdeutung dessen findet, was damals "Spezialisierung" genannt wurde:

"In der heutigen Zeit ist die innere Lage gegenüber dem Betrieb der Wissenschaft als Beruf bedingt zunächst dadurch, daß sie in ein Stadium der Spezialisierung eingetreten ist, wie es früher unbekannt war, und daß dies in aller Zukunft so bleiben wird. Nicht nur äußerlich, nein, gerade innerlich liegt die Sache so: daß der Einzelne das sichere Bewußtsein, etwas wirklich Vollkommenes auf wissenschaftlichem Gebiet zu leisten, nur im Falle strengster Spezialisierung sich verschaffen kann"(1919a,S.588).

Weber ging zwar von der "äußeren" Spezialisierung aus, doch er wies sofort darauf hin, daß die "strenge" Spezialisierung von vornherein eine Selbstverständlichkeit jeglichen wissenschaftlichen Handelns bleibt, wenn diese nicht als eine "(..)Heilsgüter und Offenbarung spendende Gradengabe von Sehern und Propheten", sondern als "(..)fachlich betriebener Beruf"(1919a,S.609) begriffen wird. Ihm ging es ausdrücklich um die Feststellung, daß Wissenschaft kompetente und 'fachmännische' Leistungen erbringt. Damit war die Argumentation gegen die zeitgenössischen Tendenzen eines "Dilettantismus als Prinzip" gewandt. "Mode oder Literatensehnsucht", so Weber an anderer Stelle, "glaubt heute gern, den Fachmann entbehren oder zum Subalternarbeiter für den 'Schauenden' degradieren zu können. Fast alle Wissenschaften verdanken Dilettanten irgend etwas, oft sehr wertvolle Gesichtspunkte. Aber der Dilettantismus als Prinzip der Wissenschaft wäre das Ende"(PE/I,S.23). Dies blieb nicht unwidersprochen: Sprach etwa Scheler davon, daß Webers Thesen für alle 'Geistesbildung' "(..)gänzlich ruinös(..)" (ders.1922,S.25) seien, so kommentierte ein anderer Rezensent die seiner Meinung nach "(..)einseitige", von ihm jedoch gänzlich mißverständene Auffassung mit den Worten: "Den inneren Beruf zur Wissenschaft besitzt nur, wer eine wahre Freude am Spezialistentum genießt(..)"(Sauer 1920,S.627f.).

Wie diese Ausführungen bereits zeigen,¹⁴⁾ läßt sich Webers Explikation des Berufsbegriffs nicht als Anknüpfung an die ständisch-idealistischen Implikate der 'bildungsaristokratischen'

13) ders.1950,S.7.

14) Ferner hat sich Weber, was sich vor allem an "Politik als Beruf" zeigen läßt, nicht den zeitgenössischen Vorstellungen über die "(..)moralische Minderwertigkeit" der journalistischen Arbeit angeschlossen. Die Bemerkung, daß eine "(..)wirklich gute journalistische Arbeit mindestens ebenso viel 'Geist' beansprucht wie irgendeine Gelehrtenleistung"(1919e,S.525), war ebenso gegen den "(..)Gelehrtendümel" gerichtet wie jene über die Rolle der "Phantasie" für den Unternehmer: "Die Eingebung spielt auf dem Gebiet der Wissenschaft ganz und gar nicht (..) eine größere Rolle als auf dem Gebiete der Bewältigung von Problemen des praktischen Lebens durch einen modernen Unternehmer"(1919a,S.590).

Sichtweise verstehen. Bedingt durch die Vortragssituation,¹⁵⁾ aber nicht nur dadurch motiviert, knüpfte er an die zeitgenössische Terminologie an. Dies geschah mit der Absicht, durch den Rekurs auf gängige Vorstellungen, diese selbst distanziert und dadurch mit der "gewissen Pedanterie" des "Nationalökonomien" auszudeuten. Wie Weber auch in "Politik als Beruf" zugleich ankündigte, er werde die Zuhörer in mehrerlei Hinsicht "(..)notwendig enttäuschen"(1919e,S.5o5), wurden auch in "Wissenschaft als Beruf" fortwährend notwendige Ent-täuschungen expliziert.

Der Vortrag ist deshalb als eine direkt auf ein Publikum bezogene und insofern pragmatische Stellungnahme eines Soziologen zu verstehen. Die Ausrichtung auf ein allgemeineres, nicht-fachliches Publikum wird dadurch erreicht, als Weber - dabei durchaus 'kunstvoll' verfahren - an die zeitgenössische Terminologie und die sie bestimmenden Erfahrungsräume anknüpft. Die Ausrichtung im Sinne einer Analyse zeigt sich hingegen darin, daß er die gängigen Vorstellungsgelhalte zwar 'hervorlockt', zugleich aber diese diszipliniert und distanziert erörtert. Auf den ersten Blick mag der Vortrag, wie Rickert betonte, von "(..)pädagogischen Absichten"¹⁶⁾ bestimmt zu sein scheinen, jenseits der gängigen Qualifizierungen von "Wissenschaft als Beruf" als einer 'erzieherischen', 'heroischen' und 'politischen' Rede¹⁷⁾ bleibt indes die Beachtung der ihr eigenen soziologischen Perspektive wichtiger.¹⁸⁾

15) vgl. dazu ausführlich Birnbaum (in:König/Winckelmann 1963,S.19ff. und Schluchter 1971a,S.239-41).

16) Offenbar hat Rickert nur die 'erziehwerten' Studenten in Betracht gezogen. Er gibt aber - sich selbst einschließend - zu verstehen, daß nicht nur die 'Literaten' selbst, also die "(..)modernen Aesthethen um Stefan George (..), sondern auch Männer wie Ernst Troeltsch" einen "(..)erschreckenden Eindruck" von diesem Vortrag gewonnen hätten (ders.1926,S.231f.).

17) Auf die Publikation des Vortrags folgten etliche Stellungnahmen (vgl.Sauer1920, Kahler1920, die Erwiderung auf Kahler: Salz1921, Kracauer1923, Troeltsch1921, Scheler 1922, Rickert1926, Plessner1924, Curtius1920, eine m.E. unergiebig Rückschau bietet Wittenberg 1938). Diese Stellungnahmen sind für diesen Kontext wenig ergiebig, und bieten nur interessante Gesichtspunkte für die Ambivalenz teils euphemistischer Kritik und heroisierender Vereinnahmung durch 'geisteswissenschaftliche' Gelehrte. Sie lassen sich ferner als verspätete Reflexion einer faktisch schon seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts bestehenden Funktionslosigkeit der Philosophie begreifen. Die durch Webers Aussage offenbar evozierten 'philosophischen Existenzängste' treten besonders deutlich in der Stellungnahme Schelers (ders.1922,vgl. bes. S.25) hervor. Lesenswert und grundlegend sind die Arbeiten von Schluchter (ders.1971a), ferner immer noch Löwith (ders.1964) und Plessner (ders.1924).

18) Was hier 'soziologisches' Vorgehen genannt wird, schließt das Moment 'vereinseitigter' Erkenntnis mit ein. Dies sei kurz am Beispiel der "Protestantischen Ethik" erörtert. Sie hatte als eine Bedingung ihrer Möglichkeit zur Voraussetzung, daß Weber sich von dem alltäglichen Sprachgebrauch der Dichotomien "Erwerb" versus "Beruf" und "innerer" versus "äußerer" Beruf löste, und insofern nicht dem bildungsbürgerlich-gelehrten Topos des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts verhaftet blieb. Mit der Vorstellung des **Erwerbs** als "(..)eine(r) Art kategorischer Imperativ"(PE/I,S.268-Anm.273) hatte es Weber als - wie er sich einmal bezeichnete - "(..)Mitglied der bürgerlichen Klassen"(1895c,S.26) einfacher. Die 'bourgeoise' Herkunft zog gegenüber den Kollegen einen Trennungsstrich, wo es um die "(..)konfusen snobistischen Vorstellungen von der moralischen Minderwertigkeit der wirtschaftlichen Arbeit" (1917a,S.231) ging. Weber hat diese Differenz, die eine Differenz der **Erfahrungsräume** und somit auch der **Erkenntnis** - möglichkeiten war, 1917 sehr

c.) Erste Hinweise auf Webers Vorgehen bei der Analyse des Professorenhandelns

Auch Webers Rückgriff auf den Dualismus "innerer" und "äußerer" Beruf muß als ein Kunstgriff seines Vorgehens betrachtet werden. Zwar hat Schluchter in seiner Interpretation hervorgehoben:

"Nur wer überhaupt einer Sache dient, (...)wer Leidenschaft zu ihr entwickeln vermag, hat nach Weber einen Beruf. (...) Dies unterscheidet den, der einen Beruf hat, von dem, der bloß einer Beschäftigung nachgeht. Weber hat dies durch die Unterscheidung von äußerem und innerem 'Beruf' angedeutet"(ders. 1971a,S.65 u.Ann. auf S.252; vgl. Löwith 1964,S.139).

Doch nähme man diese Gleichsetzung von 'äußerem' Beruf und 'Beschäftigung' ernst, so wäre Webers Distanz zu den Berufsvorstellungen der akademischen Schichten für nichtexistent zu erklären. Der in der zeitgenössischen (öffentlichen wie wissenschaftlichen) Diskussion ausgeprägten Tendenz, den Berufsbegriff eher als "(...) Bestandteil der Morallehre"(McClelland 1985,S.235) für die höheren Schichten aufzufassen, stand Webers nüchtern-objektivierende Betrachtung jedoch von Anfang an entgegen.

Nun könnte sich Schluchters Interpretation zwar auf die an entlegener Stelle auffindbare Bemerkung Webers stützen, daß dort, wo "(...)geistige und künstlerische Bildung zum Beruf geworden ist(...)", dieser Beruf selbst "(...)nicht rücksichtslos zur Erwerbsquelle werden kann und darf"(1904c,S.439). Schließlich wäre auch an eine Bemerkung aus "Politik als Beruf" zu denken: "Es gibt zwei Arten, aus der Politik einen Beruf zu machen. Entweder man lebt 'für' die Politik, - oder aber: 'von' der Politik. Der Gegensatz ist keineswegs ein exklusiver. In aller Regel tut man vielmehr, mindestens ideell, meist aber auch materiell, beides(...)"(1919e,S.513). Doch selbst wenn man Weber hier entsprechende Haltungen zuordnen würde, wäre man noch nicht auf die analytisch-methodische Schlüsselfunktion eingegangen, die dem Dualismus in den beiden Vorträgen zukommt.

Betrachtet man seine Argumentationsmuster, so fällt auf, daß er sich in beiden Vorträgen des Wortpaars bedient, um die Schrittfolge der Analyse gegenüber den Zuhörern zu verdeutlichen, und mit Hilfe dieser Terminologie (damals:verbale) Zäsuren setzt:

In "Wissenschaft als Beruf" heißt es: "Soviel schien nötig, über die äußeren Bedingungen des Gelehrtenberufs zu sagen. Ich glaube nun aber, Sie wollen in Wirklichkeit von etwas anderem: vom inneren Berufe zur Wissenschaft hören"(1919a,S.588). Drauf folgt dann die Explikation der Qualitäten des Professors; Weber spricht über "Leidenschaft", vom unbedingten Muß zur "harten Arbeit" usf. Auch an der entscheidenden Übergangsstelle von "Politik als Beruf" heißt es: "Was vermag sie" -gemeint ist die Politik- "nun an inneren Freuden zu bieten, und welche persönlichen Vorbedingungen setzt sie bei dem voraus, der sich ihr zuwendet?" Danach folgt die Erörterung der "Qualitäten" des Politikers; Weber spricht über "Leidenschaft", "Verantwortungsgefühl", "Augenmaß" bzw. "Distanz" usf. (1919e,S.545ff.).

polemisch markiert: Was ihn so "ungeduldig" mache, sei jene "(...)profunde Ignoranz unserer Literaten über das Wesen des Kapitalismus": "Was auf dem Kontor eines (...) Betriebes eigentlich geschieht, ist (...) /ihnen-Z.v.V./ ein Buch mit sieben Siegeln"(GPS 2,S.253-vgl.sachlicher 1904c). D.h. es ging sowohl um den **sozio** logischen Aspekt einer im objektiven Sinn begreifbaren schichtspezifischen Erkenntnischance, zum anderen lag aber eine Bedingung der Möglichkeit der Protestantischen Ethik in der **soziologischen** , distanzierten Reflexion der Berufsemantik beschlossen.

Nachdem schon gezeigt wurde, wie Weber den in dieser Dichotomie enthaltenen Vorstellungsgelhalten distanziert gegenüberstand, wird nun deutlich, daß er den Dualismus epistemologisch ummünzte und auf ihn zurückgriff, um eine spezifische Vorgehensweise bei der Analyse des Professorenhandelns zu verdeutlichen. Wenn etwa - um einen Weber fernstehenden Gelehrten ¹⁹⁾ heranzuziehen - Hans Driesch in seinen Lebenserinnerungen schreiben konnte: "Im Leben eines Gelehrten muß die wissenschaftliche Seite von der sogenannten bürgerlichen, zu dem auch alles, was die 'Karriere' angeht, scharf geschieden werden"(ders. 1951,S.285), so nahm Weber diese Trennung auf der analytischen Ebene ernst, entkleidete sie aber aller 'ständischen' Implikationen. In dieser vorurteilsfreien Anknüpfung an die historische Berufsemantik ist die soziologische Adaptation von 'innerem' versus 'äußerem' Beruf aufgehoben.

Auch Schluchter hat zu den betreffenden Passagen geäußert, daß die Struktur der Argumentation Webers diesselbe ist: "Auf die Erörterung der äußeren Bedingungen, der institutionellen Konstellationen, in denen sich der Beruf der Wissenschaft und der Beruf der Politik vollziehen können, folgt die Frage nach den Anforderungen, die diese Berufe an den einzelnen stellen"(ders. 1974a,S.45). Ob jedoch dieser Dichotomie eine ebenso duale analytische Dimensionierung von Webers Argumentation entspricht (Analyse institutioneller Gegebenheiten versus Klärung der Spezifika der Handlungsanforderungen), oder die von Weber vorgenommene Markierung, wie bereits in der Einleitung angedeutet, einen dreidimensionalen analytischen Zuschnitt in sich birgt, diese Frage wird in den nächsten Kapiteln material zu erörtern sein.

19) vgl. zu dieser Distanz Honigsheim (ders.1963,S.178ff.).

3. Zur Verberuflichungsproblematik des Professorenberufs im späten Kaiserreich

Was bedeutet es, zuerst von den "(..)äußeren Verhältnissen"(1919a,S.587) auszugehen ? Zweifellos steht für Max Weber damit die Beantwortung der Frage im Vordergrund, ob das Professorenhandeln im späten Kaiserreich überhaupt als "Beruf" institutionalisiert war.

"Beruf" - so hat Weber an anderer Stelle ausgeführt - "soll jene Spezifizierung, Spezialisierung und Kombination von Leistungen einer Person heißen, welche für sie Grundlage einer kontinuierlichen Versorgungs- oder Erwerbchance ist"(WuG,S.80). Nimmt man noch seine Bemerkung hinzu, daß zum "(..)Gegenstand selbstständiger und stabiler Berufe (..) nur Leistungen (werden), welche ein Mindestmaß an Schulung voraussetzen"(ebd.), so sind es primär drei Aspekte, die Weber am Professorenhandeln als verberuflichtem Handeln interessieren: Einmal das Problem der zu erbringenden Leistungen bzw. der Charakter des Professorenberufs, der in sich eine Leistungskombination von Forschung und Lehre darstellt. In diesen Bereich gehört für Weber auch die Frage nach einer "Schulung" im Hinblick auf Forschung und Lehre. Ferner mißt Weber, wie etwa in "Wissenschaft als Beruf" deutlich wird, der Frage nach der Ausgestaltung der Laufbahn zum Professorenberuf eine große Bedeutung bei. Schließlich begreift er einen Beruf im elementaren Sinn als "Erwerbchance"; es ist deshalb sinnvoll, die Frage zu stellen, wie Anwärter- und Vollpositionen beim Professorenberuf als kontinuierliche Erwerbchancen ausgebildet waren.

Zuerst möchte ich jedoch Webers Hinweis auf die "(..)Pedanterie von uns Nationalökonomern" (1919a,S.582) ernst nehmen, und einige statistische Daten zur ersten Orientierung und Vortypisierung des Gegenstandsbereichs nennen:¹⁾ 1864, Weber's Geburtsjahr also, umfaßte der Lehrkörper aller deutschen Universitäten insgesamt 1474 Mitglieder. Als Weber 1920 starb hatte sich diese Mitgliederzahl annähernd verdreifacht und betrug nun 4185.²⁾

1) M.E. hätte Weber, wenn "Wissenschaft als Beruf" nicht nur ein Einzelvortrag gewesen wäre, ähnliches getan. Man denke an die Rolle, welche die Konfessionsstatistik in der Einleitung der "Protestantischen Ethik"(PE/I,S.29f.und 78f.) einnimmt. An einflussreicher Literatur (vgl. bereits Kap.1 Anm.1) ist noch zu nennen: Die Arbeiten von Schelsky (ders.1963) und Ben-David (ders. 1971) zur Grundlegung. Einen ersten Überblick zur Universitätsgeschichte bietet Moraw (ders.1982). Einblicke in das Milieu der Universitäten im wilhelminischen Deutschland bietet am Beispiel Heidelbergs die Arbeit von Tompert (diess.1969). Als zeitgenössische Darstellung ist die noch in der Tradition der Hodegetiken stehende Abhandlung von Paulsen (ders.1902) instruktiv.

2) Im Vergleich zur Mitgliederzahl anderer 'höherer' Berufe stellen die Professoren eine verhältnismäßig kleine Berufsgruppe dar. So gab es in Deutschland 1914 bei einer Einwohnerzahl von 68 Mill. bereits 30 000 Ärzte, die Anzahl der Rechtsanwälte belief sich bereits 1880 auf 4112, 1915 auf 6800 und 1924 auf 13 500; 1925 betrug die Zahl der Gymnasiallehrer 30 000 und die der Volksschullehrer 200 000 (1926). Eine weitere Relativierung ergibt sich dadurch, daß oben auch die Anwärterpositionen zum Professorenberuf (Extraordinarien und Privatdozenten) mitgezählt wurden. Zieht man diese ab, so gab es 1864 nur 723, 1920 hingegen 1447 Professoren. Die Lehrkörperdaten finden sich bei Ferber (ders. 1956,S.195), während die anderen Angaben dem "Handbuch der Berufe" entnommen sind (vgl.Landesarbeitsamt Sachsen-Anhalt(Hg.): "Handbuch der Berufe.Teil II: Akademische Berufe";Magdeburg 1927, S.189,241,31,49;vgl. auch S.25ff.,den Artikel über "Hochschullehrer").

Die Anzahl der Studierenden stieg dabei von 13 454 im Wintersemester 1864/65 auf 87 312 im Jahr 1921. Während der Lehrkörper sich also nahezu verdreifachte, hat sich die Anzahl der Studenten im selben Zeitraum mehr als versechsfacht.

Dieser ungleichgewichtigen Entwicklung der Lehrkörper - Studentenrelation korrespondierte zusätzlich jene der Lehrkörperpositionen; gruppiert man nach ordentlichen Professoren, Extraordinarien und Privatdozenten, so ergibt sich folgendes Bild:

INSG.	ORD. PROF.	EXTR.ORD.	PRIV.DOZ.
1864	723	277	364
1920	1447	780	1175

Hatte sich die Gesamtzahl der ordentlichen Professoren nur verdoppelt, so war die Zahl der Extraordinarien annähernd um das Dreifache (2,8), die Zahl der Privatdozenten sogar etwas darüber hinaus (3,2) gestiegen. Diese Entwicklung war jedoch nicht in allen Fächern gleichermaßen ausgeprägt:³⁾

MEDIZ. U. NAT.WISS.			
1864	250	107	177
1920	462	460	772
GEIST.WISS.(U.MATH. U. GEOGR.)			
1864	465	165	187
1920	920	303	388

Betrachtet man nun einerseits die Entwicklung von Medizin und experimentellen Naturwissenschaften in Abgrenzung zu den Geisteswissenschaften (einschließlich Mathematik und Geographie) andererseits, so demonstrieren die Angaben, daß in den Geisteswissenschaften alle drei Positiongruppen um ungefähr denselben Faktor angewachsen sind (2,1 ; 1,8 ; 2,0), während in der Medizin und den Naturwissenschaften der Verdoppelung der Anzahl von ordentlichen Professoren (1,8) jeweils eine Vervierfachung der Anzahl von Extraordinarien (4,3) und Privatdozenten (4,36) entsprach.

Damit hatte sich auch der Charakter der einzelnen Positionen grundlegend verändert: Bei einer Untersuchung des Lehrkörpers der Universität in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts würde eine Beschränkung auf die Positionen und ihre Bezeichnungen "Ordinarius"

3) Nach Ferber 1956, S.195 und 201.

und "Privatdozent" zwar nicht vollständig, doch zumindest ausreichend sein. Der Ordinarius war damals zwar Beamter, seine Position wurde jedoch eher durch den korporativen Status als Ordinarius bestimmt, und dessen Beamtencharakter war nicht stark ausgeprägt. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bildeten die Privatdozenten eher eine Gruppe, die sich nur teilweise in der Anwärterstellung für die ordentliche Professur befand. Beide Stellungen waren noch nicht in dem Maße als Karriere aufeinander bezogen, daß man den Privatdozenten ausschließlich als einen Aspiranten für die Professur betrachtete. Die Privatdozentur entsprach eher einem 'freien Beruf', der eine Art 'Privatgelehrtenexistenz' ermöglichen konnte, da die Existenzsicherung über Honorareinkommen aus Vorlesungstätigkeit gewährleistet war.

Im Zeitraum zwischen 1860 und 1920 veränderte sich der Charakter dieser Positionen; es sind nun Mehrfachbenennungen angebracht: Der Ordinarius ist jetzt eher ordentlicher Professor, d.h. zwar auch Ordinarius, jedoch sind die Beamteneigenschaften stärker ausgeprägt, wobei meist zusätzlich die Leitung eines staatlichen Instituts (Institutsdirektor) eingeschlossen ist. Zwischen Ordinarius und Privatdozent stehen nun, deutlicher als zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die Extraordinarien (etatmäßige außerordentliche Professoren; nichtetatmäßige außerordentliche Professoren; ordentliche Honorarprofessoren; außerordentliche Honorarprofessoren), denen die Beamteneigenschaft (mit Ausnahme des außerordentlichen etatmäßigen Professors) und der vollwertige korporative Rechtsstatus fehlt (vgl. die Liste der Rechte bei Riese 1977, S.96). Auch für die Privatdozenten gilt, daß ihnen weder Beamteneigenschaften noch Korporativrechte zukommen. Privatdozentur und Extraordinariat sind jetzt vollständig Nachwuchspositionen geworden, d.h. in einer Dreistufung (Priv.doz. -Extraord. - ord. Prof.) als Karriere aufeinander bezogen. Neben dem Anwärterstatus gilt zudem, daß Privatdozenten und Extraordinarien nun auch als Assistenten oder Abteilungs-⁴⁾vorsteher angestellt, und damit vom Institutsdirektor abhängig sind.

a.) Der Professorenberuf als gewichtete Leistungskombination von Forschung und Lehre

Für die Professoren der deutschen Universitäten Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Leistungskombination von Forschung und Lehre nicht qua Amtspflicht fixiert. Wilhelm Ostwald konnte deshalb 1907 das Urteil fällen:

"So allgemein die grundlegende Wichtigkeit der Wissenschaft, und zwar auch der reinen, nicht unmittelbar auf Anwendung gerichteten Wissenschaft anerkannt wird, so gibt es doch noch nicht einen einzigen regelmäßigen Beruf, der rein und ungetrübt die wissenschaftliche Leistung zum Ziele hat. Man erwartet allerdings, dass der Universitätslehrer sich auch um die Erweiterung und Vermehrung der Wissenschaft bemühen wird (...).

4) Weber geht in "Wissenschaft als Beruf" ähnlich vor. Er arbeitet mit dem Dualismus "Ordinarius" und "Privatdozent" für die frühere Zeit, mit der Dichotomie "Institutsdirektor" und "Assistent" für die Zeit des späten Kaiserreichs (vgl. 1919a, S.582f.). Seine Vereinfachung entsprang teils der Vortragssituation, teils nahm er aber auch nicht wahr, daß das Problem in der Positionenfusion bzw. -überlagerung bestand. Aus diesem Grund muß im Folgenden das zunächst verwirrende Sprachspiel (Professor als Beamter und Ordinarius und Institutsdirektor etc.) beibehalten werden.

Aber seine amtlichen Pflichten beziehen sich ausschließlich auf das Lehren und nie auf das Forschen"(in: ders. 1910,S.284) (5).

Wo formell nur eine Pflicht zur Lehre bestand, wurde hingegen im Selbstverständnis der Professoren des wilhelminischen Deutschland die Forschung gerade umgekehrt als 'eigentliche' Tätigkeit betrachtet, und dementsprechend waren die für eine Professorenlaufbahn notwendigen Qualifikationsvoraussetzungen (Promotion und Habilitation) fast ausschließlich auf jene Forschungstätigkeit ausgerichtet.⁶⁾

Webers frühe Deutung des Professorenberufs nimmt Bezug auf die damit verbundenen Probleme von "Schulung" zur Lehre und Verberuflichung derselben, auf die Möglichkeit einer Verberuflichung der Forschung, und auf das Problem der Kombination von Forschung und Lehre. Im Zuge der Auseinandersetzung mit seiner eigenen beruflichen Zukunft, also in der Zeit zwischen dem Abschluß seines Studiums und der Berufung auf den Lehrstuhl für Nationalökonomie in Freiburg, hat Weber diese Deutung sukzessive entwickelt. Die entsprechenden Passagen werden deshalb zuerst vollständig und im Zusammenhang wiedergegeben:

Ende Dezember 1889 - Webers Dissertation war bereits veröffentlicht - teilte er seinem Onkel Hermann Baumgarten über die auf ihn zukommenden Erwartungen seiner Berliner Lehrer mit: "Man wird hier immer leicht aufs Publizieren gepreßt; so sitzt mir einer meiner geschätztesten und liebenswürdigsten Lehrer, der bekannte Agrarhistoriker Meitzen, stark wegen einer, nach meiner Überzeugung noch nicht spruchreifen, Arbeit über römische Ackerverteilung und das Kolonat auf den Hacken." Er ergänzte bezüglich seiner Zukunftspläne: "Falls ich wirklich zur Habilitation greife - und zur Zeit besteht für mich kein Zweifel daran - so werde ich doch das Bedürfnis haben, die pädagogische Seite, gerade als junger Dozent, stärker zu betonen (..)"(JB,S.323). Ein Jahr später, Weber hatte in der Zwischenzeit einen Auftrag zu einer empirischen Untersuchung für den Verein für Sozialpolitik übernommen und bereitete sich für Habilitation und Assessorexamen vor, schrieb er an Hermann Baumgarten, daß die "(..) Notwendigkeit, wieder ab ovo sich wissenschaftlich au fait zu setzen", ihn für eine längere Zeit "(...) ganz weltfremd" gemacht habe. In der Zwischenzeit hatte er sich erfolglos um eine Syndikatsstelle in Bremen beworben und äußerte sich nun zu seinen Berufsplänen dahingehend, daß er Forschung

5) Auch der primär über Universitätsrecht arbeitende Jurist C.Bornhak erfaßte 1901 die Gelehrten- im Gegensatz zur Lehrtätigkeit als eine nicht amtlich gebotene aber im Amte liegende Tätigkeit: "Es ist nicht Amtspflicht des Professors, wissenschaftliche Arbeiten zu schreiben.Bei der den deutschen Universitäten eigenthümlichen Verbindung von Forschung und Lehre ist es aber herkömmlich, daß der Lehrer gleichzeitig ein Gelehrter ist und als solcher mit wissenschaftlichen Arbeiten hervortritt"(ders.1901,S.42f.).

6) Man kann noch eine dritte, nämlich die faktische Ebene unterscheiden: Für die Ordinarien des späten 19.Jahrhunderts war es üblich, die neben den Pflichtübungen bestehenden Möglichkeiten zu nützen, die Einkünfte über privat honorierte Vorlesungstätigkeit (in den Räumen der Universität) nicht unerheblich aufzubessern (Kollegiengeld),und sich 'saisonal' (während der Semesterferien) und somit 'nebenberuflich' der Forschung zu widmen. Historisch gesehen liegen die Verhältnisse beim Lehrhandeln noch verwickelter:Im 17. und 18. Jahrhundert entstand die von der Lehrverfassung abweichende Tendenz, daß die 'lectiones publicae' von den 'collegia privata' verdrängt wurden. Anfang des 19.Jahrhunderts wurde dann wieder die amtliche Pflicht erneuert, unentgeltliche öffentliche Vorlesungen neben den durch studentisches Honorar finanzierten Privatvorlesungen zu halten . Ab den 30er Jahren des 19.Jahrhunderts nahmen die Amtspflichten eine andere Gestalt an:Das unentgeltlich zu lesende 'publicum' wurde eine freiwillige Angelegenheit, während unentgeltlich abzuhaltende Übungen nunmehr den Kern der Amtspflichten ausmachten.Am Ende des 19.Jahrhunderts beschränkten sich die Amtspflichten somit auf unentgeltlich zu haltende Übungen; daneben existierten öffentliche und unentgeltliche Vorlesungen und schließlich die einen breiten Raum einnehmenden und die Honorareinnahmen sichernden Privatvorlesungen(vgl.Jastrow1930).

nur als eine Art 'Nebenberuf' ausüben wolle: "Ich bin noch immer der Ansicht, daß es für mich von großem Wert gewesen wäre, einige Jahre gründlich in die Praxis des Großhandels zu kommen, namentlich in dieser Stelle, welche eine fortwährende publizistische Tätigkeit wissenschaftlichen Charakters mit sich gebracht hätte. Ich habe eine ganz außerordentliche Sehnsucht nach einer praktischen Tätigkeit, und diese würde hier vielleicht befriedigt und damit erledigt worden sein. (...) Ich glaube, daß ich in einer mich selbstständig stellenden Position zwar weniger äußere, dagegen unvergleichlich mehr innere Ruhe zu wissenschaftlicher Arbeit fände. (...) Mir wäre seinerzeit die pädagogische Seite der Lehrtätigkeit bei weitem die interessantere, und ich habe eigentlich wenig Trieb, gerade jetzt noch erst viele dicke Bücher zu schreiben"(JB,S.324f. und 326f.). Im Februar 1892, Weber war nun als Privatdozent an der Berliner Universität zugelassen, betonte er gegenüber Emmy Baumgarten mit Nachdruck seine Vorstellung vom 'Nebenberuf' Forschung, die bereits in den vorausgegangenen Äußerungen anklang: "Ein eigentlicher Gelehrter - das habe ich Deinem Vater auf seine so unendlich freundlichen und häufigen Ratschläge immer entgegengehalten - bin ich nun einmal nicht: wissenschaftliche Tätigkeit ist für mich zu fest mit dem Begriff einer Ausfüllung der Mußstunden verknüpft, so sehr ich einsehe, daß die Teilung der Arbeit es mit sich bringt, daß man sie erfolgreich nur bei Hingabe der ganzen Persönlichkeit betreiben kann. - Ich hoffe, daß mir die pädagogische Seite des Dozentenberufs, das mir unentbehrliche Gefühl praktisch tätig zu sein und damit Befriedigung geben wird"(JB,S.339). Ein Jahr später äußerte er sich schließlich dahingehend, daß er die "(..)eigentlich geistige Produktion im engsten Sinn nur als Produkt von Freistunden, als Beiwerk des Lebens(..)" betrachte. Bezugnehmend auf die mittlerweile bevorstehende, aber noch nicht definitiv erfolgte Berufung auf den Freiburger Lehrstuhl für Nationalökonomie fügte er hinzu: "(..) und auch jetzt würde mir die Freude am gelehrten Beruf stets auf der praktisch - pädagogischen, nicht auf der eigentlich 'gelehrten' Seite liegen. Das große Glück der Ehen unsrer westfälischen Verwandten hat seinen Grund gleichfalls in dem ausfüllenden und befriedigenden praktischen Beruf des Mannes"(LB,S.217).

Über diese Äußerungen und die mit ihnen verbundene Zurückhaltung Webers gegenüber dem Professorenberuf wurde entweder ausgeführt, daß sie einer 'antiakademischen' Haltung zuzuschreiben sei, die durch Webers Mutter und deren Schwester, die Gattin des Straßburger Historikers Baumgarten, vermittelt war (vgl. MW,S.622f.), oder es wurde hervorgehoben, daß Webers Interessen mehr auf das "(..)handelnde" als das "(..)kontemplative Leben" gerichtet waren (vgl.LB,S.188). Diese Interpretationen mögen im Rahmen biographischer Deutung ausreichend sein. Für den hier vorgeschlagenen Kontext scheint es jedoch sinnvoll auf den Erfahrungszusammenhang zu achten, in welchem Webers Überlegungen entstanden waren. Somit sind seine Stellungnahmen als Auseinandersetzung mit der historischen Typik einer "Schulung" zum Professorenberuf und seiner Verberuflichung zu lesen.

Seine Äußerungen lassen sich zuerst als eine Problematisierung der ungleichgewichtigen Qualifizierung zu Forschung und Lehre verstehen. Während der Professor als Beamter primär in seiner Funktion als Lehrer gesehen wurde, konnte das der amtlichen Typisierung von Pflichten entgegengesetzte Selbstverständnis der Professoren als 'Wissenschaftler'⁷⁾ insofern dauerhafte Geltung erlangen, als qua korporativer Eigenständigkeit das Recht der Verleihung und inhaltlichen Ausgestaltung akademischer Graduierungen zugesichert war.⁸⁾ Stand den Fakultäten zwar nicht das Recht auf Berufung

7) Damals sprach man meistens vom 'Gelehrten', während sich ab den 1870er Jahren versteckt der Terminus des 'Forschers' durchzusetzen begann. Über die angedeutete Herausbildung der "deutschen Wissenschaftsideologie"(oft ist auch vom "deutschen Forschungsethos" die Rede) informieren Turner(ders.1971),Schubring(ders.1980),Ben-David(ders.1971,S.109ff.) und Moraw(ders.1984) mit teils neuen Differenzierungen.

8) Die akademischen Graduierungen (bzw. das inneruniversitäre Prüfungswesen) sind von den Staatsexamina zu trennen, die ebenfalls von den Professoren abgehalten wurden.

zu,⁹⁾ so war es dennoch durch das Selbstbestimmungsrecht der Promotions- und Habilitationsordnungen möglich, dem "research - imperative"(Turner) Geltung zu verschaffen.

Durch die Promotions- und Habilitationsbestimmungen wurden primär Verhaltensanforderungen typisiert, die sich nur auf das Forschungshandeln bzw. die Fähigkeit zur 'selbstständigen wissenschaftlichen Arbeit', kaum hingegen auf das Lehrhandeln bezogen.¹⁰⁾ Zwar enthielt die mit der Habilitation ausgesprochene Lehrbefugnis ein Urteil über die Lehrbefähigung, jedoch war es erst nach der Habilitation möglich, sich selbst der 'attestierten' Lehrbefähigung über die Tätigkeit als Privatdozent 'fähig' zu erweisen. Begreift man also Promotion und Habilitation als für den Professorenberuf erforderliche 'Prüfungen', was man insofern zu tun gezwungen ist, als nach vollzogener Habilitation formell bereits eine Berufung auf einen Lehrstuhl möglich war, und es danach keine 'Prüfung' mehr gab,¹¹⁾ dann waren die Verhaltensanforderungen während der "Schulung" zum Professor eher auf die Forschungstätigkeit ausgerichtet, bzw. man ging stillschweigend davon aus, daß ein 'güter' Forscher ein ebenso 'guter' Lehrer war.¹²⁾

Webers Wunsch, die "(..)pädagogische Seite des Dozentenberufs" zu betonen, bezieht sich damit sowohl auf den Sachverhalt einer fehlenden Typisierung der Lehrqualifikation bei Promotion und Habilitation, wie auch auf das Problem, daß auch nach der Erteilung der 'venia legendi' eine Lehrqualifikation nur negativ vorausgesetzt wurde, da man auch vom Privatdozenten erwartete, weiterhin primär Forscher zu sein. Auf die Frage, ob man an einen Privatdozenten die Erwartung richte, "(..)daß er 'volle Häuser' macht", mußte Weber auch noch 1917 antworten: "Das kann einem deutschen Privatdozenten nicht passieren. (..)Bei uns hat im allgemeinen der Privatdozent weniger mit Vorlesungen zu tun, als er wünscht"(1919a,S.583f.).

Webers frühe Deutung geht demnach von dem Problem aus, das aus der im Professorenberuf eingeschlossenen Kombination von Forschung und Lehre erwuchs, und beschränkt sich nicht, wie es in neueren Arbeiten über diesen Bereich üblich ist, auf den Professor als 'Wissenschaftler'. Neben einer Problematisierung einer fehlenden "Schulung" zur Lehre findet sich bei Weber jedoch auch ein Hinweis auf die erst im Kaiserreich

9) Qua Observanz bestand ein Vorschlagsrecht der Fakultäten, wobei den Vorschlägen meist stattgegeben wurde (vgl. zu einer Statistik der oktroyierten Berufungen im 19.Jahrhundert Chr.Weber1980,S.182).

10) Die Dissertation bildeten das Kernstück der Promotion, auch wenn Rigorosum (Frage und Antwort) und/oder Kolloquium (Gespräch) und/oder Disputation (Verteidigung von Thesen gegen ausgewählte Opponenten) dazu gehörten. Bei der Habilitation wurde neben der wissenschaftlichen Abhandlung eine Probevorlesung und ein Kolloquium vor der Fakultät gefordert. Bei günstigem Befund durch die Fakultät hatte dann eine öffentliche Antrittsvorlesung nachzufolgen (vgl.dazu Daude 1896). Eine frühe Problematisierung der kaum überprüften Lehrqualifikation findet sich bei Simmel (vgl.ders.1896,S.71),später hat dies Baumgarten prononciert herausgearbeitet(vgl.ders.1963,S.68).

11) Die Privatdozentur war Institutionalisierung von "Bewährung"(s.u.:Kap.3,Punkt b).

12) Vgl. dagegen Weber(1919a,S.586f.).Bezog sich während der Privatdozentenzeit der Erwartungsdruck der Ordinarien auf die Forschungstätigkeit, so war bei Berufungsangelegenheiten offenbar der 'gute' Lehrer gefragt (vgl. wiederum 1919a,S..587 und die diesen Aspekt problematisierende Fallstudie von Nauck 1937).

erfolgende Verberuflichung des Lehrhandels: Auch später hat Weber betont, daß die Verberuflichungsproblematik des Professorenberufs auch und besonders ein Problem der Veränderung der Lehrformen war. Zwar findet sich nur der kurze Hinweis, daß ihm gerade die "(..) Organisation von Hochschullehrern"(Deutscher Hochschullehrertag) besonders geeignet schien, die "(..)wichtigen Fragen der Hochschulpädagogik"(1908a,Sp.2) zu erörtern,¹³⁾ doch die Intention der Bemerkung wird indirekt einsichtig, betrachtet man Webers Lehrpraxis:¹⁴⁾

Er hat, wie viele Dozenten seiner Generation, die erst im Kaiserreich sich in allen Disziplinen durchsetzende Professionalisierung der Lehre in Gestalt der Einführung von Seminaren und Übungen neben den Vorlesungen mitgetragen.¹⁵⁾ War der offizielle Lehrbetrieb vorher fast nur durch Vorlesungen geprägt,¹⁶⁾ so machten viele der nach

13) Es wurde erst auf dem IV. Hochschullehrertag von der Ortsgruppe Tübingen ein entsprechender Vorschlag eingebracht(vgl.HLT/IV,S.86).

14) Vgl. dazu die wichtige Zusammenstellung der von Weber abgehaltenen bzw. angekündigten Lehrveranstaltungen bei Fogt (ders.1977,S.200ff.).

15) Waren zu Beginn des 19.Jahrhunderts zuerst die geisteswissenschaftlichen Fächer an der Einrichtung von Seminaren und an einer Reform des Unterrichts interessiert (vgl.Erben 1913, für Heidelberg Hinweise bei Riese 1977), so daß im Seminar (verstanden als Anstalt mit eigenen Räumen, Bibliothek etc.) neue Formen (fiktiv)'selbstständiger'Unterweisung (Übung,Seminar) entwickelt wurden, so wurde in diesen Disziplinen bald wieder die Vorlesung dominant. Nur in der Medizin und den Naturwissenschaften wurde der Bereich praktischer Übungen und Praktika ausgedehnt. Erst mit den 60er und 70er Jahren begannen in der Jurisprudenz Bemühungen die Oberhand zu gewinnen, die Unterrichtsreform der medizinischen Wissenschaften zu kopieren (vgl.Bekker1869) und eine Art "(..)juristische Klinik"(Goldschmidt1887,S.262u.ö.) einzurichten. Im letzten Jahrzehnt des 19.Jahrhunderts begannen dann auch die Kulturwissenschaften nachzuzufolgen.Vor allem der Historiker Ernst Bernheim (vgl. ders.1898 und Schönbaum 1961) und der stark umstrittene Karl Lamprecht (vgl. ders.1910,Schönbaum 1956 und Langerbeck 1959) begründeten die Notwendigkeit einer Substitution von Vorlesungen durch Übungen und Seminare. Dazu gesellten sich ab dem Ende der 90er Jahre der von den Integrationsbemühungen

der Pädagogik in die Universitäten mitbestimmte Versuch, eine eigenständige Hochschulpädagogik zu schaffen (vgl.allgemein Leitner 1984). Die besonders von H.Schmidkunz getragenen Didaktisierungsbestrebungen (vgl.ders.1907) wurden, stießen sie nicht gleich auf Ablehnung(vgl.Paulsen 1898 und 1900), zumindest von einem Teil der Professoren unterstützt. 1910 konnte deshalb eine "Gesellschaft für Hochschulpädagogik" gegründet werden, die unter Führung von Schmidkunz, Bernheim, Franz v. Liszt und (zeitweise) Karl Lamprecht anfänglich zwischen 300 und 400 Mitglieder zählte und eine eigene Zeitschrift ("Mitteilungen der Gesellschaft ...") herausgab. Nach dem I.Weltkrieg wurde diese Vereinigung jedoch nur noch formell am Leben erhalten (vgl. Lehmann 1964 und grob irreführend Westermann 1974).Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten sich Seminare und Übungen als neue Unterrichtsformen durchgesetzt; für die Heidelberger Universität betrug der Anteil der Übungen am Lehrbetrieb (in % der Wochenstunden) bsw.: 1810/11 um 4,7%, 1860/61 um 8,6%, 1890/91 um 27% und 1910/11 um 32% (nach Daten bei Riese 1977,S.365).

16) Erst ab den 1860er Jahren wurde es allen Studierenden von Geisteswissenschaften und Jurisprudenz möglich, ihr Studium nicht nur durch das Hören von Vorlesungen zu gestalten, sondern im Rahmen institutioneller Gegebenheiten selbstständig zu arbeiten. Vor der Einrichtung von Instituten und Seminaren gab es nur für sehr wenige Studierende Möglichkeiten für eine institutionalisierte selbstständige Arbeit(vgl. die wichtigen Hinweise bei Bock 1972,S.162ff. und 38ff.Eine Studie über Struktur und Wandel der Professor-Student-Beziehung existiert m.W. nicht, vgl. dazu aber die Materialsammlungen von Ziehen 1912 und Fischer 1943. Über Unterrichtsformen an der Universität und deren Wandel informiert teilweise auch Engelsing 1976).

1850 geborenen Dozenten ihre Berufung davon abhängig, daß ein Seminar (bzw. Institut) errichtet wurde, das neben entsprechenden Räumlichkeiten, eigener Bibliothek etc. auch die Möglichkeit bot, neue Formen des selbstständigen Arbeitens für das Gros der Studierenden zu realisieren. Als Weber 1896 als Nachfolger von Knies auf den Lehrstuhl für Nationalökonomie in Heidelberg berufen wurde, übernahm er sofort die Einrichtung eines Seminars und führte Übungen ein. Er kontinierte damit schon eine in der Privatdozentenzeit ausgeprägte Präferenz für Übungen neben der Vorlesung (vgl. JB,S.344),¹⁷⁾ obwohl diese Neuerungen von vielen älteren Kollegen reserviert zur Kenntnis genommen wurden.¹⁸⁾

Doch Webers frühe Deutung des Professorenberufs und die Behandlung seiner Lehrpraxis vermitteln mehr als Einblicke in das Problem der Verberuflichung der Lehre; die eingangs zusammengestellten Passagen verdeutlichen einen weiteren Aspekt: Webers Optionen sind von zwei Ideen zur Verberuflichung des Forschungshandelns bestimmt. Einmal ist ein 'praktischer' Beruf der 'Mußestudententätigkeit' Forschung; das andere Mal wird das Lehrhandeln des Professors dem Forschungshandeln übergeordnet. Beide Vorstellungen vereinigen sich damit in dem Gedanken einer gewichteten Leistungskombination, wobei das Forschungshandeln immer im Status eines 'nebenberuflichen' Handelns bleibt.

Geht man davon aus, daß Webers Vorstellungen sich in einem Zeitraum entwickelten, in welchem er ausschließlich und sehr intensiv mit der Logik des Forschungshandelns konfrontiert wurde, dann läßt sich der Gedanke einer nur nebenberuflichen Verstetigung des Forschungshandelns auch als Argument für die nur bedingte Möglichkeit von Forschung als ausschließlichem Beruf begreifen. Weber hatte in diesem Zeitraum sowohl eine erweiterte Dissertation publiziert, als auch seine Habilitationsschrift und die voluminöse Landarbeiterenquête veröffentlicht.

17) Ohne die Kenntnis des Weber-Briefwechsels läßt sich über seine Vorstellungen der "Lehre" wenig sagen (vgl. vor allem seine Ausführungen zum Colloquium --:1910a,S.16f.- und seine Bemerkungen zur Aufgabe des Pädagogen --:1905a,S.79ff.- wie die Bestimmung universitärer Sozialisation --:1919a,S.587-). Mit seiner persönlichen Lehrqualifikation scheint er schon früh unzufrieden gewesen zu sein (vgl. JB,S.373). Betonte er anfänglich aber er sei kein Forscher: "Ein eigentlicher Gelehrter (..) bin ich nun einmal nicht (..)"(JB,S.339), so beurteilte er sich um 1918: "Aber ich bin doch ein Gelehrter und aus Gesundheitsgründen - leider kein Lehrer mehr. (..) Nein - ich bin für die Feder und für die Rednertribüne geboren, nicht für den Katheder. Die Erfahrung ist mir etwas schmerzlich, aber ganz eindeutig"(LB,S.660). Offenbar war sein Problem, daß er qua Dominanz der Vorlesung als wichtigstem Instrument der "Schulung" nach Disposition und Diktiertempo vortragen mußte: "10 freie Vorträge sind nichts gegen 2 Stunden Kolleg. Einfach das Gebundensein an Disposition, an Nach schreibenkönnen der Leute (..)"(LB,S.660).

18) So verschmähte auch sein Vorgänger Knies das Abhalten von Übungen (vgl.LB,S.262), und ähnliches ist von Kuno Fischer bekannt(vgl. Riese 1977,S.277). Besonders Lamprechts Forderung, daß im Seminar Studierende und Professoren 'Forscher' sein sollten, also sich auch der Professor als 'Unfertiger' und 'Lernender' zeigen könne, stieß auf entrüstete Ablehnung (vgl. die Hinweise bei Schönbaum 1956 und 1961). In einer Zeit in der sich die Autorität eines Professors auch in dem Brauch ausdrückte, sich eine Photographie des 'Meisters' ins Kollegheft zu kleben (so berichtet Weber; JB,S.357) und im Hörsaal nicht widersprochen werden konnte, war dies eine verständliche Reaktion.

Die in Webers Stellungnahmen immer offensichtlicher werdende Präferenz für eine "praktische" bzw. "pädagogische" Tätigkeit (beides ist für ihn dasselbe, da er einmal von der "praktisch-pädagogischen" Seite des Dozentenberufs spricht), ist nun insofern als Argument für eine nur bedingte Möglichkeit der Verberuflichung des Forschungshandelns interpretierbar, als seine Formulierungen darauf hinweisen, daß dem Forschungshandeln Qualitäten fehlen, die den "praktischen" Tätigkeiten eigen sind. Er spricht nämlich in diesem Zusammenhang davon, daß diese Tätigkeiten "Befriedigung" böten, bzw. nennt er den "ausfüllenden und befriedigenden praktischen Beruf". Betrachtet man Webers späte Deutung des Forschungshandelns, dann gewährt offenbar das Forschungshandeln diese 'Befriedigung' nicht. Denn, und damit sind schon Ausführungen zum "inneren" Beruf heranzuziehen, selbst im Falle "(..) strengster Spezialisierung" sei für den forschenden Professor womöglich nur "(..) einmal /!-M.S./ und vielleicht nie /!-M.S./ wieder(..)" das "(..) 'Vollgefühl' " erreichbar, etwas geleistet zu haben, "(..)was dauern wird"(1919a,S.588). Weber beschreibt Forschungshandeln damit als Handeln, welches 'Vollgefühl' und 'Befriedigung' nicht in dem Maße gewährt, wie ein anderes 'praktisches' Handeln. Forschungshandeln ist für ihn offenbar derart mit spezifischen Belastungen verbunden, daß er es im Status eines 'nebenberuflichen' Handelns belassen will.¹⁹⁾

Doch Webers frühe Deutung des Professorenhandelns enthält nicht nur Hinweise auf die Verberuflichungsproblematik von Lehre und Forschung, sondern es wird noch ein dritter Aspekt sichtbar: An jener Stelle, wo er gegenüber H.Baumgarten ausführt, daß er "(..)wenig Trieb" habe, "gerade jetzt noch erst viele dicke Bücher zu schreiben" und betont, daß man in Berlin "(..)leicht aufs Publizieren gepreßt" werde oder schließlich von der "Notwendigkeit"

19) Webers Deutung wird hier nicht weiterverfolgt, da noch Gelegenheit zur gründlichen Problematisierung besteht (vgl.Kap.6); drei Bemerkungen sind jedoch zu ergänzen : Webers Reserve ist kein singuläres Phänomen. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts, was allerdings genauer zu untersuchen wäre, gab es Forderungen nach einer Verbindung von Professorenberuf und praktischem 'Nebenberuf', wo dabei immer der Hinweis auf spezifische Belastungen durch Forschungshandeln eine Rolle spielten (vgl. die Belege bei Engelsing 1976,S.362-65). Ferner läßt sich Webers Bemerkung über das 'Vollgefühl' als frühe Formulierung über den Bedingungs Zusammenhang zwischen dem Erlebnis des Könnens und dem Können selbst, bzw. als Formulierung über den Zusammenhang von dem Erlebnis des 'Erfolgs' als Bedingung weiterer Erfolge lesen (dieser in der Psychologie zuerst bei Hoppe und Levin erkannte Zusammenhang wurde ansatzweise von Ichheiser -ders.1931a,1930a und 1930b- formuliert, dann aber wieder ins soziologistische verzerrt da Ichheiser nur an sozialstrukturellen Restriktionen der Bedingung der Möglichkeit der Kontinuierung von Können und Erfolg interessiert war, die Explikation von spezifischen Formen beruflichen Handelns jedoch nicht berücksichtigte). Auffallend und damit Weber bestätigend bleibt auch, daß in einigen Theorien professionellen Handelns das Problem der Erfolgsunsicherheit unterschwellig eine wesentliche Rolle einnimmt (zuerst bei Hughes -ders.1951- angedeutet; dann bei Merton und Barber -diess.1963a- ausgeführt, schließlich bei Fox -ders.1957- als Aufgabe der Sozialisation zum 'professional' und als "training for uncertainty" begriffen). Weber kam nicht mehr auf diesen Gedanken zurück - aus mehreren Gründen: Einmal war er über seine Lehrerfahrungen selbst unzufrieden, wobei man zudem Lehrhandeln als erfolgsunsicheres Handeln (vgl. Hughes 1951) einstufen kann; Schließlich zog er sich in eine Art 'Privatgelehrtenexistenz' zurück, und sein weiterer Lebensweg wich mehr und mehr von dem eines 'Normalprofessors' ab. Da wir heute gewohnt sind ihn als 'Klassiker' der Soziologie zu betrachten, muß man ihn als 'Heroen' im soziologischen Sinn des Wortes begreifen. Und dies heißt anzuerkennen, daß sich seine eigenen Bewertungsmaßstäbe des Professorenhandelns veränderten - in "Wissenschaft als Beruf" ist deshalb primär vom Forschungshandeln, kaum noch vom Lehrhandeln die Rede.

spricht, "wieder ab ovo sich wissenschaftlich au fait zu setzen", ist nicht nur ein auf Forschung bezogener Erwartungsdruck seiner Lehrer spürbar. Augenscheinlich hängen diese Äußerungen mit seiner Betonung des Forschungshandelns als "Mußstundenbetätigung" zusammen und verweisen auf seinen Wunsch, "innere Ruhe zur wissenschaftlichen Arbeit" zu finden. Man kann deshalb in Webers Deutung auch eine Auseinandersetzung mit der in eine leerlaufende 'Betriebshaftigkeit' mündende Forschungsideologie der Professoren des Kaiserreichs sehen. Sicher hat Weber damit auch seine ersten Erfahrungen mit termingebundenem wissenschaftlichen Handeln formuliert,²⁰⁾ wie auch eine daraus resultierende 'Hast' bei ihm besonders ausgeprägt war.²¹⁾ Dennoch geht Webers Distanzierung insofern über den Erfahrungshorizont eines Privatdozenten hinaus, als er die damit verbundene Haltung dadurch kontinuierte, daß er sich später nicht als ein "dicke Bücher" publizierender "Gelehrter", sondern konsequent als ein nur der Mitteilungsform des Aufsatzes verpflichteter "Professor" begriff.

Es reiht sich die Beobachtung an, daß er zu seinen Lebzeiten "(..)nur zwei 'richtige' Bücher veröffentlicht" hat, "(..)jene, die für die akademische Karriere unabdingbar waren: Dissertation und Habilitationsschrift. Das gesamte übrige Werk besteht aus Enquete-Berichten und zumeist schnell hingeworfenen Aufsätzen, die erst nach seinem Tod in Sammelbänden in Buchform erschienen"(Hennis 1982,S.245). Da er auch später erklärtermaßen dem "(..)Schreiben dicker Bücher (..) nicht sehr zugetan(..)"(GARS/I,S.206) war, fragt es sich, wie diese Ablehnung des Gelehrtenhabitus zu verstehen ist, für den einst das umfassende, in Buchform vorgelegte Œuvre konstitutiv war.²²⁾

Weber hob immer wieder hervor, daß in der Wissenschaft nicht in "(..)wenigen Monaten" Resultate zu erzielen sind, "(..)welche es wert sind, gedruckt zu werden"(1908g,S.58f.), und er fügte hinzu, der wissenschaftliche Arbeiter sei oft gezwungen zu konstatieren, daß

20) Die Dissertation mit ihren zahlreichen Druckfehlern und besonders die der Landarbeiterenquête vorangestellte lange Liste von "Berichtigungen" bleibt ein sinnfälliges Dokument der "(..)sehr hastigen Fertigstellung der Bearbeitung und einer ebenso hastigen Durchsicht der Korrekturbogen"(1892b,S.IXff.). Weber hat sich später eine Existenzform als 'Privatgelehrter' geschaffen, wodurch er Wissenschaft als nicht termingebundenen 'Beruf' betreiben konnte (aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang die Übernahme der Mitherausgeberschaft des "Archivs für Sozialwissenschaft ...", durch welche er beruflich Wissenschaft betreiben konnte, aber zugleich frei vom Termindruck war, da er sein eigener 'Herausgeber' wurde. Vgl. ferner Marianne Webers Hinweise auf das Problem der Termingebundenheit: LB,S.294,576 u.ö.).

21) Weber hat, was ich hier nur andeuten kann, aus verschiedenen Spannungen zwischen Neigung und Pflicht heraus und getrieben von dem Wunsch nach einer finanzielle Unabhängigkeit gewährenden Position faktisch drei Berufskarrieren gleichzeitig und mit gleicher Intensität verfolgt: Den praktisch-juristischen Beruf, der qua Überfüllungskrise in Preußen (vgl.Müller 1977) mit enorm lange Wartezeiten verbunden war, die wissenschaftliche Laufbahn für die Jurisprudenz qua Habilitation (hier zeigt schon der Wechsel von Lehrer und Themenwahl eine Spannung zwischen Pflichtfach und Neigung), und die 'nebenberufliche', von Neigungen diktierte Qualifikation für 'Nationalökonomie' qua Übernahme des Enqueteauftrags im Verein für Sozialpolitik.

22) Bezeichnenderweise hat dies Marianne Weber nicht verstanden. Sie schrieb Ende 1905 verwundert - und in dieser Verwunderung ist einiges ihrer problematischen Sicht Webers sichtbar - : "Max ist sehr arbeitsam und arbeitsfähig. Mich wundert nur, daß er sich derart verschenkt und verschwendet, d.h. einen Aufsatz nach dem andern schreibt, der dann im Archiv vergraben und nur von Wenigen gelesen wird"(LB,S.394).

bei der monatelangen Arbeit "(..)nichts"(1911p,S.424) oder nur "(..)blutwenig"(1919a,S.589) herauskomme. Bedenkt man dies, dann wird sein konsequentes Festhalten an der Mitteilungsforn des Aufsatzes verständlich und seine in den Jugendbriefen zu Tage tretende Haltung kann als Distanzierung von der eines Gelehrten begriffen werden, dessen Publikationsstreben zunehmend einer bloßen Dokumentation von Arbeitsleistung diene bzw. zur ins Leere laufenden Betriebshaftigkeit geronnen ist. Webers Wunsch nach "innerer Ruhe" zur wissenschaftlichen Arbeit ist damit als Kritik an einem Forschungsbetrieb zu begreifen, der einen "aufs Publizieren preßt", obwohl die Arbeit noch nicht "spruchreif" ist.

b.) Die Professorenlaufbahn als "Hasard" : Substitution von "Prüfung" durch "Bewährung"

Max Weber hat sich mit der Frage nach der "(..)Laufbahn eines jungen Mannes, der sich der Wissenschaft als Beruf hingibt"(1919a,S.582), sehr ausführlich beschäftigt(vgl. 1919a,S.582-586). Seine Deutung kommt dabei zu dem Schluß, daß die Eigenart der deutschen Universitätslaufbahn darin liege, daß sie eine Angelegenheit des "(..)Hasards" sei:

"(..) ob es einem (..) Privatdozenten, vollends einem Assistenten jemals gelingt, in die Stelle eines vollen Ordinarius und gar eines Institutsvorstandes einzurücken, ist eine Angelegenheit, die einfach Hasard ist. Gewiß: nicht nur der Zufall herrscht, aber er herrscht doch in einem ungewöhnlich hohen Grade. Ich kenne kaum eine Laufbahn auf Erden, wo er eine solche Rolle spielt"(1919a,S.585). Er akzentuiert das Gesagte dabei noch durch den Hinweis, daß bei Habilitationsanfragen junger Gelehrter für einen Professor die "(..)Verantwortung des Zuredens fast nicht zu tragen (ist)"(1919a,S.588).

Den Begriff des Hasards hat Weber dabei bereits in seiner Monographie über die Börse gebraucht und übersetzt; es heißt dort über die Spekulation und den Charakter alltäglichen Handelns: "(..) und es steckt (..) stets ein gewisses hazardartiges Moment (ein Stück Glückspiel) in dem Versuch, an Zukunftschancen zu profitieren, - allein dies teilt die börsemäßige Spekulation mit jeder Art des Handelns überhaupt. -(1894e,S.296).

In "Wissenschaft als Beruf" nimmt dieser Begriff zweifellos eine Schlüsselstellung ein, da für Weber ferner das gesamte "(..)akademische Leben (..) ein wilder Hasard (ist)" (1919a,S.588), und der Terminus auch zur Charakterisierung von Struktureigentümlichkeiten des Forschungshandelns verwendet wird (vgl.1919a,S.590).

Überträgt man die Vorstellung des Hasards von der Sphäre des Glücksspiels und der börsemäßigen Spekulation auf die der akademischen Laufbahn, dann läßt sich folgern, daß die Laufbahn zum Professor so beschaffen war, daß sie den Aufbau von Erfolgs- bzw. Mißerfolgs-erwartungen erschwerte. Daraus ergab sich, daß beruflicher 'Erfolg'

für den Einzelnen 'unberechenbar'¹⁾ war.

Solche Kontingenzerfahrungen können im Zusammenhang mit Berufskarrieren auf verschiedene Art und Weise entstehen: Einmal gilt, daß mit jeder Karriere eine gewisse Unsicherheit des künftigen Erfolgs zwangsläufig gegeben ist, denn Karrieren sind strukturell zukunftsunsicher.²⁾ Es gilt ferner, daß eine Maximierung von mit Karrieren verbundenen Kontingenzerfahrungen dann eintritt, wenn die Bewerberzahl um eine Stellung überdurchschnittlich hoch ist, und zu Webers Zeit wurde gerade das Problem der akademischen Laufbahn unter der Perspektive einer "Überfüllung" des gelehrten Berufs diskutiert (vgl. Eulenburg 1908c). Max Weber hat nun aber den Hasard als "(..)ein der UniversitätsLaufbahn eignes Moment" (1919a,S.585) begriffen, womit die bereits genannten Interpretationsmöglichkeiten ausscheiden, und ein Hinweis darauf erfolgt ist, daß man die institutionellen Gegebenheiten, welche die Laufbahn eines Professors ausmachten, selbst als ausgeprägt Kontingenzerfahrungen freisetzende Mechanismen betrachten muß.

Macht man einige Bemerkungen aus der Weberschen Herrschaftssoziologie für diesen Kontext brauchbar, so läßt sich die Institutionalisierung von "(..) durch Prüfung ermittelter, durch Diplom beglaubigter Fachqualifikation"(WuG,S.127) als Möglichkeit begreifen, die mit beruflichen Karrieren verbundenen Kontingenzerfahrungen zu reduzieren, während die Institutionalisierung einer immer aufs Neue und von Fall zu Fall bestehenden "(..)Bewährung(..)" (WuG,S.140) impliziert, beruflichen Erfolg für den Einzelnen schlechthin 'unberechenbar' werden zu lassen. Nun stellt eine "Prüfung" sicher immer auch eine Situation dar, in welcher man sich zu 'bewähren' hat.³⁾ Doch der Unterschied zwischen "Prüfung" und "Bewährung"

1) In den Entscheidungen des deutschen Reichsgerichts war um 1930 die "(..)Unberechenbarkeit des Erfolges" das Kriterium der Bestimmung eines Glücks- im Unterschied zum Geschicklichkeitsspiel (vgl. H.P.Roloff "Psychologische Begutachtung von Glücksspielen"; in: Zeitschrift für angewandte Psychologie 34(1930),S.113f.). Es bleibt ferner darauf hinzuweisen, daß der Versuch nicht unüblich war, die Vorstellung des "Hasards" und "Glücksspiels" auf deutsche Universitätszustände bzw. die Privatdozentur anzuwenden (Boeckh sprach etwa von einem "Glückslos" - zitiert bei Busch 1957,S.47-Anm.21-, Runze zählte mehrere Hinweise dieser Art auf - vgl. ders. 1895,S.32 u. Anm. -). Weber hat die Deutung, daß dem alltäglichen Handeln immer ein "hazardartiges Moment" inhärent ist, m.W. im späteren Werk nicht erneuert, sondern im Gegenteil betont, daß in der 'erlebten' Wirklichkeit zunächst "(..)von einer spezifischen 'Unberechenbarkeit' menschlichen Tuns ganz und gar nichts zu spüren ist"(1905a,S.64). Man kann sagen, daß Weber bei der Abfassung der Börsenmonographie Erfahrungen als Privatdozent einfließen ließ; dies in dem Sinn, wie man etwa L.Krappmanns "Soziologische Dimensionen der Identität"(Stuttgart 1971) als Generalisierung von Erfahrungen eines 'Assistenten' lesen, oder im symbolischen Interaktionismus eine Art versteckter Soziologie der akademischen Karriere erblicken könnte.

2) vgl. grundlegend Luhmann/Schorr (diess. 1979,S.277ff.).

3) Die Privatdozentur als "Bewährung" zu begreifen liegt nahe; so ist in den Arbeiten von Busch (ders. 1959) und Bock (ders.1971) unterschwellig davon die Rede, und Weber spricht einmal von der Hörerzahl eines Privatdozenten als einem "(..)ziffernmäßig greifbare(n) Bewährungsmerkmal"(1919a,S.587). Was nachfolgend über "Bewährung","Erfolg" und "Prüfung" gesagt wird, hat Weber so nicht formuliert, wie er auch den Hasard relativ substantialistisch und somit asozologisch begriff. Dem Stellenwert, den die Begriffe "Bewährung","Erfolg" in Webers gesamter Soziologie (Handlungstheorie, Herrschafts-,Religionssoziologie und Wissenschaftslehre) zukommen, konnten die nachfolgenden Ausführungen nicht gerecht werden. Die Explikation dieser 'undefinierten Arbeitsbegriffe' Webers hat nur im Rahmen einer eigenständigen Arbeit Sinn.

Liegt darin, daß eine Prüfung schon vom äußeren Rahmen her gesehen eine zeitlich limitierte Bewährungssituation darstellt, wobei zudem die der Prüfung vorgeordneten, aber zu ihr hinführenden Ereignissequenzen organisiert sind und Einstufung ermöglichen. Die Bewährung kennt hingegen keine zeitliche Limitierung, stellt insofern eine Prüfung ad infinitum dar, und die Ereignissequenzen sind nicht nach dem Grad von Relevanz, Können, Leistungsfortschritt etc. gestuft. Ferner gilt, daß mittels Prüfungen zeitlich potentiell fortdauernde, als Ausdruck von Lernen bzw. Schulung geltende "Fähigkeiten" attestiert werden. Soll sich der Einzelne aber bewähren, ist es tendenziell nicht möglich, die am konkreten Handlungsgegenstand erbrachten Leistungen als Ausdruck von in der Zeit fortdauernden Fähigkeiten zu betrachten; die erbrachte Leistung gewinnt hier mehr den Charakter einer individuellen "Begabung".

Wird eine Berufskarriere mittels "Prüfungen" institutionalisiert, dann wird es für den Aspiranten möglich, stabilisierende Erwartungen im Hinblick auf berufliche Zukunft auszubilden, denn Prüfungen sind zeitlich limitiert und tragen objektivierenden Charakter. Da auf Grund von Prüfungen individuelle 'Begabungen' respektive 'Nichtbegabungen' als öffentlich anerkannte 'Fähigkeiten' oder 'Nicht-Fähigkeiten' betrachtet werden, sind die Erfolgs- bzw. Mißerfolgzuschreibungen nicht einem Einzelnen zur Last gelegt (privatisiert), sondern objektiviert. Insofern Prüfungen zeitlich limitierte und organisierte Sequenzen darstellen, wird es qua Objektivierung von Begabungen in Fähigkeiten möglich, sich selbst einzustufen. Je nachdem, ob man hinter den Anforderungen 'zurückbleibt', mit ihnen 'mithält' oder ihnen 'vorausseilt', hat man 'Aussichten' auf beruflichen 'Erfolg' oder nicht.⁴⁾

Wird eine Berufskarriere hingegen als "Bewährung" institutionalisiert, dann liegt eine Laufbahn ohne Laufbahncharakter vor, die keinen Anfang und kein Ende kennt. Bewährung ist dann Bewährung am einzelnen Fall und immer wieder neu zu erbringen. Ob gegenwärtiger Erfolg weiteren Erfolg oder eher Mißerfolg nach sich zieht, der Einzelne also Erfolgs- oder Mißerfolgserwartungen kontinuierieren soll, die Beantwortung solcher Fragen wird hier eine Art 'privates' Geschäft. Denn es fehlt die qua Prüfung gegebene Objektivierung der Anforderungen, und eine Einstufung wird so tendenziell verunmöglicht. Handlungsentlastung, also Erfolgs- bzw. Zukunftsgewißheit, läßt sich nun nur noch durch Abbruch der Karriere oder durch eine Heroisierung der Verhaltensanforderungen erreichen. Wo die durch eine Prüfung gegebenen Möglichkeiten fehlen, sich in einem Kontinuum von Leistungsanforderungen bzw. -standards zu verorten, wird zum einen Gewißheit nur noch durch das Erbringen von außergewöhnlichen Leistungen möglich (Heroisierung der Verhaltensanforderungen), Zum anderen wird diese Heroisierung in jedem Augenblick gefordert (Verstetigung heroischer Verhaltensanforderungen), da ein Erfolg keine Aussagekraft über einen weiteren Erfolg

4) Es geht hier nicht um die Frage, ob ein Aspirant 'tatsächlich' bessere Aussichten hat, sondern nur um das Problem, daß dies von Betroffenen so erlebt wird.

oder berufliche Zukunftschancen besitzt.

Betrachtet man in dieser Perspektive die 'Laufbahn' zum Professorenberuf, so stellt sich heraus, daß sie zum Teil in Gestalt von "Prüfungen", teils jedoch im Rahmen einer "Bewährung" institutionalisiert war. Promotion und Habilitation lassen sich eher als Prüfungen betrachten, die nachfolgende Privatdozentur muß hingegen als Institutionalisierung von Bewährung begriffen werden:

War noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Erteilung der Doktorwürde mit der Erteilung der *venia legendi* verbunden, so setzte sich ab der Jahrhundertmitte immer deutlicher die Habilitation als eine Art 'Examen' für die Erteilung des Rechts durch, Vorlesungen zu halten.⁵⁾ Betrug der Anteil 'nichthabilitierter' Ordinarien und Extraordinarien 1850-69 noch 28,25%, so war der Anteil für den Habilitationsjahrgang 1890-1909 bereits auf 13,8% zurückgegangen.⁶⁾ Hatte die Promotion deutlich ihren alten Sinn behalten (lat. *promotio* 'Beförderung) und markierte so eine Abschlußprüfung, so blieb der Charakter der Habilitation eher unbestimmt und war eine Art Eingangs-, nicht aber Abschlußprüfung, wobei ihr Prüfungscharakter unterschiedlich bewertet wurde.⁷⁾ Zumindest war sie insofern eine "Prüfung", als mit ihrer Hilfe selektiert werden konnte, und sie war Vorbedingung für eine Berufung zum Professor. Die Phase der eigentlichen Qualifikation zum Professor war hingegen nur in Gestalt einer zeitlich nicht limitierten "Bewährung" institutionalisiert.⁸⁾

Die Privatdozentur endete nicht mit einem 'Abschluß', sondern wurde offiziell nur durch eine 'Berufung' aufgehoben, oder vom Einzelnen selbst aufgegeben bzw. erzeugte sie für manche die "(..) Tragikomödie der alten Jungfer (..)" (Simmel

5) Dies wird besonders von Naujoks (vgl. ders. 1978) und Busch (vgl. ders. 1959) herausgearbeitet.

6) Verteilt auf die einzelnen Fächer:

	1850 - 1869	1890 - 1909
Evang. Theol.	42,2%	12,9%
Kath. Theol.	41,5	45,1
Rechtswiss.	16,9	7,6
Medizin	15	5,4
Geisteswiss.	36,1	11,2
Mathem./Geogr.	30	5,6
Exper.Naturwiss.	15,8	9,1

(nach Ferber 1956, S.77).

7) Weber spricht zweideutig davon, daß sie "(..)auf Grund eines Buches und eines meist mehr formellen Examens vor der Fakultät"(1919a, S.582) erfolge. Jastrow betont, sie sei "(..)nicht ein Examen (..). Dem neuen akademischen Lehrer wird kein Patent, nicht einmal eine schriftliche Bescheinigung ausgestellt. Es ist der alte *doctor legens*, der zu lesen angefangen hat: *principium docendi*. Der Akt vollzieht sich in imposanter Einfachheit"(ders.1930b, S.224f.). Offenbar übernahmen aber die von den Privatdozenten zu druckenden Ankündigungsplakate für die öffentliche Probevorlesung eine Zertifikationsfunktion, da ein bestimmtes Kontingent dem Ministerium übergeben und eine bestimmte Zahl den Universitätsakten einverleibt werden mußte (vgl. dazu Daude 1896, S.25f.u.ö. und Jastrow 1930b, S.243 -Anm.23-).

8) Die Erteilung der *venia legendi* war zeitlich unbefristet (vgl. Daude 1896, S.12).

1897, S.71).⁹⁾ Vergleicht man die Privatdozentur mit anderen Formen der 'Ausbildung' nach Art einer zünftigen Werkstattausbildung bzw. dem Referendariat der Juristen, dann hat sie mit diesen Qualifikationsprozeduren zwar gemeinsam, daß hier Ausbildung im nichtformalen Sinne vorliegt, die weitestgehende Selbstständigkeit im Sinne einer (fiktiven) Übernahme von Verantwortlichkeiten impliziert. Der Unterschied zwischen Referendariat, Werkstattausbildung und Privatdozentur liegt jedoch darin, daß bei letzterer die Figur des verantwortlichen 'Meisters' oder 'vorgesetzten' Richters fehlte, da die Bestrebungen des Privatdozenten nur von der gesamten Fakultät "(..)beaufsichtigt"(Daude 1896,S.12) wurden und es etwas dem 'Doktorvater' analoges nicht gab.¹⁰⁾ Wo Referendariatszeit und Ausbildung für ein Handwerk (Gesellenstück,-prüfung,-brief) schließlich mit Prüfungen endeten, war die Privatdozentur faktisch Prüfung ad infinitum, eine auf Dauer gestellte Bewährung.

Die Privatdozentur ließ nun insofern berufliche Zukunft als Hasard erscheinen, als Möglichkeiten der Zukunftserwartungen stabilisierenden Einstufung wegfielen (a), wie die Bildung von Erfolgserwartungen reprivatisiert wurde (b):

(a) Der Privatdozent hatte tendenziell keine Möglichkeit, sich in einem Kontinuum mit Anfang und Ende einzustufen, denn er wurde entweder "berufen" oder nicht. Insofern traf auch der Terminus "Berufung"¹¹⁾ als Bezeichnung dafür, daß jemand einen 'Ruf' auf einen Lehrstuhl erhalten hatte, ziemlich genau die Ausgangslage des Aspiranten. Soziologisch gesehen unterscheidet sich das Berufungserlebnis des Propheten Jeremias - "Und des Herrn Wort geschah zu mir"(Jer,1) - von einer durch das Zusammenwirken von Fakultät und Ministerium entstehenden 'Berufung' durchaus nicht. Sowie im Alten Testament Jeremias der 'unberechenbare' Wille Jahwes 'widerfuhr', 'geschah' auch der Übergang von der Privatdozentur zur Professur.

Der Privatdozent wurde deshalb oft als "Braut" (seltener als "Bräutigam") begriffen. Ihering schrieb 1879: "Ich habe von alters her die Vorstellung: ein Professor ist wie eine Braut, man muß sich um ihn bewerben, er selber darf es nicht tun, weder für

9) Weber sagt selbst über den Privatdozenten: "Hat man ihn einmal, so wird man ihn nicht mehr los. Aber er hat doch die begreifliche Vorstellung: daß er, wenn er jahrelang tätig war, eine Art moralisches Recht habe, daß man auf ihn Rücksicht nehme"(1919a,S.503). Er weist damit implizit darauf hin, daß qua Privatdozentur kaum effektiv Karrieren ab- oder aufgebaut werden konnten. Simmels Analogiebildung nimmt auf verschiedene Probleme bezug: die institutionellen Gegebenheit einerseits (dies war bereits im Topos des 'alten Privatdozenten' tradiert worden); auf das neue Phänomen der Überfüllungskrise im Professorenberuf und den einzelnen Professionen andererseits, welches im Kaiserreich die Anwartschaftsdauern erhöhte (zwischen 1860-64 wurde man durchschnittlich noch mit 36,9, zwischen 1920-22 erst mit 41,9 Jahren berufen - Ferber 1956,S.129). Damit wurde auch die längere 'Anwartschaft' der bürgerlichen Frauen auf die Ehe geschaffen, und insofern entstand eigentlich erst die "alte Jungfer" (vgl. zum Thema "alte Jungfer" Michels - ders.1905 - und die Hinweise bei Marianne Weber - diess. 1919 - ,die damit auch die Entstehung der Frauenbewegung erklärt).

10) Auch der "Doktorvater" ist - damals wie heute - nur eine gewohnheitsrechtliche Einrichtung.

11) In den Gelehrtenbriefwechseln ist oft von "(..)Vokationen" die Rede (vgl. etwa Ihering 1913,S.278,285u.ö.).

meinen Sohn, noch für meinen Schwiegersohn werde ich je das geringste tun"(ders.1913, s.354). Und bei Reinke heißt es: "Der Privatdozent (..) befindet sich in der gleichen Lage, wie eine heiratslustige Jungfrau, die auf das Kommen eines Freiers wartet"(ders. 1891,S.8). Nur dagegen Georg Simmel sprach vom "(..)Bräutigam"(ders.1896,S.71), womit er jedoch die entscheidende Nuancierung unterschlug, daß der Bräutigam werben durfte, die Braut jedoch (damals) nicht. Griffen die "Ordinarien" Reinke und Ihering auf die restriktivere Vorstellung von der 'Braut' zurück, so war beim "Privatdozenten" Simmel sicher auch der Wunsch 'werben zu können' ein Grund für eine derartige Geschlechts-umwandlung! So vielschichtig diese Vorstellung auch gewesen sein mag -: man denke an das Moment des Universalismus bei Ihering - , wichtig bleibt bei dieser Typisierungsleistung der bon sens einer Alltagssoziologie: ob man der/die "Erwählte" ist, bleibt ungewiß und dem Kalkül entzogen.

(b) Die 'Privat'- dozentur maximierte Kontingenzerfahrungen aber auch insofern, als die Substitution von Prüfung durch Bewährung gleichbedeutend war mit einer reprivatisierten Zuschreibung von Erfolg. Wo die deutsche Universität qua Institutionalisierung von "Bewährung" sich von dem Geschäft kontinuierlicher Erfolgs- und Mißerfolgszuschreibung zurückzog,¹²⁾ wurde die Objektivierung von Begabungen in Fähigkeiten rückgängig gemacht. Die mit der Privatdozentur gegebene Situation war damit insofern nicht handlungsentlastend, als sie eine Destandardisierung und Dekonventionalisierung der Erfolgs- und Leistungskriterien nach sich zog, mit welcher der Privatdozent in 'Selbstständigkeit' und 'Einsamkeit und Freiheit' zurückgelassen wurde.

Sicher war es möglich Erfolgsgewißheit über Einzelurteile von Kollegen (Rezensionen und charismatische Gefolgschaftsverhältnisse) zu beschaffen,¹³⁾ doch diese latenten Mechanismen der Kontingenzabsorption schufen nur bedingt eine handlungsentlastende Situation. Erfolgzuschreibung blieb damit nicht nur eine private Angelegenheit,¹⁴⁾ die mit dem Wegfall von Prüfungen gegebene Situation der Ungewißheit führte auch zu einer Heroisierung der Verhaltensanforderungen. Wo Leistungsanforderungen institutionell 'unbestimmt' gehalten werden, also die mit Prüfung gesetzte Standardisierung und Konventionalisierung wegfällt, läßt sich Zukunfts- und Erfolgsgewißheit nur durch

12) Diese "Gabe schweigenden Handelns" hat sie bis heute bewahrt.

13) Man denke an das die ganze Spezifik der Situation schlagartig erhellende Geständnis Schmollers gegenüber Roscher (Februar 1870): "Ihre freundlichen Worte im Centralblatt über meine erste literarische Arbeit haben mich seiner Zeit eigentlich erst bestimmt, die praktische Laufbahn aufzugeben und mich ganz der Wissenschaft zu widmen"(Biermann 1922,S.19).

14) Etwa im Sinne eines Urteils des jungen Ranke: "Jedermann (..) kennt meine Arbeiten und läßt sie gelten. Der eine lobt mich kreuz, der andere der quer. Ebenso tadeln sie mich vielleicht morgen. Nichts ist notwendiger als fest seine Straße zu ziehen"(Ranke 1949,S.116).

eine permanente¹⁵⁾ "(..) Hingabe an (..) Heroentum"(WuG,S.661) erreichen.¹⁶⁾

Es läßt sich zudem sagen, daß diese Heroisierung der Verhaltensanforderungen ein von den Ordinarien durchaus erwünschter 'Effekt' war (a), und daß die Umstellung von 'Prüfung' auf eine im Durchschnitt 10 Jahre¹⁷⁾ dauernde Zeit der Bewährung auch dadurch stabilisiert wurde, als die Ordinarien von der Vorstellung ausgingen, daß Forschung eine charismatische Gnadengabe sei, die man nicht 'prüfen', sondern nur 'erwecken' konnte (b):

(a) Brentano antwortete etwa auf den Vorschlag der Alterierung des "(..)privaten" Charakters der Privatdozentur mit dem Hinweis: "Es läßt sich nicht leugnen, daß auf diese Weise sehr gute Durchschnittsleistungen zu erzielen sein würden. Man brauchte es nur zu machen wie z.B. die bayrische Forstverwaltung, die alljährlich je nach dem voraussichtlichen Beamtenbedarf die Zahl derjenigen, die sich dem Vorbereitungsdienst für das Forstfach widmen, bestimmt, aus den Beamten die Tüchtigsten auswählt und mit diesem numerus clausus besonders qualifizierter Kandidaten sehr gute Erfahrungen macht. (..) Aber wenn auch vortrefflich für die Zwecke des praktischen Staatsdienstes, wäre eine solche Organisation der Untergang des wissenschaftlichen Charakters der Universitäten"(Brentano 1908b,S.618).

(b) Webers Bemerkung, daß man im "(..)Gegensatz zu Frankreich (..) keine Körperschaft der 'Unsterblichen' der Wissenschaft"(1919a,S.587) habe, deckt hingegen die anderen Hintergründe dieses Festhaltens an der Bewährung auf. Bereits 1837 konnte Zachariä dem Vorschlag der Abschaffung der Privatdozentur mit dem Einwand begegnen: "Es würde nur die Alternative übrig bleiben, entweder auf gut Glück zu wählen (..), oder aber wie in Frankreich und anderwärts, zu Concursen (..) seine Zuflucht zu nehmen. Allein welch eine Aushilfe!"(ders. 1837,S.408)

Diese schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts ausgeprägte Ablehnung von Fachschulung und formalem Prüfungswesen für den Professorenberuf (vgl. Schelsky 1963), verstärkte sich mit der zunehmenden Bürokratisierung der Universitäten, bzw. wuchs diese Haltung zu einem verallgemeinerten gelehrten Affekt gegenüber "chinesischen

88, 5

15) D.h. jede einzelne Leistung erhält einen ungemein hohen Stellenwert. Auf das momentane Tun, worin der soziologische Sinn von "Bewährung" zu sehen ist, fällt ein "(..)ungeheurer Akzent". Weber erläutert diesen Sachverhalt für den Puritanismus: Wo die Ratschlüsse Gottes "(..)unerforschlich" bleiben, fällt auf die "(..)winzige Zeitspanne" des Lebens ein "(..) ungeheurer Akzent" (GARS/I,S.526).

16) Weber hat solche Zusammenhänge in der Religionssoziologie expliziert. Er stellt dort die Situation einer kontinuierlichen Handlungsentlastung über "(..) Beichtinstitut und Anstaltsgnade" dem Wegfall institutionell garantierter "Heilsgewißheit" im Calvinismus gegenüber, der so methodische Bewährung und Systematisierung der Lebensführung in Gestalt eines alltäglichen Virtuositums erzeugt (vgl. WuG,S.338ff.).

17) Die durchschnittliche Zeit der Privatdozentur betrug 1860-64 schon 9,5 und 1910-19 bereits 11 Jahre (nach Ferber 1956,S.130).

8:47-

Zuständen" aus.¹⁸⁾

Der Verachtung der Prüfung lag dabei die Vorstellung von Forschung als charismatischer Gnadengabe zu Grunde, derzufolge sich diese nicht mittels 'Schulung' anerziehen noch mittels 'Prüfung' eruieren ließ: Bezeichnend ist etwa Kraepelins Ausspruch auf dem III. Hochschullehrertag; beauftragt über die "Auslese für den akademischen Beruf" zu referieren, führte er unter anderem aus: "Ein tüchtiger Beamter kann man bei einiger Begabung durch Fleiß und Ausdauer werden; Forscher ist man von Gottes Gnaden"(ders.1908,S.73). Auch Wilhelm Ostwald wandte sich damals gegen die Einführung von Examina und staatlichen Abschlußprüfungen für Chemiker mit dem Hinweis, daß deren Installierung "(..) dasjenige zerstören würde, was unsere Wissenschaft und Technik groß gemacht hat, nämlich die originale und schöpferische Betätigung" (Ostwald 1910,S.537). Weber, obwohl ausgeprägter Kritiker dieses 'Geniekults' Ostwald'scher Prägung (vgl. 1909g,S.414-Anm.-), äußerte ähnliches. Bei ihm finden sich Formulierungen der Art, daß die "(..) 'geistigen' Kosten der Bildungspatente (..) stets geringe"(WuG,S.577) seien, oder es ist vom "(..) oft subalternen Merkmal des Fachbildungspatents"(WuG,S.556) die Rede.

Doch auch wenn Weber wie die anderen Professoren das Examenswesen und den Gedanken eines vollständig mit "Prüfungen" ausgestalteten "Professoren-Seminariums"(Fichte) ablehnte, wäre es vorschnell, ihm die gleichen Motive zu unterstellen. Weber teilte zwar mit den Ordinarien die Vorstellung, daß die "'geistigen'" Kosten von Bildungspatenten "geringe" seien, denn er erblickte in der Forderung nach Examina jeglicher Art den Ausdruck eines Interesses an der "(..)Erledigung des Examens nach dem 'Prinzip des kleinsten Kraftmaßes'"(1917d,S.230),und betonte bezüglich des akademischen Nachwuchses, daß man sich die "(..)tragische Tatsache" klar machen müsse, "(..)daß die Rücksicht auf die Wissenschaft die brutalste Auslese verlangt"(1910a,S.42).¹⁹⁾ Doch Webers Ablehnung von Prüfungen (für den Professorenberuf) geht über den Aspekt des mit darwinistischen Vorstellungen angereicherten Gedankens der 'Geistesaristokratie' hinaus. Zum Problem der Substitution der "Bewährung" in der Privatdozentur durch "Prüfung" hat er sich zwar nicht direkt geäußert, aber seine Bemerkungen über Examina für 'höhere' Berufe lassen Rückschlüsse auf seine Haltung in diesem Punkt zu:

18) Schon bevor Weber seine Skizze zum chinesischen Mandarinat vorlegte (vgl. GARS/I,S.395ff.) waren in der Öffentlichkeit entsprechende Topoi vorgebildet. Vgl. etwa Ihering über Examina als "(..)chinesische Einrichtungen"(ders.1892,S.96). Auch Reinke sprach davon, daß die Universität sich nicht durch eine "(..)chinesische Mauer von den übrigen gebildeten Kreisen " abschließen dürfe (ders. 1891,S.16): "Ein solches Mandarinentum würde nur ungünstig auf die Universität zurückwirken." Ein früherer Beleg findet sich im Briefwechsel Schönbein/Liebig (1864 - Kahlbaum/Thon 1900,S.169; offenbar geht der Wortgebrauch auf Hegels "Vorlesungen über Geschichtsphilosophie" zurück - vgl.ders.1978,S.16off.).

19) Dieser Gedanke einer Auslese der Tüchtigsten im Sinne einer 'Aristokratie des Geistes' , welcher durch die Beeinflussung der Professoren durch sozialdarwinistische Vorstellungen ins ideologische verzerrt wurde, war Weber nicht fremd. Der Begriff der "Auslese" spielt in Webers Werk eine große Rolle. Er übernahm ihn aus den sozialanthropologisch-rassentheoretisch orientierten Arbeiten Ammons (vgl. Ammon 1893), ohne jedoch die rassentheoretische Schlußfolgerungen zu teilen (vgl. etwa die Anm. in 1895c,S.15).

So heißt es etwa: "Schlimm genug, daß /das Examen -M.S./ für die Feststellung der Qualifikation zum Beamten, Arzt und anderen technischen Berufen nun einmal unentbehrlich ist"(1917d,S.230), und an anderer Stelle hat er betont, daß "(..) insbesondere die 'Minister'-Posten grundsätzlich unabhängig von Bildungspatenten besetzt werden"(WuG,S. 556). In diesen unausgeführten Gedanken wird eine Prüfung für die professionellen Berufe zwar als notwendig erachtet, zugleich wird jedoch angedeutet, daß sich dieses Handeln nicht vollständig als formelle Regelanwendung begreifen läßt. Dadurch gibt Weber zu verstehen, daß ein vollständiges Abgehen von "Bewährung" den Charakter eines beruflichen Handelns zerstören würde, den er einmal mit der Idee des "(..)individuell differenzierte(n) Handel(n)s)"(WuG,S.687) näher zu beschreiben versuchte. Diese Ablehnung einer vollständigen Ausgestaltung von Qualifikationsprozessen für höhere Berufe durch "Prüfungen"²⁰⁾ kommt einer Bejahung von "Bewährung" gleich, da Weber damit die Vorstellung eines nichtformalen Qualifikationsmoments verband. Seine Bemerkung, daß die "(..)umfassendsten methodologischen Kenntnisse (..) niemand zum Historiker (machen)" (1906c,S.217), ist eindeutig ein Argument für die 'zweiphasige', "Prüfung" und "Bewährung" kombinierende, Ausbildung zum Professor, da es für Weber feststeht, daß man nur durch praktischen Vollzug ein 'guter' Forscher bzw. Historiker werden kann.²¹⁾

Betrachtet man also die vielschichtigen Bemerkungen Webers zur Problematik von "Prüfungen",so zeigt sich, daß die Idee der "Bewährung" durchaus einer Sachproblematik entsprang, deren Eliminierung in der Folge zweifellos die Qualifikation zum Professor deprofessionalisiert hätte. Um die Wende ins 20. Jahrhundert spielten ideologische

20) Damit ist Webers ablehnende Haltung gegenüber dem "(..)in allen Berufen chinesenhaft um sich greifenden Streben nach Schaffung immer neuer Arten von offiziellen Bildungspatenten" (1911f,Sp.2) noch nicht vollständig erklärt. Denn außerdem sollten nach seiner Meinung leitende Stellungen prinzipiell für 'Begabungen' offen gehalten werden: "Die außerordentliche Zunahme des Examenswesens und seine Übergriffe auf alle möglichen Berufe scheint mir in einem Augenblick sehr zweifelwürdig, wo hervorragende Verwaltungsbeamte in Preußen nach ihren mir genau bekannten Anschauungen allmählich zu der Ansicht gelangen, dass es vielleicht an der Zeit sei, gegen diese stetig wachsende Examensbürokratie irgendein Gegengewicht durch Schaffung der Möglichkeit, auch ohne den vorgeschriebenen Bildungsgang in faktisch leitende Stellungen zu gelangen, zu schaffen, wenn sich ein solcher finden könnte, ist mir freilich mehr als zweifelhaft(..)"(1911m). Desweiteren bedeutete für Weber die Schaffung von Examensfabriken", daß "Berechtigungen" für Ämter geschaffen wurden, also Prozesse monopolistischer Schließung stattfanden. Neben diesem Moment der "(..)Monopolisierung der wirtschaftlich vorteilhaften Stellungen zugunsten der Diplomanwärter"(WuG,S.577) betonte Weber,daß die deutschen "Examensdiplome" nicht nur Fachwissen attestierten und ökonomische Ansprüche legitimierten,sondern extrafunktionale Qualitäten voraussetzten, wodurch ständische Unterschiede dokumentiert wurden. Gerade in Deutschland seien sämtliche privilegierten Stellungen innerhalb und außerhalb des Staatsdienstes "(...)nicht nur an eine Qualifikation von Fachwissen, sondern außerdem von 'allgemeiner Bildung' geknüpft(..). All unsere Examensdiplome verbriefen auch und vor allem diesen ständisch wichtigen Besitz" (1917c,S.350), Weber stand also Examina aus höchst unterschiedlichen Motiven skeptisch gegenüber.

21) Weber äußerte dies nicht explizit. Jedoch steht fest, daß er, auch wenn dies in der Rezeption nur selten thematisiert wird, in der "Wissenschaftslehre" einen eindeutig forschungspragmatischen Standpunkt einnahm. Betonte er also: "(..)die Methodologie kann immer nur Selbstbesinnung auf die Mittel sein, welche sich in der Praxis bewährt haben, und daß diese ausdrücklich zum Bewußtsein gebracht werden, ist sowenig Voraussetzung fruchtbarer Arbeit, wie die Kenntnis der Anatomie Voraussetzung 'richtigen' Gehens" (1906c,S.217), so ist diese Stellungnahme auch als Argument zur Kombination von "Prüfung" und "Bewährung" zu verstehen.

Momente mit hinein (intendierte Heroisierung der Leistungsanforderungen, sozialdarwinistische und geistesaristokratische Vorstellungsmuster), die jedoch eine sachgemäße Diskussion der des immer problematischer werdenden Beharrens auf der speziellen Form der zeitlich nicht limitierten Bewährung ausschlossen.

In dem Maße, als sich die Dauer der Anwartschaft bis ins 40. Lebensjahr hinauf verschob und alle anderen Berufe sich in Laufbahnen ausdifferenzierten, wurde für die Anwärter des Professorenberufs eine neue Situation geschaffen, über die Alfred Hoche bemerkte: "In anderen Berufsbahnen gibt es auch Wartezeiten, spärliche Erfüllungen, Enttäuschungen; aber ob jemand Major oder Oberstleutnant (..) wird, ist nur ein Gradunterschied, eine Frage der Abstufung; in der akademischen Laufbahn handelt es sich aber darum, ob man im Chausseegraben liegen bleibt oder sein Lebensziel erreicht"(Riese 1977, S.163). Insofern wäre die Limitierung der Bewährungsphase eine Möglichkeit gewesen, sowohl am Vorzug eines nicht-formalen Qualifikationsprozesses festzuhalten, als auch zugleich eine Einrichtung für den effektiven Auf- und Abbau von Karrieren zu schaffen. Kraepelin, der auf dem III. Hochschullehrertag hervorhob, daß "(..)bis zu einem gewissen Grade unser wissenschaftliches Leben umso höher stehen wird, je größer die Zahl der Opfer ist, die im Wettbewerb unterliegen"(Kraepelin 1909, S.74), wußte auch, daß die Möglichkeit geschaffen werden mußte, die - so sein Ausdruck - "(..)wipfeldürren Stämme aus dem Bestande unserer Hochschulen zu entfernen" (ebd., S.77). Der von ihm eingereichte Reformvorschlag einer zeitlichen Befristung der *venia legendi* wurde jedoch fast einstimmig abgelehnt; nur die Münchner Nichtordinarien unterstützten sein Votum (vgl. HLT/III, S.47-52).

c.) Die Universität auf dem Weg zur "(..)'staatskapitalistischen' Unternehmung" und die Entstehung der Nichtordinarien - Bewegung

In den Diskussionen um die deutsche Universität zwischen 1890 und 1920 bestimmten Fragen des "akademischen Nachwuchses" fast jede Erörterung mit. Selbst auf den Hochschullehrertagen, die nur für kurze Zeit eine Plattform für die Artikulation der Interessen der Nichtordinarien waren (vgl. dazu vom Bruch 1980, S.122ff.), wurden die Diskussionen einzelner Tagesordnungspunkte immer wieder vom 'inoffiziellen' Thema "akademischer Nachwuchs" überlagert. Wie ein Ordinarius auf dem III. Hochschullehrertag bemerkte, entwickelte sich diese Frage "(..) zu einer Seeschlange, die sich durch die Hochschultage hindurchzieht"(HLT/III, S.34).

Wenige Jahre später stand der nur einen schwachen Organisationsgrad erreichenden und dann ausschließlich von Ordinarien gebildeten Institution der Hochschullehrertage bereits eine geschlossene Gruppe von 'Nichtordinarien' gegenüber: Das Kartell deutscher Nichtordinarienorganisationen umfasste 1912 die außerpreußischen Nichtordinarienvverbände und einen deutschen und preußischen Privatdozentenverband. Ein preußischer Extraordinarienvverband existierte davon getrennt. Waren die Nichtordinarien in einigen Ortsgruppen

sogar vollständig organisiert, so vertrat das Kartell 1912 schon 1200 deutsche Hochschul-
lehrer was dem erstaunlich hohen Rekrutierungsgrad von 64% der Extraordinarien und Privat-
dozenten entsprach.¹⁾

Was sich in der ziemlich schnell und plötzlich entstehenden Frontstellung zwischen
'Nichtordinarien' und 'Ordinarien' äußerte, war Ausdruck einer verhängnisvollen
Interaktion und Überlagerung charismatischer, ständischer und bürokratischer Struktur-
elemente und Organisationsprinzipien. Webers These vom "(..)Aufstieg des 'kapitalistischen
Betriebes'"(1909d,S.675) in den Universitäten, läßt sich m.E. prägnant im Zusammenhang
mit der 'Nachwuchsfrage' erörtern. Er wies selbst darauf hin, daß qua Bürokratisierung
der Universität der "Hasard" der akademischen Laufbahn "(..)nicht nur geblieben sondern
(..) wesentlich gesteigert" wurde (1919a,S.585), und hat die Explikation des Einbaus
bürokratisch-direktorialer Handlungsmuster in die Universität gerade mit Rekurs auf die
Rückwirkungen für die Stellung des akademischen Nachwuchses erläutert.

In einem ersten Argumentationsschritt möchte ich deshalb zeigen, daß man die Privat-
dozentur als charismatisches Strukturelement begreifen kann, und stelle dann Webers
Bürokratisierungsthese in den Mittelpunkt der Erörterung. Dabei werde ich demonstrieren,
daß die Überlagerung charismatischer und bürokratischer Strukturelemente zu einer
Personalisierung der Selektionsmacht zum Professorenberuf führte, und die Nichtordinarien-
Bewegung in diesem Vorgang eine ihrer Entstehungsursachen hatte. Daran anschließend
betrachte ich dann die Nichtordinarien-Bewegung als Ausdruck divergenter Verberuflichungs-
strategien und gehe zum Schluß auf die Position des Ordinarien ein. Webers frühe Deutung
der Nachwuchsfrage, die als Stellungnahme eines 'Ordinarius' zu verstehen ist, wird in
diesem Zusammenhang miterörtert werden.

Die Abhängigkeit von Privatdozentur und Assistentur als Personalisierung der Selektionsmacht zum Professorenberuf

Max Webers Explikation charismatischer Strukturen ist mihielos auch als Deutung der Spezifika
der Auslesestruktur der Privatdozentur zu verstehen:

"Im Gegensatz gegen jede Art bürokratischer Amtsorganisation kennt die charismatische
Struktur weder eine Form oder ein geordnetes Verfahren der Anstellung oder Absetzung,
noch der 'Karriere' oder des 'Avancements', noch ein 'Gehalt', noch eine geregelte Fach-
bildung des Trägers des Charisma (..), noch eine Kontroll- oder Berufungsinstanz, (..).
Der Träger des Charisma ergreift die ihm angemessene Aufgabe und verlangt Gehorsam und
Gefolgschaft kraft seiner Sendung. Ob er sie findet, entscheidet der Erfolg. Erkennen
diejenigen, an die er sich gesandt fühlt, seine Sendung nicht an, so bricht sein Anspruch
zusammen. Erkennen sie ihn an, so ist er ihr Herr, so lange er sich durch 'Bewährung'
die Anerkennung zu erhalten weiß"(WuG,S.655).

Wenn man in diesem Zitat anstatt "charismatischer Struktur" den Begriff der "Privatdozentur"
einsetzt, dann wird unmittelbar einsichtig, daß letztere ein künstlich hergestellter, charis-
matischer Selektionsmechanismus war:

147 141-142

1) R.vom Bruch (vgl. ders. 1984,S.91) kommt auf Grund eines Rechenfehlers zu dem
Schluß, daß 80% der Nichtordinarien organisiert waren (1910 gab es 1111 Privatdozenten
und 762 Extraordinarien;vgl. die Angaben bei Ferber 1956,S.195).

(a) Für jene, die zu dieser Form der Auslese zugelassen wurden, gab es kein "(..)geordnetes Verfahren der Anstellung oder Absetzung", da die Rechtsverhältnisse so gestaltet waren, daß Daude 1896 resümieren konnte: "Einer förmlichen Entlassung eines Privatdozenten bedarf es ebensowenig, wie eine förmliche Anstellung desselben stattfindet"(ders. 1896,S.19). Damit hing auch zusammen, daß es keine "(..)Kontroll- und Berufungsinstanzen" geben sollte; Kaufmann hob etwa 1908 hervor: "Jedenfalls muß die akademische Laufbahn eine freie bleiben; die Auslese für sie kann nur durch die Härte des Lebens getroffen werden. (..) Es ist sehr schwer, den Wert der Arbeit eines akademischen Lehrers zu bestimmen, denn das Urteil ist oft einseitig und hängt von Zufälligkeiten ab. Die Auswahl wird also durch das Leben selbst getroffen, nicht durch akademische oder sonstige Behörden"(HLT/II,S.638).

(b) Es gab kein "(..)geordnetes Verfahren (..) der 'Karriere' oder des 'Avancements'", da der Privatdozent keinen Anspruch auf 'Vorrücken' oder 'Berufung' erwerben konnte. Er mußte vielmehr, und deshalb kann von artifizieller Recharismatisierung der Auslesestruktur gesprochen werden, "(..) einen Revers unterschreiben (..), daß er nie beantragen werde, daß man ihn zum Professor ernenne"(Brentano 1908a,S.338).

(c) Wie charismatische Strukturen kein "(..)Gehalt" kennen, bzw. auf planmäßigen Erwerb verzichtet wird, war auch die Privatdozentur eine Art institutionalisierter Perhorreszierung von Erwerb. Der Privatdozent bezog kein Gehalt, sondern erhielt nur ein "Honorar" für die Vorlesungstätigkeit und war entweder auf Nebenerwerb oder finanzielle Unterstützung durch Verwandte angewiesen. Wie der typische Prophet eine 'Idee' um ihrer selbst willen propagiert (vgl. WuG,S.269), war auch der Privatdozent zur Unentgeltlichkeit seines Tuns gezwungen. So schrieb etwa Carl Otfried Müller an den Vater: "Es ist (..) mein schönster Stolz, daß nächst den Predigern wir Lehrer die einzigen sind, die gar Manches und Vieles ohn' Entgelt, ja ohne allgemeine Anerkennung, vollkommen uneigennützig und doch freudig vollbringen"(Müller 1908,S.79).

(d) So wie Weber über das reine Charisma schreibt, es konstituiere "(..)einen 'Beruf' im emphatischen Sinn des Wortes: als 'Sendung' oder innere 'Aufgabe'"(WuG,S.142) und das Moment "(..)persönlicher Hingabe"(WuG,S.568) betont, ist ähnliches für die Privatdozentur festzustellen. Sie war eine erzwungene Hingabe an die Sache und als 'innerer'- im Gegensatz zum 'äußeren' Beruf konzipiert. 1857 sah Trendelenburg die Funktionalität der Privatdozentur darin begründet, daß sie nur "(..) junge Männer, welche, vom Staat nicht gerufen, aber vom inneren Berufe getrieben" seien, anziehe (Busch 1959,S.58). Auch für Friedrich Paulsen bestand "(..) kein Zweifel" daran, daß durch die Privatdozentur "(..) dem akademischen Lehramt (..) nur Männer zugeführt werden, deren Sinn nicht in erster Linie auf das Ansehen und die Sicherheit des Amtes (..) gerichtet ist"(ders. 1902,S.224f.) Die Privatdozentur im Sinne einer Laufbahn ohne Laufbahncharakter enthielt als institutionelle Negation des "äußeren" Berufs der Idee nach

ein Leben für den "inneren" Beruf und nur für ihn.²⁾³⁾ Noch 1909 formulierte Kraepelin, daß die Laufbahn zum Professorenberuf "(..)unter allen Umständen ein wirtschaftliches Opfer bedeuten muß, damit sie nur von denjenigen angestrebt wird, die den inneren Beruf dazu in sich spüren"(HLT/III,S.44).

(e) So wie bei genuin charismatischen Strukturen für Führer bzw. Propheten der Satz gilt: "(..)'es steht geschrieben, ich aber sage euch'", er also "(..)neue Gebote"(WuG,S.141) verkündet, war auch die Privatdozentur als Art 'Prophetenmechanismus' gedacht, bzw. wurde sie als Institutionalisierung wissenschaftlicher Innovation begriffen: "Das Gedeihen neuer Richtungen in der Wissenschaft" - so bemerkte Jastrow - "kann zuweilen davon abhängen, daß einige wenige opferwillige Vertreter sich bereit finden, in der freien Lehrtätigkeit des Privatdozenten diese Richtung Jahre lang unausgesetzt zu vertreten und sie schließlich zur Anerkennung führen"(ders. 1896,S.5). Ähnlich zeichnete auch Brentano noch 1909 das Bild des Privatdozenten als 'revolutionären Propheten': "Es ist gar kein Zweifel, wenn einer Privatdozent wird, wird er es nicht bloß, um Professor zu werden, sondern unzählige, und zwar die meisten Persönlichkeiten, haben die akademische Laufbahn ergriffen, um eine Gelegenheit zu haben, der Welt mitzuteilen, was ihre Seele bewegt. (..) Wenn sie auftreten, sind sie sehr häufig im Gegensatz zu allen herrschenden Meinungen"(HLT/III,S.50).

(f) Wie bei charismatischen 'Berufen' die Anerkennung eine reine Funktion des "(..)Erfolgs" ist, bspw. also der Herrschaftsanspruch daran gebunden bleibt, daß der einzelne "(..)sich die Anerkennung durch 'Bewährung' zu erhalten weiß", und im Falle eines Ausbleiben von Erfolg die charismatische Autorität schwindet, ist auch die Privatdozentur als Bewährung gedacht gewesen. Die letzten Sätze der nachfolgend zitierten Äußerungen M.V.Cousins könnten deshalb auch in der Weber'schen Herrschaftssoziologie stehen: "Man probiert ihn, aber ohne eine Verpflichtung gegen ihn einzugehen. Wenn er die von ihm gehegten Hoffnungen nicht erfüllt, so erkennt man, daß man sich getäuscht hat und erhebt ihn niemals zum außerordentlichen Professor, ... Erfüllt er ... die Hoffnungen, so ernennt man ihn zum außerordentlichen Professor"(nach Busch 1959,S.41f.).

Mit dem Bewährungscharakter hing auch das Moment zusammen, daß Anerkennung vollständig eine Funktion von Leistung war. Weder feste Appropriation von Gehaltschancen wie beim Beamten (bzw. ein 'Recht am Amt'), noch Appropriation von Privilegien mittels ständischer Traditionalisierung waren für den Privatdozenten möglich. Er unterlag vielmehr vollständig dem Prinzip der "(..)Qualifikation kraft Eigenleistung"(WuG,S.

2) Baumgarten hat hervorgehoben, daß im Privatdozenten alten Stils "(..)die Innerlichkeit als Erbstück der deutschen lutherischen Prägung der Religiosität sozusagen zum Kern der Berufsausübung (wird). Der Privatdozent stürzt sich auf eine Sache"(ders. 1963,S.67). Bedenkt man, daß die preußischen Universitäten nach 1900 noch immer einen teilweise exklusiv protestantischen Lehrkörper hatten (vgl.Chr.Weber 1980), dann läßt sich die Privatdozentur auch als 'geronnener Geist' lutherischer Religiosität begreifen.

3) Wie sehr die Professoren auch am Ende des 19. Jahrhunderts von der Idee des "inneren Berufs" und der "Hingabe" durchdrungen waren, zeigt vielleicht die Tatsache an, daß der Tübingen Nationalökonom Robert Wilbrandt den Typus einer "(..) Hingabewirtschaft" entwarf (vgl. ders. "Oekonomie"; Tübingen 1920,S.14off.).

147; vgl. über "Bewährung" und "Leistung" auch MW, S.449). Freie Konkurrenz um den Applaus der Studierenden wie die mit der Vorlesung verbundenen Honorarchancen und vollständige Abhängigkeit von der Reputation waren für ihn konstitutiv. So gesehen war die Erfolgsfrage eine Existenzfrage.

Wie C.O. Müller diesen Sachverhalt in einem Brief an die Eltern ausdrückte, war der Privatdozent in derselben Lage wie ein 'freier Arbeiter' zu Beginn des Kapitalismus: "(..)ich habe (..) doch ein gewisses Grauen vor dem endlos einförmigen Wechsel der Collegien, vor diesem monotonen Umschwing der ewig rastlosen Räder unserer gelehrten Fabriken, bei dem man, wie die unglücklichen Kinder in den Manufakturen zu Birmingham, nie aus dem Takt der Bewegung kommen darf, ohne sich unangenehm zu verletzen"(ders. 1908, S.105).

Als Resultat dieses Vergleichs bleibt festzuhalten, daß sich die Privatdozentur als künstlich hergestelltes ⁴⁾charismatisches Strukturelement begreifen läßt, und daß diese Deutung selbst noch dann bindend ist, wenn sich die eine oder andere Analogiebildung als Subsumtion erweisen sollte.

Fragt man nun nach den Existenzbedingungen einer derartigen Auslesestruktur, so stellt sich heraus, daß die Funktionalität der Privatdozentur nur so lange gewährleistet war, als die Privatdozenten mittels Vorlesungstätigkeit ihren Unterhalt einigermaßen sichern konnten, und als die mit ihr verbundene "Qualifikation kraft Eigenleistung" möglich war, wodurch das Erbringen von Forschungsleistungen unabhängig war vom Besitz größerer Sachmittel, Apparaturen etc. Es läßt sich jedoch sagen, daß ab dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts die Professoren tendenziell die mit der Vorlesungstätigkeit verbundenen Honorarchancen monopolisierten (s.u.). Ab den 1860er Jahren wurde außerdem eine neue Phase der Gründung von Seminaren und Instituten eingeleitet, was den Charakter des Forschungshandelns tiefgreifend veränderte und das Erbringen von Forschungsleistungen immer mehr an den Besitz von entsprechenden Sachmitteln band. Für die Verhältnisse in Preußen konnte Eulenburg 1908 feststellen: "Die Ausgaben für Universitäten (..) belaufen sich (..) auf rund 17 Millionen, davon 10,5 Millionen für Institute u.ä. und 5,25 Millionen für Gehälter der Universitätslehrer"(ders. 1908c, S.1; vgl. für Heidelberg Riese 1977, S.371). Weber sah "(..)in der ungeheuren auch relativen Zunahme der Ausgaben für sachliche Unterrichtsmittel (Institute)" einen Indikator für "(..)den Aufstieg des 'kapitalistischen Betriebes' in den medizinischen und naturwissenschaftlichen Fakultäten", und er fügte hinzu: "Die 'Universitas litterarum' ist nicht zum wenigsten aus diesen unvermeidlichen Entwicklungsmotiven heraus eine Fiktion geworden" (1909d, S.675).

4) Ich betone den Charakter der 'künstlich hergestellten' charismatischen Struktur deshalb, da Weber im Idealtyp charismatischer Herrschaft "(..)eine Situation systematisch zu erfassen sucht, die durch plötzliche /!-M.S./ Entinstitutionalisierung von Handlungsregeln entsteht"(Lepsius 1982, S.115). Im Unterschied dazu läßt sich die Privatdozentur als Institutionalisierung von Handlungsfreiräumen bzw. als institutionelle Freisetzung von Handlungsspielräumen begreifen.

In Instituten und Seminaren wurden nun durch eine Zunahme an Studierenden und die Entwicklung organisierter Forschungsstellen für Hilfskräfte geschaffen, die als Assistenten "Übungen" oder "Seminare" abhielten und Verwaltungs- wie arbeitsteilige Forschungsaufgaben übernahmen oder auch als Abteilungsvorstände etc. tätig werden konnten. Privatdozenten und Extraordinarien waren nun gezwungen, als Assistenten oder Abteilungsvorsteher zu arbeiten, da einmal die Honorararchancen von den ordentlichen Professoren monopolisiert waren und daher die mit einer Assistentur verbundenen Einkommensmöglichkeiten attraktiv wurden. Zum anderen war es für sie wichtig geworden, auf Grund der höheren Bedeutung von Sachmitteln an diesen im Rahmen der Institute zu partizipieren, denn nur so waren konkurrenzfähige Forschungsleistungen zu erzielen.

Zwar war man teilweise stolz darauf, wenn man nicht in die Abhängigkeit eines Institutsdirektors geriet, dennoch existierte aus den obengenannten Gründen ein struktureller Zwang, die Privatdozentur mit einer existenzsichernden Assistententätigkeit zu verbinden.

Weber hielt diese Entwicklung für so bedeutsam, daß er von der Amerikanisierung deutscher Universitäten sprach und damit das Urteil verband: "Innerlich ebenso wie äußerlich ist die alte Universitätsverfassung fiktiv geworden" (1919a, S. 585).⁵⁾ Seiner Meinung nach wurden die Universitäten nun "Betriebe" bzw. "(..)'staatskapitalistische' Unternehmungen" (1919a, S. 584); unter "Betrieb" verstand er dabei in diesem Kontext:

"Ein 'Betrieb' ist der moderne Staat, gesellschaftswissenschaftlich angesehen, ebenso wie eine Fabrik: das ist gerade das ihm historisch Spezifische. Und gleichartig bedingt ist auch das Herrschaftsverhältnis innerhalb des Betriebes hier und dort. Wie die relative Selbstständigkeit des Handwerkers, des grundherrlichen Bauern, des Ritters und Vasallen darauf beruhte, daß er selbst Eigentümer der Werkzeuge, Vorräte, der Geldmittel, der Waffen war, mit deren Hilfe er seiner ökonomischen, politischen, militärischen Funktion nachging und von denen er während deren Ableistung lebte, so beruht die hierarchische Abhängigkeit des Arbeiters, Kommis, technischen Angestellten, akademischen Institutsassistenten und des staatlichen Beamten und Soldaten ganz gleichmäßig darauf, daß jene für den Betrieb und die ökonomische Existenz unentbehrlichen Werkzeuge, Vorräte und Geldmittel in der Verfügungsgewalt, in einem Fall des Unternehmers, im anderen: des politischen Herrn konzentriert sind. Diese entscheidende ökonomische Grundlage, die 'Trennung' des Arbeiters von den sachlichen Betriebsmitteln: den Produktionsmitteln in der Wirtschaft, (..) den Forschungsmitteln im Universitätsinstitut und den Laboratorien, den Geldmitteln bei ihnen allen, ist dem modernen macht- und kulturpolitischen und militärischen Staatsbetrieb und der kapitalistischen Privatwirtschaft als entscheidende Grundlage gemeinsam" (WuG, S. 825f.).

Für den Bereich der Universität explizierte er deshalb die "(..) unentrinnbare universelle" Bürokratisierung ebenso als Prozeß der "(..) 'Trennung des Arbeiters vom Produktionsmittel'": "Der alte Dozent und Universitätsprofessor arbeiteten mit der Bibliothek und den technischen Mitteln, die sie sich selbst anschafften und machen ließen, und produzierten damit, z.B. die Chemiker, diejenigen Dinge, die zum wissenschaftlichen Betriebe erforderlich waren. Die Masse der heutigen Arbeitskräfte innerhalb des modernen Universitätsbetriebes, insbesondere die Assistenten der großen Institute, sind in dieser Hinsicht dagegen genau in der gleichen Lage wie irgendein Arbeiter. Sie können jederzeit gekündigt werden. Sie haben in den

5) Man vgl. dazu Mommsens Äußerung gegenüber Wilamowitz vom 2. Januar 1890: "(..)die universitas litterarum ist nicht mehr, was sie war, aber immer noch keine Redensart(..)" (Mommsen/Wilamowitz 1935, S. 383).

Räumen des Instituts kein anderes Recht als der Arbeiter in den Räumen der Fabrik. Sie müssen sich geradeso wie diese nach dem bestehenden Reglement halten. Sie haben kein Eigentum an den Stoffen und Apparaten, Maschinen usw., die in einem chemischen oder physikalischen Institut, einer Anatomie oder Klinik gebraucht werden; diese sind vielmehr Staatseigentum, werden aber von dem Leiter des Institutes bewirtschaftet, der dafür die Gebühren bezieht, während der Assistent ein Einkommen erhält, das nicht wesentlich anders bemessen ist als das eines gelernten Arbeiters"(1918a,S.498).

Der Assistent wurde damit "(..)vom Institutsdirektor ebenso abhängig wie ein Angestellter in einer Fabrik: - denn der Institutsdirektor stellt sich ganz gutgläubig vor, daß dies 'sein' Institut sei, und schaltet darin - ,und er steht häufig ähnlich prekär wie jede 'proletaroider' Existenz und der assistant der amerikanischen Universität"(1919a,S.584).

Da sich Privatdozentur und Assistentur insofern überlagerten, als erstere von letzterer abhängig wurde, geriet der "Nachwuchs" in eine vollends ungeschützte Position. Diese war umso stärker ausgeprägt, als zu den restriktiven Bedingungen der Assistentur (halbjährliche Kündigungsmöglichkeit; Teilhabe an den Forschungsmitteln als Frage des freien Ermessens) die Beschränkungen der Privatdozentur hinzutraten. Mit der Privatdozentur war zwar die 'Mitgliedschaft' im Lehrkörper gegeben, insofern man das Recht besaß, Vorlesungen halten zu dürfen, aber alle anderen korporativen Rechte und Mitwirkungsmöglichkeiten verblieben in den Händen der ordentlichen Professoren (als Ordinarien, Beamten und Institutsdirektoren).

Diese fehlende Einbindung der Privatdozenten und aller Extraordinarien in den korporativen Rahmen war solange funktional, wie die Berufung tendenziell eine Funktion von Applaus, kollegialer Reputation und Zusammen- und Gegeneinanderwirken von Fakultäten und Kultusministerien war. Die Einbindung wäre jedoch zu dem Zeitpunkt notwendig gewesen, als die Selektionsmacht zum Professorenberuf in die Hände des Institutsdirektors überging, womit sie faktisch, wenauch nicht formell, personalisiert und aus der Sicht der Betroffenen subjektiviert wurde.

Unter Personalisierung der Selektionsmacht ist dabei ein Vorgang zu verstehen, in welchem Entscheidungen über eine Berufskarriere von einer übergeordneten Einzelperson abhängen, wobei zugleich die Selektionsakte in der Sicht der davon Betroffenen den Charakter der 'subjektiven' Entscheidung erhalten. (Im Gegensatz dazu wird die von mehreren und formalen Kontrollinstanzen gefällte Entscheidung als eine 'objektive' erlebt). Ob die Selektionsentscheidung eines Institutsdirektors wirklich von 'subjektiven' oder 'objektiven' Erwägungen bestimmt gewesen sein mag, ist dabei völlig unerheblich, denn es kommt nur darauf an, wie dies von den Betroffenen erlebt wurde oder vielmehr erlebt werden mußte.

Um dies zu verdeutlichen, ist es angebracht, die Laufbahn zum Professor in ihrer alten Gestalt, von der Karriere zum Professor bei der Herausbildung der Abhängigkeit von Assistentur und Privatdozentur getrennt zu beschreiben:

In der Selektionsprozedur für die Promotion (mit durchschnittlich 24-25 Jahren) und die der darauffolgenden Habilitation (mit 30 Jahren) vermischten sich sowohl Momente von

Objektivierung und Depersonalisierung, als auch von Subjektivierung und Personalisierung. Einerseits schrieb man die Dissertation bei einem 'Doktorvater', und auch die Habilitationsarbeit wurde 'betreut' (Subjektivierung und Personalisierung); andererseits endeten Promotion und Habilitation mit 'Prüfungen', an welchen die ganze Fakultät als Kontrollinstanz beteiligt war (Objektivierung und Depersonalisierung).

Zu Webers Zeit verschob sich diese Balance beim Selektionsmodus Habilitation bereits zugunsten einer Dominanz 'subjektiver' Momente.⁶⁾ Insgesamt gesehen waren jedoch die Selektionsstufen Promotion und Habilitation in der Zeit der Überlagerung von Privatdozentur und Assistentur noch durch die Gleichzeitigkeit persönlicher und unpersönlicher Momente gekennzeichnet.

In der Zeit nach der Habilitation differierte aber der herkömmliche Weg zum Professor von der Karriere in der Phase der Überlagerung von Privatdozentur und Assistentur: Im Rahmen der überbrachten Privatdozentur (nach Habilitation mit 30, Avancement zum Extraordinarius mit 36-37 und endgültiger 'Berufung' zum ordentlichen Professor mit 40-42 Jahren) fielen personalisierte Momente vollständig weg, indem die Zuordnung eines Privatdozenten zu einem bestimmten Professor - dem 'Doktorvater' vergleichbar - unterblieb. Gleichzeitig gab es zwar auch keine manifeste Objektivierung des Selektionsverfahrens, denkt man sich jedoch das Zustandekommen von 'Berufung' als eine Art Zusammenspiel von Applaus, Reputation durch Publikation, Gegen- und Nebeneinander von Fakultäts- und Ministerialentscheidungen, so bestand zumindest eine Art sekundäre oder auch latente Objektivierung der Selektionsentscheidung.

Als jedoch die Privatdozentur von der Assistentur abhängig wurde, und die Selektionsprozedur dem Institutsdirektor oblag, wurde dieser Prozeß personalisiert und subjektiviert. So bedeutete die Einrichtung der Assistentur zwar, daß nun der Qualifikationsprozeß zum Professor latent professionalisiert wurde, denn der Institutsdirektor füllte die 'Leerstelle' einer Art 'Doktorvater' für die Privatdozentenzeit aus. Jedoch mußten die neu entstehenden Verhältnisse (freie Ermessensfrage der Teilhabe an Forschungsmitteln, Kündbarkeit, die exent von Fakultät und Ministerium durch den Institutsdirektor ausgesprochen werden konnte) als vollständige Personalisierung und Subjektivierung der Selektionsprozedur erscheinen.

Die Bedingung zur Ermöglichung einer Karriere (Gewährung von Sachmitteln und Erwerbchancen) war jetzt an die Entscheidungen des Institutsdirektors gebunden. Ob dieser nun nach 'bestem Wissen und Gewissen' entschied oder nicht, ob er sich um 'Objektivität' mühte oder nicht, diese im engeren Sinn empirischen Fragen müssen hier garnicht gestellt werden. Entscheidend bleibt nur, daß der Institutsdirektor als strukturell ambivalente Person betrachtet werden mußte.

6) Weber deutet diesen Gedanken direkt an: "Persönlich habe ich (..) den Grundsatz befolgt: daß ein promovierter Gelehrter sich bei einem andern als mir und anderswo legitimieren und habilitieren müsse. Aber das Resultat war: daß einer meiner tüchtigsten Schüler anderwärts abgewiesen wurde, weil niemand ihm glaubte, daß dies der Grund sei"(1919a, S.583).

Unabhängig von der Art seiner Entscheidung und seiner Beziehung zum Privatdozenten - Assistenten, mußte jede seiner Handlungen als Ausdruck von 'Willkür' oder als Äußerung des 'Gnaden- und Gunstbeweises', der 'Patronage' oder des Ausspielens 'persönlicher Abhängigkeit' gewertet werden.⁷⁾ Die Nichtordinarien-Bewegung kann deshalb auch als Reaktion auf eine durch Bürokratisierung statthabende, unbeabsichtigte 'Professionalisierung' der Spätphase der Qualifikation zum Professor begriffen werden. Hierbei muß die über Rationalisierung und Bürokratisierung erfolgte Installierung einer Art 'Meister'- 'Gesellen'-Beziehung (Institutsdirektor-Assistent) umso prekärer erlebt worden sein, als die Phase zwischen Habilitationsabschluß und Berufung einen Zeitraum von 10 bis 14 Jahren umfasste; und qua Alter des 'Nachwuchses' (30-40 Jahre) die Nichterreicherung einer kontinuierlichen inneruniversitären Erwerbschance Existenzfrage wurde. Wo durch die Privatdozentur die Professoren schon alles taten, um berufliche Zukunftsgewißheit künstlich knapp zu halten, mußte der neue Sachverhalt, daß der Institutsdirektor über berufliche Fortexistenz entscheiden konnte, d.h. schon die Antizipation der Möglichkeit, ein neues Konfliktpotential schaffen. Die Dominanz personaler Beziehungsmuster 'staute' dieses Potential anfänglich noch zurück, dem folgte aber schließlich ein rasch vonstatten gehender Organisationsschub der Nichtordinarien nach.

Geht man davon aus, daß die Qualifikation zum Professor nur als Einheit persönlicher und unpersönlicher Beziehungselemente zu denken ist, daß also ein bestimmtes Maß der Personalisierung notwendig ist, dann geriet durch die unabhängige Stellung des Institutsdirektors die für eine professionelle Qualifikation konstitutive Gleichzeitigkeit unpersönlicher und persönlicher Interaktionsstrukturen beim Selektionsprozeß aus der Balance.

Wären die von den Nichtordinarien erhobenen Forderungen einer Vertretung ihrer Interessen in Fakultät und Senat (vgl. Eulenburg 1908c und Vorstand 1911) durchgesetzt worden, so hätte dies zwar die Selektionsmacht der Institutsdirektoren nicht gemindert, aber es wäre eine vollständige Entkoppelung von korporativer Kontrolle vermieden worden. Freilich verhinderte die Personalunion von ordentlicher Professur, Ordinariat und Institutsdirektorstelle den Versuch der Reetablierung einer strukturell immer mißlich bleibenden Balance objektivierender und subjektivierender Selektionsmomente.

Aufstieg und Abstieg : Die Nichtordinarien - Bewegung als Ausdruck differenter Verberuflichungsstrategien

Die Nichtordinarien-Bewegung war jedoch mehr als der Versuch des 'eigentlichen' Nachwuchses, eine vollständige Entobjektivierung des Selektionsmodus aufzuheben. Ob Extraordinarien und Privatdozenten überhaupt - nach Eulenburgs vorsichtiger Formulierung - "Der ' Akademische Nachwuchs ' "(ders. 1908c) waren, die Klärung dieser Frage stand gerade im Zentrum der

7) Dieses Problem hat Schelsky mit latentem Bezug auf die Beziehung 'Ordinarius' - 'Assistent' zur Sprache gebracht (vgl. ders. 1968, S.87f und S.95-99). Vgl. ansatzweise auch Habermas (ders. 1969, S.131f.) und die professionstheoretisch adäquate, allerdings auf studentische Sozialisation bezogene Formulierung bei Seyfarth (ders. 1983, S.39f.).

Auseinandersetzung.

Analysiert man den Forderungskatalog der Nichtordinarien,⁹⁾ so lassen sich drei Gruppen isolieren, die je unterschiedliche Verberuflichungsstrategien verfolgten:

(a) Nachdem die Anzahl der Studierenden ab 1860 zuzunehmen begann, gingen die Kultusministerien immer deutlicher ab den 1880er Jahren dazu über, im Extraordinariat nicht mehr nur einen Durchgangsposten bzw. eine Zwischenstufe zum Ordinariat zu sehen, sondern die Ordinariatsstellen eher kontinuierlich, die Zahl der Extraordinariate dagegen überproportional zu erhöhen. Ein Blick auf die Verhältniszahlen zwischen Ordinarien, Extraordinarien und Privatdozenten (1864 bis 1920) insgesamt, die Verhältnisse in den Naturwissenschaften und der Medizin einerseits, in den Geisteswissenschaften andererseits, veranschaulicht dies:

<u>GESAMTLEHRKÖRPER</u>	ORD.PROF.	EXTR.ORD.	PRIV.DOZ.	VERHÄLTNIS
1864	723	277	364	1 : 0,38 : 0,5
1873	853	328	346	1 : 0,38 : 0,4
1880	941	383	457	1 : 0,41 : 0,48
1890	1035	494	617	1 : 0,48 : 0,6
1900	1119	625	816	1 : 0,56 : 0,73
1910	1236	762	1111	1 : 0,62 : 0,9
1920	1441	780	1175	1 : 0,54 : 0,82
<u>MEDIZ. U. EXP. NATURWISS.</u>				
<u>(MIT THEOR. PHYSIK)</u>				
1864	250	107	177	1 : 0,43 : 0,7
1873	299	143	194	1 : 0,48 : 0,65
1880	330	196	258	1 : 0,59 : 0,78
1890	348	260	372	1 : 0,75 : 1,06
1900	374	351	483	1 : 0,93 : 1,29
1910	416	430	727	1 : 1,03 : 1,74
1920	492	460	772	1 : 0,93 : 1,57

9) An Quellen wurden herangezogen: Eulenburg 1908a bis 1908c; Vorstand 1911; HLT/I bis HLT/III; vom Bruch 1980, S.122ff. und ders. 1984; Ferber 1956; Busch 1956; Bock 1972; Riese 1977, S.153-192 und Naujoks 1977.

GEISTESWISS. (EINSCHL.

MATH. U. GEOGR.)

1864	465	107	177	1 : 0,23 : 0,38
1873	538	143	194	1 : 0,26 : 0,36
1880	594	196	258	1 : 0,33 : 0,43
1890	664	260	372	1 : 0,39 : 0,56
1900	721	351	483	1 : 0,49 : 0,67
1910	796	430	727	1 : 0,54 : 0,91
1920	915	460	772	1 : 0,5 : 0,84

(ALLE DATEN NACH FERBER 1956, S. 195 UND 201

Der Überblick demonstriert, daß das überproportionale Wachstum von Extraordinariaten in den 1880er Jahren begann, wobei diese Entwicklung in Medizin und Naturwissenschaften bereits schon in den 60er Jahren einsetzte und 1910 die ungünstigste Relation (1:1,03) aufwies, in den Geisteswissenschaften jedoch erst 1900 ein Stand erreicht wurde, der für den Gesamtbereich schon 1890, und in den Naturwissenschaften schon 1873 realisiert war.

Geht man davon aus, daß das überproportionale Wachstum der Extraordinariate primär von den Kultusministerien gesteuert wurde,¹⁰⁾ und eher eine Antwort auf die Zunahme der Studentenfrequenz war, wofür auch spricht, daß mit dieser Position immer mehr Lehraufträge vergeben wurden, dann ergibt sich, daß für Positionen, die offiziell noch als Durchgangsstellen gedacht waren, strukturell ein versteckter Prozeß der Differenzierung von neuen Berufsrollen eingeleitet wurde.

1908 konnte Eulenburg feststellen, daß die Ordinarien zwar noch die Hauptleistungen in der Vorlesungstätigkeit erbrachten, Extraordinarien und Privatdozenten jedoch bereits 42,2% der Vorlesungsstunden abhielten (ders. 1908c, S.59). Daran zeigt sich, daß der Universitätsbetrieb nicht mehr, wie offiziell gedacht, ohne Mithilfe von 'außerordentlichen' Lehrkräften aufrechterhalten wurde. Eulenburgs These, "(..) deren" - wie Weber bemerkte - "rückhaltlose Vertretung ihm den Zorn so vieler von den Herren Ordinarien zugezogen und seine akademischen 'Chancen' so verschlechtert hat"(1909d, S.674), wurde so zum klassischen Argument der Nichtordinarien-Bewegung, ging es um die Begründung einer korporativen Eingliederung.

Die Strategien der Extraordinarien blieben dabei von ihrem 'Titel' bestimmt und zielten auf das Abwenden von Statusabstufung und Deklassierung. Zwar hatten sie keinen

10) Für die Steigerung der Zahl der Extraordinariate ist diese Annahme zulässig und besonders auch für Preußen gültig. Althoff hat zugegeben, daß er die Expansion der Universitäten auf Kosten der Extraordinarien betrieb (vgl. Sachse 1928). Der Einfluß einer 'Überfüllung' des gelehrten Berufs läßt sich methodisch hingegen kaum in den Griff bekommen.

Anspruch auf 'Berufung', gingen aber dennoch davon aus, das Extraordinariat sei dem Ordinariat zugeordnet. Da auch die Ordinarien das Extraordinariat als 'Durchgangsstufe' betrachteten, waren die Extraordinarien gezwungen die 'Anschuldigung' der Ordinarien abzuwehren, sie seien nur ein 'salon des refusés': "Die Lage der Extraordinarien" - so formulierten die Sprecher der Vereinigung außerordentlicher Professoren Preußens - "ist also eine Notlage, und zwar eine, welche sie nicht selbst verschuldet haben"(Vorstand 1911, S.77). Ihre Bemühungen waren eher darauf gerichtet, den Nachweis zu erbringen, daß die Ministerien ein "(..)'Hilfslehrersystem'" eingeführt, und die Studentenexpansion mit der Schaffung von "(..)ersparten Ordinariaten" ausgeglichen hatten (Vorstand 1911, S. 60 und 58). Da ihr Titel den Status eines 'Hilfslehrers' noch nicht tradierte und die Kultusministerien eigentlich 'Titelschwindel' betrieben hatten, richteten sich ihre Strategien weniger auf eine Konsolidierung dieser Hilfslehrerfunktion, sondern blieben auf deren Umwandlung in Ordinariate fixiert; ihre erste Forderung lautete: 'Mit dem 'Hilfslehrersystem' muß (..) an sämtlichen Universitäten gebrochen und der Grundsatz eingeführt werden, ein Lehrbedürfnis nur durch eine wirkliche Vollstelle (Ordinariat) zu decken"(Vorstand 1911, S.79).

(b) Waren die Strategien der Extraordinarien eher gegen Abstufung gerichtet und versuchten eine Ausdifferenzierung neuer Berufsrollen zu blockieren, so blieben die Forderungen der Privatdozenten - Assistenten eher auf Festigung der neu entstehenden Berufsrolle (Assistentur) gerichtet. Anders als die Extraordinarien, die durch eine Ausgestaltung des Extraordinariats als "(..)stabilen Beruf"(WuG, S.80) mehr 'verloren', konnten sie durch eine derartige Absicherung ihrer neuen Existenzbedingungen nur 'gewinnen'.

Geht man noch einmal auf die statistischen Daten zurück, so zeigt sich, daß die überproportionale Entwicklung der Anzahl der Privatdozenten insgesamt ab 1890, in der Medizin und den Naturwissenschaften schon ab 1863 und in den Geisteswissenschaften ab 1900 eintrat. Wenngleich sich hier am ehesten der Einfluß einer 'Überfüllung' des gelehrten Berufs dingfest machen ließe,¹¹⁾ war diese Zunahme primär durch interne Faktoren bedingt. Wenn die Rekrutierung von 'Privatdozenten' stärker durch die Fakultäten und Professoren als von den Ministerien gesteuert wurde, so wurde deren Anwachsen zwar auch von der säkularen Trendperiode des Wachstums der Studentenpopulation, hauptsächlich jedoch durch das Übernehmen von Hilfsfunktionen im Forschungsbetrieb verursacht. Dabei konnten sich die Privatdozenten-Assistenten noch am ehesten nicht mehr als 'eigentlicher' Nachwuchs betrachten. Für sie bedeutete die Ausgestaltung der Assistentur als 'Nachwuchsstelle'(Betonung halbjährlicher Kündigungsmöglichkeit) die Schaffung einer ungeschützten, instabilen Berufsposition, die es zu festigen galt.

11) Auch wenn 'Überfüllung' das zeitgenössische Stichwort war, bleibt ihr Nachweis undurchführbar. - Vom Anstieg der Studentenfrequenz her betrachtet gab es diese nicht. Sie am Steigen der durchschnittlichen Anwartschaftsdauer festzumachen, geht dabei insoweit fehl, als die Anwartschaftszeit um so mehr wachsen mußte, als die Einlagerung von Assistententätigkeit zeitliche Verzögerungseffekte bewirkte.

(c) Schließlich läßt sich die Nichtordinarien-Bewegung auch als aktiver Verberuflichungsversuch der Privatdozenten-Noch-nicht-Assistenten begreifen. Da die Assistentur in der Privatdozentur noch nicht vollständig herausgebildet war (um 1908 war ungefähr die Hälfte der naturwissenschaftlichen und medizinischen Privatdozenten Assistenten; die Zahl der Assistenten blieb in den Geisteswissenschaften jedoch weitaus geringer - vgl. Eulenburg 1908c,S.110f.), artikulierten die Privatdozenten Forderungen nach Schaffung von Assistentenstellen und Sicherung kontinuierlicher Erwerbchancen. In Eulenburgs "Untersuchung über die Lage und Aufgabe der Extraordinarien und Privatdozenten" wird diese Interessenstoßrichtung der Privatdozenten-Noch-nicht-Assistenten deutlich. Über weite Passagen plädiert er für eine Einrichtung von Assistenturen, da der Vorlesungsbetrieb nicht mehr ausreiche und "(..) individuelle und persönliche Unterweisung durch die jüngeren Dozenten" mittels Übung und Seminar notwendig geworden sei (ders. 1908c,S.66). Er spricht bereits jene didaktisierende und die Studentenpopulation abwertende und zugleich auf Sicherung von Erwerbchancen zielende Sprache, daß eine Unterweisung "(...) für die Anfänger" (ebd.,S.64) von Assistenten zu übernehmen sei.¹²⁾

Die hier 'konstruierten' Zuordnungen von Optionen, Strategien und Interessen zu einzelnen Gruppen innerhalb der Nichtordinarien-Bewegung sind insofern 'künstliche', als ein empirischer Nachweis von zahlenmäßig fest umgrenzten Gruppierungen fast unmöglich ist. Da jeder einzelne jedoch entweder mehrere faktische oder potentielle Positionen inne hatte, konnten die teilweise widersprüchlichen Interessen geschlossen artikuliert werden.

Die Entstehung der Nichtordinarien-Bewegung war somit auch Antwort auf einen Strukturwandel, durch welchen die deutsche Universität nach 1870 "(..) Anpassungsproblemen an die Umwelt(..) mit Funktionenfusion und segmentaler Differenzierung des Systems, nicht mit funktionaler Spezifizierung und struktureller Differenzierung des Systems begegnet(e)" (Schluchter 1971b,S.260).

Die Position der Ordinarien

Forderten die Nichtordinarien die Hebung ihrer "(..)materiellen Lage" und eine "(..)ideelle Reform", d.h. Mitbestimmung bei der "(..)Habilitation neuer Dozenten", Mitbestimmung bei Fragen der "(..)Vollständigkeit des Unterrichts", der "(..)Verteilung der Vorlesungen" und der "(..)Regelung des Prüfungsweges", wie auch Mitspracherecht bei der "(..)Benützung der Lehrmittel und Institute" (Eulenburg 1908c,S.153), so wurden ihre Forderungen jedoch von den Ordinarien großteils abgewiesen (vgl. dazu am Beispiel Heidelbergs Riese 1977,S.153ff.). Zwar konnte sich der I. Hochschullehrertag einigen, daß außerordentliche Professoren und

12) Eulenburg nahm hier Themen der entstehenden Hochschulpädagogik auf. Auch wenn die entsprechende Didaktisierung des Unterrichts (Gliederung nach Pro-, Haupt- und Oberseminaren Studienpläne und Scheinsystem) eher ein Anliegen der Ministerien war, und diese Neuerungen erst nach 1900 durchgesetzt werden konnten, bleibt es interessant zu sehen, wie die Nichtordinarien-Bewegung auf Kosten einer Infantilisierung der Studentenpopulation ("Anfänger") Erwerbchancen zu begründen suchte. Vgl. auch Eulenburgs Plädoyer für "university extension" bzw. "Erweiterung der Aufgaben" (ders.1908c,S.67ff.: "Einleitungs- und Übersichtskollegs", "Direkte Erweiterung des Universitätsbesuchs", "Fachkurse für fortgeschrittene Hörer").

Privatdozenten korporativ stärker eingebunden werden sollten,¹³⁾ doch schon kurze Zeit danach griff Lujo Brentano den unfreiwillig zum Sprecher der Nichtordinarien avancierten Franz Eulenburg auf eine Art und Weise an,¹⁴⁾ daß sich die Nichtordinarienvereinigungen vom Hochschullehrertag lösten und mehr und mehr eigenständig organisierten.

Aus unterschiedlichen Gründen ließ sich zwischen beiden Gruppen keine Einigung erzielen; am Beispiel von Max Webers ersten Äußerungen zur 'Nachwuchsfrage' möchte ich zeigen, warum dies so war. Wurde in der bisherigen Diskussion Webers 'späte' Deutung Deutung des Verhältnisses Assistent-Institutsdirektor in den Mittelpunkt gestellt (1919a), wobei sich zeigte, daß Webers Analyse differenzierte Einsichten in die Sachproblematik ermöglichte, so demonstrieren seine Stellungnahmen auf dem III. Hochschullehrertag Webers Selbstverständnis als 'standesbewußter' Hochschullehrer:

Als auf dem III. Deutschen Hochschullehrertag (Oktober 1909 in Leipzig) die Frage einer "Auslese für den akademischen Beruf" verhandelt wurde, wies der Historiker Karl Lamprecht darauf hin, daß die Assistenten "(..)vollkommen in der Hand des Direktors" seien, und schlug eine Veränderung dieser Verhältnisse vor: "Es muß da irgend etwas Konstitutionelles hinein-kommen, vielleicht durch Dozentenkonferenzen und dergleichen mehr"(HLT/III,S.41). Weber erwiderte: "Jeder Institutsdirektor, den man ernstlich vor die Frage stellt, ob so etwas wie konstitutionelle Verhältnisse in seinem Institut möglich sind, wie Lamprecht eben angedeutet hat, wird sagen: das ist unmöglich, ich bin für mein Institut verantwortlich mit meinem Vermögen. Es ist eine Utopie, daß man mehr als ganz bestimmte, näher zu erörternde (..) Palliativmittel vorschlagen kann gegen die Renitenz des Institutsdirektors" (1910a,S.41f.). Webers Argument war zwar bei diesem Gedanken noch von soziologischem Realismus geprägt, doch bereits im darauffolgenden Satz wechselte er die Bezugsebene: "Ferner müssen wir uns die für die Verhältnisse der Assistenten des Nachwuchses überhaupt tragische Tatsache klar machen, daß die Rücksicht auf die Wissenschaft die brutalste Auslese verlangt"(1910a,S.42). Webers Argumentation blendete damit von vornherein die Problematik der Assistentur als Durchgangsstelle (Privatdozentur-Assistentur) und unsicher ausgestalteter Dauerstelle neuer Art aus, und rekurrierte nur auf ihre Funktion als Auslesereservoir. Was er nun zur Geltung brachte, war der mit sozialdarwinistischen Vorstellungen angereicherte Standpunkt einer 'Aristokratie des Geistes', nach welchem gerade beim Professorenberuf die "brutalste" Auslese notwendig sei.

Er fuhr dann fort: "Ich kann mich sehr gut der Zeit erinnern, wo man es dem Assistenten verübelte, wenn er länger als drei Jahre dem hinter ihm Stehenden im Wege war. Heute ist das anders geworden, und ich möchte in dieser Beziehung sagen: die Herren Assistenten mögen auch an ihre eigene Brust schlagen"(1910a,S.42). Weber verläßt mit dieser Bemerkung vollständig die Ebene soziologischer Argumentation. Hätte er die Eulenburg-Studie über

13) Ihnen sei eine "(..)gebührende Stellung ohne Engherzigkeit einzuräumen, und, soweit erforderlich, zu sichern": "Insbesondere ist überall eine Einrichtung dahingehend zu treffen, daß sie bei den allgemeinen Angelegenheiten des Lehrberufs in den Körperschaften der Hochschulen auf geordnetem Weg zu Gehör kommen"(HLT/I,S.65).

14) vgl. dazu vom Bruch 1980,S.122ff., ferner die Auseinandersetzung zwischen Brentano und(ders.1908a bis 1908c) und Eulenburg(ders.1908a und 1908b).

die Lage von Extraordinarien und Privatdozenten gekannt, wäre ihm klar gewesen, daß die Assistentur nicht nur 'Durchgangsstelle' war, und daß die Bedingung um sich an die "eigene Brust" zu "schlagen" ein gleichmäßiges Anwachsen von Ordinariats- und Anwärterstellungen voraussetzte.

Webers letzter Beitrag kulminierte schließlich im 'standesbewußten' Plädoyer: "(..)ist der Privatdozent nichts weiter als akademischer Nachwuchs ? Ist er nicht freier Lehrer und Forscher, dem Gelegenheit gegeben wird, durch Habilitation seine Ansichten kundzugeben ? Er ist doch nicht nur eine Art Avantageur; das wäre eine bürokratische und militärische Auffassung. Jedem Privatdozent muß in die Seele geschrieben werden, daß er unter keinen Umständen ein irgendwie ersitzbares Recht auf irgendwelche Versorgung habe. (Bravo!) Hinaus mit all den Gesichtspunkten, die an Bureaucratie und an das Schema des aufsteigenden Unteroffiziers, Sergeanten usw., oder auch an gleiches Recht usw., kurz an irgendwelche bürokratischen Gesichtspunkte erinnern. (Stürmischer langanhaltender Beifall)"(1910a,S.47).

Schrieb er in "Wissenschaft als Beruf" den Hörern "in die Seele", daß der Assistent "(..)häufig ähnlich prekär steht wie jede proletaroider Existenz"(1919a,S.584), "(..)daß der gesamte Nachwuchs auf Kündigung steht"(1912,S.76; vgl. auch 1918a,S.498), so artikulierte er hier die strikte Anlehnung der "(..)Versorgung". War in "Wissenschaft als Beruf" die prekäre rechtliche Stellung der Assistenten angedeutet, so lehnte hier Weber "(..)gleiches Recht usw." konzessionslos ab.

Ob eine "Bürokratisierung" der akademischen Laufbahn eine Lösung der Gesamtproblematik bewirkt hätte, kann bei der Beurteilung von Webers Stellungnahme außer Betracht bleiben. Entscheidend bleibt jedoch seine Denkfigur vom "freie(n) Lehrer und Forscher", dem Gelegenheit gegeben wird, durch Habilitation seine Ansichten "kundzugeben". Weber fällt hier wieder in das Denkmodell der alten, als charismatischen Auslesestruktur konzipierten Privatdozentur zurück, vergißt dabei aber, daß es unter den gewandelten Bedingungen nicht einfach ausreichte, nach Art und mit dem Werkzeug eines Propheten seine 'Ansichten kundzutun', sondern daß die Möglichkeit der Bewährung nun an die Vergabe von Sachmitteln gebunden war.

Zeigte sich also in seinen ersten Diskussionsbeiträgen noch ein Zug zur nüchtern-objektivierenden Betrachtung, so waren seine darauffolgenden Stellungnahmen immer deutlicher davon bestimmt, daß anstelle einer Perzeption des Strukturwandels die neu entstehende Sachlage im Horizont des Modells der Privatdozentur beurteilt wurde. Es wäre wenig ergiebig, Weber hier den Vorwurf zu machen, daß seine Stellungnahmen in diesem Fall "(..)kein ausgeklügeltes Buch" (WuG,S.124) darstellen. Vielmehr läßt sich feststellen, daß sich gerade an der Diskrepanz zwischen 'früher' und 'später' Deutung der Nachwuchsfrage zeigt, welche Disziplinierungs- und Analyseleistung notwendig war, die Situation als Ordinarius nüchtern und objektiv zu betrachten. Doch eröffnet die Betrachtung von Webers früher Deutung als 'Stand'-punkt die Möglichkeit, gleichsam den Weber zuteil gewordenen Beifall mit in die Argumentation einzubeziehen und zu fragen, warum die Ordinarien die Forderungen der Nichtordinarien

ablehnten ?

(a) Webers Argumentation zeigt dort, wo sie auf Unkenntnis der Verhältnisse aufrucht, ein allgemeineres Problem des Verhältnisses zwischen Ordinarien und Nichtordinarien an. Das Argument des Informationsdefizits darf man dabei jedoch nicht so verstehen, als ob beiden Gruppen die Leistung abgefordert würde, die Dinge so zu überblicken, wie das mittels historischer und soziologischer Forschung im Rückblick möglich ist. Es bezieht sich vielmehr auf die Tatsache, daß die Nichtordinarien ihre Forderungen systematisch mit den Mitteln 'empirisch - statistischer' Forschung begründeten, und somit der Nationalökonomie bzw. Soziologie in den Auseinandersetzungen um eine Reform der Universität zum ersten Mal eine prominente Rolle zukam.¹⁶⁾

Während die Reformdiskussion der Ordinarien eher 'gelegentlichspublizistische' Züge trug und traditionell durch die Diskussion einzelner 'Fälle' geprägt blieb,¹⁷⁾ führte der 'Nachwuchs' die Diskussion auf einem ungleich höheren und verwissenschaftlichten Niveau: Franz Eulenburgs¹⁸⁾ Untersuchung "Der 'Akademische Nachwuchs'" (ders. 1908c) war aber noch ein von den (nationalökonomischen und sozialwissenschaftlichen) Ordinarien selbst angeregter Enqueteauftrag. Vom I. Hochschullehrertag bestimmt, ein Referat über die Nachwuchsfrage zu halten, entschloß er sich, eine Umfrage unter den Extraordinarien und Privatdozenten der deutschen und österreichischen Universitäten durchzuführen, die von der "Vereinigung österreichischer Hochschullehrer" und dem "Münchener Dozentenverein" (Brentano) finanziert wurde (ders. 1908c, S. Vf.). Seine Veröffentlichung gab den Anstoß für viele lokale Untersuchungen, die in zahlreicher Folge von Privatdozenten- oder Extraordinarienvereinen an den Universitäten durchgeführt wurden, um als Denkschriften oder Eingaben in den Akten zu verschwinden.¹⁹⁾

16) In Preußen hatte Althoff begonnen seine Reformpläne durch 'Forschung' vorzubereiten. So entstanden zahlreiche unveröffentlichte Denkschriften zu Spezialproblemen. Bei der Kolleggeldreform wurde ein Teil der Arbeiten publiziert (vgl. Horn 1893, Horn 1897, Runze 1895, Elster 1897), die eher den Charakter historischer Forschung wahrten. Daneben ließ Althoff Gutachten anfertigen, so etwa Hinschius' Gutachten zum Rechtsstatus des Privatdozenten im Fall Leo Arons.

17) Man diskutierte in der Tagespresse oder in Periodika den 'Fall Arons', den 'Fall Wahrmond' etc., wobei oft private Animositäten mitspielten und manch dilettantische Argumentation nur aufgrund der großen 'literarischen Fehde' bzw. des 'poetischen Turniers' verborgen blieb (auf den Fall-Charakter weist Chr. Weber 1980, S. 1f. hin). Auf den Hochschullehrertagen wurden meist Referate vergeben, womit an die ältere Tradition des Gutachtens angeknüpft wurde.

18) Franz Eulenburg (Studium bei Schmoller, danach Arbeit in den statistischen Ämtern von Breslau und Berlin) hatte schon früh Universitätsstatistik betrieben, die er weiterverfolgt nach der Veröffentlichung seiner von K. Bücher betreuten Habilitationsschrift über die Entwicklung der Universität Leipzig (vgl. ders. 1897, 1903b, 1904, 1907; ferner die Arbeiten zur Oberlehrerfrage: 1902 und 1903a; zur Person vgl. die Beiträge in Bernsdorf/Eisermann 1955). Er war wohl der erste Universitätssoziologe im engeren Sinne, wenngleich auch alle Soziologen der ersten Stunde überdurchschnittlich viele Gelegenheitsbeiträge veröffentlichten, und in der Nationalökonomie vorher W. Dieterici, später J. Conrad (Halle) und E. Laspeyres (Gießen) darüber arbeiteten.

19) Man vgl. nur die Hinweise bei Riese (ders. 1977, S. 161f. u. Anm. 172; S. 162-Anm. 177; S. 177f. u. Anm.; S. 184-Anm. 241; S. 192-Anm. 264).

(b) Nachdem die Eulenburg-Enquete veröffentlicht war, zeigte sich, daß manche Ordinarien diese unter der Perspektive des Nicht-wissen-wollens rezipierten. Wo man nicht dazu überging die Validität von Eulenburgs Aussagen in Zweifel zu ziehen, wie etwa bei Brentano (ders. 1908a bis 1908c), fand man sie zwar auf den ersten Blick ganz "(..)einleuchtend", zog sich dann aber auf den Standpunkt zurück, daß nur "(..)von Fall zu Fall" entschieden werden könne (Paulsen 1908,S.647). Damit wurden jedoch nicht statistisch-theoretische Grundprobleme thematisiert, sondern man erblickte bereits im Akt der Quantifizierung eine Sünde wider die Einzigartigkeit des Berufs, und betonte den "(..)individuell-persönliche(n) Charakter des akademischen Lehramts"(Paulsen 1908,S.648).

Ewald Horn erklärte schließlich, es sei "(..)kein Bedarf" an dem fälschlicherweise als 'innofizieller Lehrkraft' tituliertem Nachwuchs vorhanden, jenes "(..)Gewimmel" von Extraordinarien und Privatdozenten sei aus der "(..)Masse" von "(..)falsch dirigierten Bildungsbedürftigen" entstanden, denn mittlerweile würden jetzt auch "(..)die Weiblein, die Volksschullehrer, ja selbst die Arbeiter auf die Universitäten drängen"(Horn 1909,S.124). "(..)(A)lle diese specialia", welche die Privatdozenten und Extraordinarien lehrten, gehörten gar nicht auf die Universität. Insgesamt sei die "(..)Wissenschafterei (..) recht bequem" geworden und Spezialisierung sei ein Werk von "(..)Pfuschern", d.h. des Nachwuchses (ders. 1909,S.121).

(c) Wie Weber vertraten die meisten Professoren den Standpunkt der "brutalsten Auslese" und der Vorstellung der 'Aristokratie des Geistes'. Brentano hielt Eulenburg vor: "Die Universitäten werden aristokratisch regierte Körperschaften bleiben oder sie werden nicht mehr sein"(ders.1908a). Damit war nicht nur der Gedanke verbunden, daß die 'Besten' und 'Tüchtigsten' ausgelesen und ein möglichst breites Auslesereservoir geschaffen werden sollte, aus dem jene, die "(..) außergewöhnliche Leistungen" erbrachten, von den "(..)Mittelmäßigen" geschieden werden konnten (vgl. Kraepelin 1909). Letztlich begriffen die Ordinarien die Inhaberschaft der Privatdozentur noch immer als "Ehre", wobei die Institution der Privatdozentur auch entsprechende 'Tugenden' und besonderen 'Mut' prüfen sollte. Die deutsche Universität glich insofern einer Art "Männerhaus", die Privatdozentur blieb ('kriegerische') 'Mut-' und ('aristokratische') 'Tugendprobe'.

(d) Schließlich sah man in der Verwirklichung der Forderungen der Nichtordinarien eine "(..)Vollendung der Bürokratisierung der Hochschulen". Diese hätte eine "(..)Verwandlung derselben in Fachschulen, mit Avancement der Lehrkräfte nach Anciennität"(Brentano 1908a,S.342) zur Folge gehabt.

In dieser Formulierung wird nicht nur der Gedanke einer Leistungselite zum Ausdruck gebracht. Die Privatdozentur galt auch als Garant, daß die Universität "(..)mehr war als eine 'Staatsanstalt'. Mit der Ungebundenheit der Privatdozenten stand das Selbstverständnis der Universität als freier wissenschaftlicher Korporation auf dem Spiel, und zwar desto stärker, je mehr sie als Staatsanstalt zur Lehranstalt wurde"(Bock 1972,S.46).

d.) Ordentliche Professur, Extraordinariat und Privatdozentur als Erwerbchancen

Für Weber bedeutete Beruf in einem elementaren Sinn die "(..)Grundlage einer kontinuierlichen Versorgungs- oder Erwerbchance"(WuG,S.80). Bezüglich des Professorenberufs sind seine Bemerkungen jedoch knapp gehalten. Zwar hat er zu erkennen gegeben, daß "Kolleggeldinteressen" in nicht unerheblichem Ausmaß das Verhalten der Professoren bestimmte,¹⁾ und seine Bemerkung, daß die Laufbahn zum Professor zu Beginn des 20. Jahrhunderts "(..) im ganzen auf pluto-kratischen Voraussetzungen"(1919a,S.583) aufgebaut war, läßt sich dahingehend interpretieren, daß eine Privatdozentur nicht nur dem "(..) Interesse an der Sicherung der guten Leistung" diene, sondern als "Karenzzeit" auch "(..)ökonomische (..) Qualifikationsansprüche"(WuG,S.203) an die Anwärter stellte.²⁾ Doch Weber untersuchte nicht, inwiefern der Professorenberuf überhaupt eine Erwerbchance bieten konnte, und er analysierte nicht, wie die Professoren als Kreis von "(..)Vollberechtigten (..) die Verfügung über die betreffenden (..) ökonomischen Güter (monopolisierten)"(WuG,S.203).

Wo ein Beruf vorliegt, bedeutet die damit statthabende Schaffung kontinuierlicher Erwerbchancen nicht nur, daß ökonomische Chancen nach außen geschlossen werden, sondern es folgt oft "(..)die 'Schließung' der monopolisierten, sozialen oder ökonomischen, Chancen auch nach innen, den Genossen gegenüber"(ibid.). Inwiefern der Professorenberuf als Vollposition überhaupt eine Erwerbchance darstellte wird also ebenso zu klären sein, wie Webers Hinweise auf Prozesse der Schließung nach innen (Differenzierung von Erwerbchancen für Voll- und Anwärterpositionen) zu beachten sind.

Mit dem Professorenberuf (verstanden als Einheit von Ordinarienposition und Beamteneigenschaft) waren zwei Erwerbsmodi verbunden. Die Versorgung über Honorar und über Gehalt.³⁾

1) Einerseits ging er davon aus, daß Berufungsvorschläge derart von materiellen Interessen mitdiktirt wurden, da man den die Hörsäle füllenden "(..)Propheten"(1917a,S.498;vgl.auch1913a, S.111 und 1919a,S.587) bevorzugte; andererseits betonte er, daß in Berlin Zulassungsbeschränkungen für Fremdhabilitationen geschaffen wurden, um den vorhandenen Dozenten ein Kolleggeldmonopol zu sichern (vgl.bes.1908b und1919a,S.583). Daneben betonte er, daß das Honorarwesen,da es auch Promotionsgebühren beinhaltete, zu einer Entstehung von "Doktorfabriken" führte(vgl.1909d,S.675;diese Klagen waren allgemein verbreitet:vgl. ausführlich HLT/V,S.3ff. und vom Brocke 1980,S.62f.).

2) Da für bürokratische Strukturen eine "(..)Tendenz zur Plutokratisierung im Interesse der möglichst lang dauernden Facheinschulung"(WuG,S.129)konstitutiv sei, hätte der die Laufbahn als bürokratisiert einstufen müssen.Vgl. die Daten zur Plutokratisierung bei Eulenburg(ders.1908c,S.18) und als beste Illustration dieser Voraussetzungen der in einem Brief an Paulsen dokumentierte Entschluß von Tönnies, Privatdozent zu werden (diess.1961,S.5f.).

3) Das Problem der Einkommensicherung über Schriftstellerei, Gutachtertätigkeit etc. bleibt hier ausgeblendet, da es für die Professoren kaum eine Chance kontinuierlichen Erwerbs bot. Drei mehr oder oder minder kontinuierliche Erwerbchancen bleiben für die deutsche Universität des 19. Jahrhunderts: Gehalt (bzw.Besoldung) qua Verbeamtung ,d.h. regelmäßige Entlohnung durch Geld (und durch Lebensstellung auch Unterhaltssicherung im Alter). Honorar qua Professor-Student(Klientel)-Beziehung (Promtions-,Inskriptions- und Vorlesungsgebühren). Da das Kolleggeld teilweise über Gebührensätze geregelt war bzw. Quästur und Fakultätskasse das Honorar einzogen, war es kein Honorar in Reinform. Es existierten aber honorarähnliche Strukturen (Phänomen der Stundung und des Erlassens von Kolleggeld). Lohn bei der Assistentur. Da eine Assistentenstelle meist "bis auf weiteres" vergeben wurde und im Gegensatz zu verbeamteten Positionen Kündbarkeit vorlag, ergab sich eine

Die über die Beziehung zwischen Professor und Student (Klientel) konstituierte, für das gesamte 19. und beginnende 20. Jahrhundert existente Honorarbasis umfasste dabei den Anspruch auf Kollegiengeld (Vorlesungsgebühren bei "privaten" im Gegensatz zu unentgeltlichen "öffentlichen" Veranstaltungen des Lehrbetriebs), wie auf Inskriptions-, Promotions-, Habilitations- und (staatliche) Prüfungsgebühren, die - anfänglich durch den Professor, später durch Fakultätskasse und Quästur eingezogen - von jedem Studenten zu entrichten waren.⁴⁾ Schon in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts überwog dabei die amtliche Besoldung, so daß zwischen 70 bis 80% des Gesamteinkommens aus Gehalt bestand. Für das Ende des 19. Jahrhunderts läßt sich hingegen feststellen, daß sich im Durchschnitt das Gesamteinkommen zu 60% aus Besoldung und zu 40% aus Honorar zusammensetzte.⁵⁾

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts bezogen die ordentlichen Professoren nur ein geringes Festgehalt, das anfänglich noch aus den Vermögen der einzelnen Universitäten stammte; Als 1820 die ersten Besoldungsordnungen für den Staatsdienst aufkamen, waren Professoren noch nicht als "Posten" in den neu aufgestellten Haushaltsplänen zu finden. Doch schon 1837 konnte Zachariae feststellen, daß sich Professoren wegen "(..)Verbesserungen ihrer Amtsgelalte (..) an die Regierungen" gewandt hatten, und in "(..)mehrern teutschen Staaten Dieneredictte" geschaffen worden waren, die den Professor als "(..)Staatsdiener" begriffen (ders. 1837,S.418f.).

Durch diese Verbeamtung der Professoren wurde das Gehalt erst in eine regelrechte staatliche Besoldung umgewandelt. Eine entsprechende Konsolidierung der Gehaltsverhältnisse ließ jedoch noch geraume Zeit auf sich warten. War für Professoren der ersten zwei Drittel des 19. Jahrhunderts Armut noch ein Mittel der Selbststilisierung, so wandelte sich dies erst ab 1870 (vgl. Busch 1959,S.28ff. und 102ff.). Hatten sich die Gehälter der preußischen Professoren gegenüber 1834 bis 1870 um nicht ganz ein Drittel gesteigert, bis 1896 aber erheblich mehr als verdoppelt (vgl. Wagner 1896,S.24), so waren nach 1880 verbeamtete Professoren materiell bereits den Richtern gleichgestellt (vgl. Schulte 1887).

Erwerbschance, die einem formell-freien Arbeitsvertrag gleichkam, wie er im Wirtschaftssektor üblich war. Teilweise wurden Assistenten auch über Renumerationen 'vergütet', d.i. eine Mischform, da Renumerationen teils Gehaltscharakter tragen (staatl.Ren.), teils Honorar darstellen (einmalige 'Vergütung'). (Trotzdem wird im folgenden das lohnähnliche Element bei der Assistentur hervorgehoben) - Für eine Vergegenwärtigung des Unterschieds von Lohn, Gehalt und Honorar ist Rudolf von Ihering hilfreich (vgl. ders. "Der Zweck im Recht" Bd.1, Leipzig 1893.3.Aufl., S.104-115 und 180-208).

4) Horn (ders. 1897), Paulsen von Horn abweichend (ders. 1897 und 1902) und Jastrow (ders. 1930) bieten einen historischen Überblick. Die für das 19. nicht unproblematische Übersicht bei Dorff (ders. 1982) informiert auch über das Schicksal der Kolleggeldfrage im 20. Jahrhundert. Vgl. ferner Schulte (ders. 1887), Elster (ders. 1897), Lexis (ders. 1896), Biermer (ders. 1903) und Bornhak (ders. 1901).

5) Das sind grobe Schätzungen, denn eine statistische Ermittlung von Durchschnittswerten ist nicht möglich, da Material für das frühe 19. Jahrhundert fehlt und Gehalts- und Honorarspannen sehr breit waren bzw. das Entlohnungssystem im ganzen 19. Jahrhundert stark individuell geprägt war. Die Schätzung geht dabei davon aus, daß die von Dieterici für 1836 ermittelten Werte für Breslau (Durchschnittsgehalt 654 Thlr., Durchschnittshonorar 202 Thlr.) und Berlin (1200 Thlr. versus 500 Thlr.) verallgemeinert werden können (vgl. ders. 1836, S.37f. und 73f.; für später vgl. Lexis 1896).

In Preußen galten um 1896 folgende Honorar- und Gehaltsregelungen: Das vom preußischen Staat bewilligte Durchschnittsgehalt für Ordinarien in Berlin machte 6000 Mk. aus; für Bonn, Breslau, Göttingen, Halle, Königsberg 5100 Mk. und für Greifswald, Kiel, Marburg, Münster 4800 Mk. (für Extraordinarien galt jeweils die Hälfte). Daneben existierte ein Dispositionsfond für neu zu berufende und "(..)ausgezeichnete" Professoren, über welchen Gehaltszulagen bestritten werden konnten. Die Zahlung eines Durchschnittsgehalts war jedoch nicht vorgeschrieben - wer in den Augen der Zuständigen sein Geld nicht "wert" war, konnte durchaus auch unter dem Durchschnittssatz eingestuft werden. 1896 bezogen immerhin 84 % der Berliner Professoren ein Gehalt zwischen 6000 und 12 000 Mk. (und nur 16 % ein Gehalt unter 6000 Mk.). Hingegen war es in den übrigen preußischen Universitäten praktisch umgekehrt, denn nur 29 % ihrer Ordinarien bezogen Gehalt über 6000 Mk., während 71 % ein Gehalt zwischen 3000 und 6000 Mk. erhielten. Eine ähnliche Umkehrung findet sich auch bei den Honorareinnahmen: Die Honorareinnahmen von 38 % der Berliner Ordinarien lagen unter 2000 Mk., während 62 % mehr als 2000 Mk. verdienten. Für die Ordinarien der übrigen preußischen Universitäten galt hingegen, daß 61 % Honorareinnahmen unter 2000 Mk. (nur 39 % über 2000 Mk.) erwirtschafteten (alle Daten errechnet nach Angaben bei Lexis 1896).

Althoffs Reformen führten schließlich zur Regelung der Versorgungsfrage von Witwen und Waisen (1888) und am Ende des 19. Jahrhunderts zur Herausprägung der Beamteneigenschaften bei der Versorgung (1898). Während beim alten System der individuellen "Wertschätzung" diese nur einmal stattfand was eine Erhöhung des einmal festgelegten Gehalts ausschloß (Gehaltsaufbesserung wurde meist nur im Falle der Fremdberefung bzw. der Ablehnung derselben gewährt), führte Althoff Minimalgehälter und Dienstalterszulagen ein: Das Minimalgehalt belief sich für Berlin ab 1898 auf 4800 Mk., wobei es sich in sechs Stufen alle vier Jahre automatisch um jeweils 400 Mk. erhöhte; so stieg die Endgehaltssumme sukzessive auf 7200 Mk. (übrige preußische Universitäten: Anfangsgehalt 4000 Mk.; fünf Stufen zu 400 Mk.; Endgehalt von 6000 Mk.).

Gleichzeitig fand eine Kolleggeldreform statt, die eine auf 800 Mk. bemessene Kolleggeldgarantie zusicherte, und die der Bildung einer Professorenaristokratie insofern einen Riegel vorzuschieben suchte, als jene Ordinarien, die Honorareinnahmen über 4000 Mk. (Berlin) bzw. 2400 Mk. (übrige preußische Universitäten) verbuchen konnten, die Hälfte der jeweils über diese Beträge hinausgehenden Summe einem Ausgleichsfond zuführen mußten (vgl. Andernach 1970, S.134ff.).

Da Althoff in diese Reform die Einführung einer Alters- und Hinterbliebenenversorgung miteinbezog, verschwand der Professorenberuf auf Lebenszeit. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren damit für die preußischen Professoren Beamteneigenschaften in nahezu 'idealtypischer' Reinheit geschaffen worden: Sie waren nun insofern Beamte, als ihnen "(..)Lebenslänglichkeit der Stellung" zugesichert war und sie "(..)regelmäßig Geldent-lohnung in Gestalt eines normalerweise festen Gehalts und Alterssicherung durch Pension"

bezogen. Schließlich waren sie insofern auf "(..) eine 'Laufbahn'(..)" eingestellt worden, da "(..)Gehaltsstufen nach der 'Anciennität'(..)"(WuG,S.555f.) existierten.

Diese Veränderungen blieben nur zum Teil auf Preußen beschränkt: Um 1900 waren in Sachsen (Leipzig) noch "Einzelverträge" üblich; für die Reichsuniversität Straßburg gab es weder fixierte Normalgehälter noch Gehaltsskalen, und auch in Baden blieb die Gehaltsfestsetzung der "freien Vereinbarung" unterworfen. In Württemberg, Bayern, Mecklingburg-Schwerin (Rostock) und Hessen (Gießen) existierte jedoch bereits ein System mit festen Gehaltsskalen und Dienstalterszulagen (vgl. Biermer 1903). Spätestens mit der 1909 erfolgten Reichsbesoldungsreform (vgl. Millack 1980,S.238) war eine Homogenisierung der unterschiedlichen Gehaltsstrukturen erreicht - das System individueller Gehaltsbemessung wurde aber dennoch überall beibehalten.

Neben kontinuierlichen Gehaltsbezügen war es ordentlichen Professoren zusätzlich qua Amtsstellung möglich, die mit Prüfungen verbundenen Honorarchancen vollständig, qua korporativem Vollstatus die die Vorlesungstätigkeit betreffenden Honorarchancen tendenziell und qua Überlagerung von korporativen und Amtsstatus die Vorlesungshonorarchancen vollständig zu monopolisieren.

Von der Vollposition hoben sich Anwärterpositionen ab, die nur bedingt eine kontinuierliche Erwerbchance boten. Unter diesen Anwärterstellungen war nur die etatmäßige außerordentliche Professur verbeamtet, und somit über Besoldung verberuflicht. Da diese Position aber nicht den vollwertigen korporativen Mitgliedschaftsstatus implizierte fielen die Honorarchancen aus Kollegengeld und Prüfungsgebühren weiter den ordentlichen Professoren zu.

Für die Privatdozenten waren nur Kollegeldeinnahmen vorgesehen, wobei sich jedoch für diesen Bereich ein Prozeß monopolistischer Schließung nach innen aufweisen läßt:

(a) War die Privatdozentur vor 1860 eher noch eine eigenständige berufliche Existenzform und nicht nur (aber auch) Durchgangsstufe zum Ordinariat, so ging im Wilhelminischen Deutschland dieser Charakter immer mehr verloren. Als freier bzw. 'liberaler' Beruf war sie insofern gedacht, als hier nur Erwerb in 'freier Konkurrenz' vorliegen sollte. Als Georg Simmel 1896 fragte: "(..) ist der Privatdozent, wenn auch kein Beamter, so doch werdender Beamter; ist er der offizielle Professor-Aspirant, oder ist er ein freier Lehrer, dessen Endzweck das Lehren selbst ist und nicht die Erlangung einer Beamtenstelle?" (ders. 1896,S.71), waren die 'freien' Berufsbedingungen der Privatdozentur bereits zerstört. Aber die Idee einer Privatdozentur als "liberalem Beruf" war noch existent, und diese 'Idee' war nicht zuletzt für die spannungsreiche Lage zwischen Ordinarien und Nichtordinarien mitbestimmend.

Im Deutschland des 19. Jahrhunderts betrieb nicht das gewerbliche Unternehmertum eine Realisierung der "liberalen" Berufsstratifikation, sondern primär übernahm der Bildungsbereich die Funktion, eine 'Bahn für die Tüchtigen' zu schaffen. Daher wurde besonders

die Privatdozentur als Modell eines 'liberalen' Berufs betrachtet.⁶⁾

Für die Einkommenschancen auf Honorarbasis hätte dieses Prinzip allgemeingültig sein müssen, die freie Konkurrenz um Applaus bzw. das Kolleggeld der Studenten bezog sich der Idee nach auf alle Mitglieder der Körperschaft Universität.

(b) Ständische Traditionalisierung setzte jedoch der Möglichkeit 'freier Konkurrenz' enge Grenzen. Dabei ermöglichte die Ordinarienposition der Professoren ein latentes Monopol für Honorarchancen. So war Privatdozenten formell zwar nur "(..) nicht gestattet, eine Vorlesung über einen Gegenstand, über welchen ein Professor eine Privatvorlesung angekündigt hat, in demselben Semester gratis zu halten"(Daude 1896, S.30), doch faktisch gingen die Restriktionen über die indirekte Privilegierung der Ordinarien hinaus. Weber schrieb über den Privatdozenten: "Er kann zwar den Rechte nach jede Vorlesung seines Faches lesen. Das gilt aber als ungehörige Rücksichtslosigkeit gegenüber den älteren vorhandenen Dozenten, und in der Regel hält die 'großen' Vorlesungen der Fachvertreter, und der Dozent begnügt sich mit Nebenvorlesungen"(1919a,S.584).⁷⁾

Es bestand also ein Monopolanspruch der Ordinarien auf gewinnträchtige Vorlesungen. Dabei konnte auf die Kodifikation des Monopols verzichtet werden, da das Begehen 'ungehöriger Rücksichtslosigkeit' ohnehin Sanktionen empfindlichster Art nach sich zog.⁸⁾

(c) Indem Maße jedoch, wie der professorale Beamtenstatus an Bedeutung gewann und ständische und bürokratische Strukturprinzipien für die Position des Professors bestimmend wurden, vergrößerte sich nicht nur der ideelle Gegensatz zwischen einem zwangsweise 'liberal' bestimmten Organisationsprinzip in der Privatdozentur und den privilegierten Positionen (latentes Kolleggeldmonopol und 'Lebensstellung' und 'Anciennität' in allen nur erdenklichen Bereichen). Die Honorarchancen wurden nun vollends von den Professoren als Beamten appropriiert. Das mit der Beamtenposition gegebene Pfingstmonopol (Staatsexamina) begünstigte diese Entwicklung, wobei dieses Problem auch auf den Hochschullehrertagen thematisiert wurde: "Man hat Beispiele dafür, daß die Vorrede eines Lehrbuchs systematisch auseinander setzt, wie man nicht das Examen bestehen kann, wenn man nicht dieses Lehrbuch studiert, wie aber auch dieses Studium nichts nützt, wenn man nicht die / 'privaten' und honorarpflichtigen - M.S./ Vorlesungen des Verfassers gehört hat"(HLT/I,S.15).

6) vgl. Ferber 1956; Eulenburg gebraucht die Termini 'akademischer' und 'liberaler' Beruf gleichbedeutend (vgl. ders.1908c). Auch Weber folgt teilweise diesem Sprachgebrauch (vgl. 1909d,S.674 und PE/I,S.98).

7) Auch innerhalb der Universität war diesbezüglich alles streng nach 'Anciennität' geregelt; man vergleiche das Urteil der Extraordinarien: "Die Herstellung eines Vorlesungsverzeichnisses geht wohl meistens in der Weise vor sich, daß unter sämtlichen Lehrern der Fakultät ihrem Alter nach ein Bogen zirkuliert, in dem jeder die von ihm beabsichtigten Vorlesungen einträgt." Ähnlich wurde auch bei der Wahl der Auditorien und der Festsetzung der Uhrzeit bei den Vorlesungen verfahren(Vorstand,1911,S.86f.).

8) Zumindest war der Privatdozent zu 'Ehre'und'Kollegialität' gezwungen (vgl. die zahlreichen Belege in den Briefen Goldschmidts und die Reglements gegen unlautere Konkurrenz: Goldschmidt 1898 und Daude 1896,S.71 u.Anm.).

Damit waren die Professoren gegenüber Privatdozenten und Extraordinarien endgültig "(..) in die Lage der concurrenzfreien beati possidentes" versetzt worden, wie dies Simmel bereits am Ende des 19. Jahrhunderts konstatierte (ders. 1896,S.72).

Während also die Position der ordentlichen Professoren als Erwerbchance hypertroph verberuflicht war (monopolistische Ausgesättigung aller Honorarchancen qua Fusion von Ordinarienstatus und Beamtenposition und Sicherung durch Verbeamtung), wurden die Anwärterpositionen in dieser Dimension manifest deprofessionalisiert. Die mit der umfassender werdenden monopolistischen Appropriation von Honorarchancen gegebene Deprofessionalisierung wurde jedoch durch die Herausbildung der Assistentur teilweise gebremst. Um 1908 waren ungefähr 40 % der Privatdozenten über die Herausbildung der Assistentur prekär über Lohn bzw. Remunerationen verberuflicht (vgl. Eulenburg 1908c, S.110).

e.) **Schlußbemerkung**

"Das akademische Leben ist also ein wilder Hasard"(1919a,S.588). - Mit dieser Feststellung schließt Weber in "Wissenschaft als Beruf" seine Erörterungen zu den "äußeren" Gegebenheiten des Professorenberufs im späten Kaiserreich ab. Auch die bisherigen Ausführungen, deren inhaltliche Zusammenfassung hier unterbleiben kann, bestätigten dieses Urteil.

Ausgangspunkt der Nachzeichnung von Webers Deutung war jedoch die Frage, was es heißt, bei der Analyse eines beruflichen Handelns vom "(..)äußeren" Beruf auszugehen? Dabei zeigte sich, daß Weber unter diesem Stichwort primär Probleme institutioneller Einbettung (Verstetigung) des Professorenhandelns abhandelt. So wie in Webers allgemeiner Berufsdefinition der analytische Aspekt Verberuflichung bzw. Verstetigung enthalten ist,¹⁾ konnte anhand der Zusammenstellung seiner Äußerungen zum Professorenhandeln nachgewiesen werden, daß hier ein entsprechender Schwerpunkt seiner Argumentation zu finden ist.

Außerdem wurde deutlich, wie die Erörterung der "äußeren" Gegebenheiten immer auch die Frage nach der herrschaftlichen Überformung und Verzerrung der institutionellen Gegebenheiten einschließt. Dies wurde vor allem bei der Erörterung der Beziehung zwischen Assistenten und Institutsdirektoren und bei der Diskussion der monopolistischen Schließung von Erwerbchancen deutlich (s.o.,S.48-51 und 60-65).

Ferner erforderte die adäquate Beurteilung einzelner institutioneller Gegebenheiten (Leistungskombination von Forschung und Lehre; Institutionalisierung von Bewährung; Balance persönlicher und unpersönlicher Momente im Selektionsprozeß) den Rückgriff auf Explikationen Webers unter dem Stichwort des "inneren" Berufs (s.o.,S.32,42-43 und 51).

Bezeichnet man die dritte Dimension als Präzisierung der Spezifika oder der Struktur eines

1) In Webers 'früher' Berufsdefinition ist die Dimension Verstetigung noch prägnanter ausformuliert als in der eingangs wiedergegebenen Berufs - 'definition' : "(..) die arbeitsteilige dauernde Tätigkeit eines Menschen, welche (normalerweise) zugleich für ihn Einkommensquelle und damit dauernde ökonomische Existenzgrundlage ist (..)" (PE/I,S.98; vgl. demgegenüber die andere Formulierung: s.o.,S.24).

beruflichen Handelns, so können aus Webers Vorgehen folgende Schlüsse gezogen werden: Offenbar hat Weber institutionentheoretische und -geschichtliche, herrschafts- wie strukturtheoretische Perspektiven unabhängig voneinander eingeführt, und sie als materiale Argumentationsschwerpunkte nacheinander angeordnet, entsprechend seines Vortrags "Wissenschaft als Beruf"; der vom "äußeren" zum "inneren" Beruf überleitet.

Diese Serialisierung von Argumentationsschwerpunkten wird jedoch teils unterbrochen, als schon zu Beginn der Erörterung eine latente Simultanpräsenz in Gestalt einer intuitiven Verschränkung institutionen- und herrschaftstheoretischer Perspektiven aufzufinden ist. Und obwohl für Weber die Institutionalisierung eines Zweckhandelns nicht begriffsnotwendig eine herrschaftliche Prägung desselben bedeutet, liegt es für ihn zudem nahe, unter dem Stichwort des "äußeren" Berufs institutionen- und macht- bzw. herrschaftstheoretische Fragestellungen im Zusammenhang zu erörtern. Die letztgenannte Perspektive bezieht sich dabei sowohl auf Prozesse der ständischen Überformung und Klassenbestimmtheit eines beruflichen Handelns (Analyse "bildungsbürgerlicher" Mentalreservierungen der Professoren und der "plutokratischen" Voraussetzungen des Zugangs zum Professorenberuf; s.o., S.12-23, besonders auch S.59 und 60 einschließlich Anm.2), als auch auf die Verzerrung der institutionellen Gegebenheiten durch Macht- und Herrschaftsstrukturen.

Die Verschränkung von institutionen- und herrschaftstheoretischer Perspektive wird deshalb in der nachfolgenden Erörterung beibehalten. Zunächst wird dabei zu klären sein, inwieweit Webers Verständnis des Professorenberufs einen herrschaftstheoretischen Schwerpunkt aufweist, der über die Erörterung des Machtgefälles zwischen Ordinarien und Nichtordinarien wie Institutsdirektoren und Assistenten²⁾ und die Hinweise zur monopolistischen Appropriation von Honorarchancen hinausgeht. Es geht um die Frage, ob bei Weber auch eine herrschaftstheoretische Perspektive aufzufinden ist, die man im engeren Sinne als machttheoretischen Ansatz einer Professionsanalyse bezeichnen kann.³⁾

2) Weber spricht zwar bei der Erörterung der Beziehung zwischen Institutsdirektoren und Assistenten von einem "(..) Herrschaftsverhältnis" (s.o., S.48), der "(..) soziologisch amorph(e)" Begriff der "(..) Macht" (WuG, S.28) ist in diesem Fall jedoch dem der "Herrschaft" vorzuziehen.

3) Bisher wurde unter einer herrschaftstheoretischen Perspektive eine relativ unspezifische Analyserichtung verstanden, die Phänomen der Macht, Herrschaft etc. thematisiert. Nun wird folgendermaßen differenziert: Professionen gelten als Strukturen beruflichen Handelns, die ein hohes Maß der Verstetigung von Handlungsfreiräumen und Autonomie aufweisen. Man kann diese Phänomene ihrer Struktur einerseits im Binnenraum der Profession unter machttheoretischer Perspektive analysieren (Monopolisierung von Erwerbs- und Zukunftschancen zwischen den Anwärtern und Inhabern einer Berufsposition etc.), andererseits läßt sich eine machttheoretische Perspektive auch im Bereich der Interaktion von Profession und "Umwelt" justieren, denn Professionen fordern "Autonomie". Ob diese Forderungen dem Interesse der Maximierung von Privilegien, Einkommenschancen etc. entspringen, oder ob sie 'legitimerweise' mit den Strukturspezifika des Handelns zusammenhängen, dies ist die Kernfrage jeder Analyse von Phänomenen der Professionalisierung.

4. Webers Analyse der "(...) 'Berufsinteressen'" von Professoren und seine Funktion als sozialwissenschaftlicher Beobachter der Hochschullehrertage

Um zu prüfen, inwieweit Max Weber unter dem Stichwort des "äußeren" Berufs auch eine weitergehende herrschaftstheoretische Perspektive der Analyse des Professorenhandelns einschließt, bietet es sich an, die Beiträge Webers zu erörtern, die in den Kontext seiner Teilnahme an den Deutschen Hochschullehrertagen gehören.¹⁾

Webers Äußerungen zur Nachwuchsfrage, die auf dem III. Hochschullehrertag breite Resonanz fanden, wurden bereits behandelt (s.o., S.56f.). Dabei hatte sich jedoch gezeigt, daß er eher den Standpunkt des 'Ordinarius' einnahm und erst die spätere Deutung zum Verhältnis Institutsdirektor-Assistent den Charakter differenzierter soziologischer Analyse aufwies. Davon ausgehend ist eher zu erwarten, daß eine Behandlung seiner Stellungnahmen auf den Hochschullehrertagen zu dem Resultat führt, daß er auch hier mehr als 'standesbewußter' Hochschullehrer, nicht jedoch als sozialwissenschaftlicher Beobachter der Hochschullehrertage fungierte. Am Beispiel seiner Stellungnahmen zur 'Lehrfreiheit' soll jedoch gezeigt werden, daß Weber dort das praktizierte, was er zu den spezifischen "(..)Leistungen der Wissenschaft für das (..) Leben"(1919a,S.607) zählte.

Nach der Vorgeschichte der Hochschullehrertage stelle ich Webers Beitrag zur Lehrfreiheitsdebatte dar, und gehe danach in mehreren Schlußbemerkungen auf die analytische Dimensionierung von Webers Deutung, auf den forschungspragmatischen Geist seiner Analysen und seine Funktion auf den Hochschullehrertagen ein.

a.) Entstehung und Vorgeschichte der Hochschullehrertage²⁾

Obwohl die deutschen Universitäten ab 1870 in materiell-sachlicher Hinsicht einen Aufschwung erlebten, und obwohl sie bis 1930 ihre internationale Führungsrolle beibehielten,³⁾ trug der die Zukunft betreffende Bewußtseinshorizont der reichsdeutschen Professoren ab 1890 immer deutlichere Züge eines Krisenbewußtseins.

Hintergründe

Dieses Krisenbewußtsein war vor allem von drei Momenten bestimmt. Zuerst von der dumpfen, später zur schmerzlichen Erfahrung umschlagenden Ahnung einer sich gesamtgesellschaftlich

1) Dazu zählen faktisch alle zwischen 1908 und 1917 getätigten hochschulpolitischen Äußerungen Webers, die überwiegend durch die Teilnahme am II., III. und IV. Hochschullehrertag (September 1908 in Jena, Oktober 1909 in Leipzig und Oktober 1911 in Dresden) veranlaßt wurden. Webers hochschulpolitisches Debüt ("Fall Bernhard") und seine Deutung des "Systems Althoff" werden erst im nächsten Kapitel, seine Äußerungen über Handelshochschulen (vgl. 1911e, 1911f, 1911m und 1912) jedoch nicht behandelt. Eine präzise Gesamtübersicht über Webers Stellungnahmen findet sich bei Fogt (ders. 1977, S.168ff.); vgl. ferner die von E. Shils unternommene Publikation der einzelnen Zeitungsartikel (ders. 1973) und die Rezension von Ben-David (ders. 1974).

2) Da es im folgenden auch um Webers Funktion auf den Hochschullehrertagen geht, ist eine ausführliche Darlegung der Vorgeschichte dieser Institution unverzichtbar.

3) Vgl. zum Aufschwung der Universitätsentwicklung Pfetsch (ders. 1974), zur Weltgeltung deutscher Wissenschaft Ben-David (ders. 1960).

verändernden Stellung der Professoren.⁴⁾ 1908 konstatierte der Eröffnungsdredner des I. Deutschen Hochschullehrertages, daß ein Wandel in der sozialen Schätzung bereits eingetreten sei: "Vor 30 Jahren - da war der akademische Lehrer ein Gegenstand der Bewunderung bei den vornehmsten Gesellschaftskreisen, man suchte seinen Umgang (...). Wenn man heutzutage vom Professor so und so spricht, geschieht es beinahe regelmäßig mit einem spöttischen Oberton, namentlich, wenn noch das Wort 'Herr' vorgesetzt wird"(HLT/I,S.5).

Die anderen beiden Aspekte des Krisenbewußtseins bezogen sich auf den Strukturwandel der Universität und ihre neue Abhängigkeit im Spannungsfeld Staat und Gesellschaft. 1899 resümierte Karl Hoyer die Diskussion über diesen Gegenstand dahingehend, daß die Universitäten ihre Eigenständigkeit nur als Korporation bewahren könnten: "Und eben das wird behauptet, daß sie den Charakter einer solchen schon nicht mehr haben. Alle sind sich darüber einig, Meinungsverschiedenheiten scheinen nur noch darüber zu bestehen, ob die Auflösung sich von innen heraus vollzieht oder infolge des Eingreifens einer äußeren Gewalt. Mit anderen Worten, sind die Mitglieder der universitas litterarum selbst, die Professoren und Studenten, oder ist der Staat (...) an dem Zerfalle schuld?"(vom Bruch 1980,S.135) Als dann der I. Hochschullehrertag zusammentrat, war "(...)schon eine Art Literatur selbstständig erwachsen, die sich lediglich um die Frage des Niedergangs der deutschen Hochschulen dreht(e)"(HLT/I,S.5). Schließlich wurde in Webers These über den Umbau der Universitäten in "(...)'staatskapitalistische' Unternehmungen" (1919a,S.584) der Doppelaspekt der Entwicklungstendenzen in einer griffigen Formel festgehalten.

Die ab den 1860er Jahren signifikant werdende Zunahme der Studentenfrequenz, die interne Dynamik der Entwicklung der einzelnen Fachbereiche (Fakultätenteilung, Spezialisierung der Disziplinen und Veränderung der Forschungsorganisation), die ab den 1870er Jahren neu einsetzende Welle von Instituts- und Seminar Gründungen, die durch diese Momente in Gang gesetzte Veränderung der Lehrkörperstruktur und die damit evozierte Entbindung des Institutsdirektors von Formen korporativer Kontrolle - alle diese Veränderungen ließen die Vorstellung einer kollegialen Handlungseinheit des sich als Korporation verstehenden Lehrkörpers zur Fiktion werden.⁵⁾

Doch die Diskussion über den inneren Strukturwandel wurde eher von den Auseinandersetzungen um das Spannungsfeld 'Staatsanstalt' und/oder 'Korporation' überlagert. Auch Max Weber sah darin das entscheidende "(...) Kulturproblem":

"Dass mit dem Unterricht überhaupt auch der höhere Unterricht bei uns eine Angelegenheit des Staates geworden ist, ist Produkt einer ganz bestimmten Kulturentwicklung, die Folge insbesondere der Säkularisationen auf der einen Seite, auf der anderen der jahrhundertelangen tiefen Armut der Nation, welche die Entstehung so gewaltiger privater Stiftungen, wie die sind, auf denen in den angelsächsischen Ländern so viele hervorragende Universitäten beruhen, ausschloß. Heute ist diese Entwicklung bei uns eine Tatsache, mit der zu rechnen ist (...)"(1909a,S.90).

4) Vgl. zum Niedergang der "deutschen Mandarine" Ringer (ders. 1969) und die Kritiken von vom Bruch (ders. 1980 und 1983), vom Brocke (ders. 1983), Habermas (ders. 1971) und Döring (ders. 1979).

5) Den besten Überblick über alle Partialentwicklungen bietet Riese am Beispiel der Universität Heidelberg zwischen 1860 und 1914 (ders. 1977).

Für Weber war damit die historische Hypothek benannt, die den Gang der weiteren Entwicklung am entscheidendsten beeinflusste. Anders als in England (vgl. Perkin 1969 und Engel 1983) und Amerika (1912, S. 67f.) war die Entwicklung einzelner Professionen und Universitäten im Deutschland des 19. Jahrhunderts dadurch bedingt, daß es um eine Professionalisierung "(..) in a highly bureaucratized and authoritarian society" (McClelland 1983, S. 308; vgl. auch ders. 1985) ging. Während in England der Charakter der Universität als 'School of Honor' so lange erhalten blieb, daß eine "reintroduction of professional education into the university" (Engel) erst zu dem Zeitpunkt stattfand, als die Zertifizierungsmacht schon den "Qualifying Associations" zugewachsen war, waren zwar die deutschen Universitäten "(..) von Amts wegen verpflichtet (..), dem Staate für die Bürokratie, für seine Schule, für, ich weiß nicht was alles, den entsprechend examenmäßig vorgebildeten Nachwuchs zu liefern" (1912, S. 62). Doch die damit gegebenen Einflußmöglichkeiten wurden durch eine spannungsreiche Verflechtung in staatlich-bürokratische Strukturen erkaufte. Weber gelangte deshalb zu dem Urteil: "Die deutschen Universitäten befinden sich seit langer Zeit in einem teils latenten, teils offenen Kampfe der alten Universitätsgewalten mit der über ihnen stehenden staatlichen Bürokratie" (1912, S. 70f.).

Die Formel von einer "Bürokratisierung" der Universitäten wurde dabei zum Synonym für die Entwicklung an den preußischen Universitäten (Berlin, Bonn, Breslau, Göttingen, Greifswald, Halle, Kiel, Königsberg, Marburg und ab 1902 Münster)⁶⁾ die sich unter dem "System Althoff" immer deutlicher von den anderen Universitäten abzuheben schienen (Erlangen, München, Würzburg, Leipzig, Tübingen, Freiburg, Heidelberg, Gießen, Rostock und Jena).

Hatte sich schon in den 1880er Jahren abgezeichnet, daß die Parteien des preußischen Abgeordnetenhauses auf die Hochschulentwicklung Einfluß zu nehmen versuchten, und die Konflikte an den preußischen Universitäten in den evangelisch-theologischen Fakultäten zur Errichtung von sogenannten "Strafprofessuren" (orthodoxe Parallellehrstühle) führten (vgl. ausführlich Andernach 1970, S. 110ff. und Mast 1980), so waren es hauptsächlich drei Faktoren, die zum Zusammenschluß der reichsdeutschen Professoren führten:

(a) Unmittelbarer Anlaß war die Tätigkeit Friedrich Althoffs (1839-1908), der zwischen 1871 und 1882 zunächst als Verwaltungsbeamter an der Gründung der Reichsuniversität Straßburg mitbeteiligt war. Er hatte, wie Brentano erklärte und der Hochschullehrertag ihm später immer wieder vorwarf, schon in Straßburg zu erkennen gegeben, daß "(..) sein Ideal die Bürokratisierung der Universitäten sei" (Brentano 1917, S. 115; vgl. auch HLT/I, S. 8). Die dort durchgeführten Teilreformen schienen dieses Urteil zu bestätigen (vgl. vom Brocke 1980, S. 27ff.). Nachdem er im Oktober 1872 zum "Reg.-Rat und Vortragenden Rat für die Personalien der Universitäten im preußischen Kultusministerium" ernannt wurde und 1897 zum Ministerialdirektor und Leiter der Ersten Unterrichtsabteilung avancierte, eilte ihm eine ambivalente Einschätzung seiner Straßburger Tätigkeit bereits voraus.

6) Die Reichsuniversität Straßburg (1872) ist eher Preußen zuzuordnen; die Gründung der Universität Frankfurt (1914) fiel aus diesem Einflußbereich heraus (Stiftungsuniversität).

Aus seiner Tätigkeit, die den systematischen Ausbau der Universitäten zum 'Großbetrieb' Wissenschaft zum Ziele hatte (vgl. ausführlich vom Brocke 1980), sind folgende Aspekte hervorhebenswert: Zum einen warf man ihm vor, daß er den Hochschullehrer "(..) wie einen beliebigen anderen Staatsbeamten" (HLT/I,S.10) behandle, und insgesamt bei den Professoren die "(..)Eigenschaften des Beamten" (ebd.,S.III) stärker hervorhob. Hintergrund dieser ambivalent bleibenden Einschätzung war dabei seine Besoldungs- und Kollegeldreform, die - wie bereits ausgeführt - den Professor erstmalig dem Idealtypus des Beamten näherte.

Damit hing eng zusammen, daß Althoff erklärtermaßen ein Gegner jeglichen 'Gelehrten-dünkels' war; Sombart schreibt 1907 über ihn: "Er hat gesehen, daß die Sonderstellung, die sich die Professoren noch immer so gerne vindizieren, mit ihrer Eigenart ganz und gar nicht mehr verträglich ist, daß sie sich anderen Beamtenkategorien gegenüber damit etwas anmaßen, daß ihnen nicht zukommt"(Sombart 1907,Sp.2).

Demgegenüber war Althoffs Vorgehen alles andere als universalistisch-bürokratisch. Er verfocht, obwohl formell nicht verantwortlich⁷), das Ziel einer Sicherung der Weltgeltung preußischer Wissenschaft mit überwiegend unbürokratischen Methoden: An jeder preußischen Universität existierten befreundete Professoren, die neben den offiziellen Institutionen des Kontakts zwischen Ministerium und Universität (Kurator, Rektor, Senat) als Vertrauensleute wirkten. Auch wenn Professoren wie Mommsen, Virchow, Schmoller, Paulsen, Harnack, R.Koch, F.Klein, Behring und Enneccerus als Vertrauensleute fungierten, mußte dieses halbinformelle Beziehungsgeflecht tendenziell als 'Spitzelwesen' und 'Patronage' erscheinen (vgl. vom Brocke 1908, S.69ff.). Daneben wurde das Prinzip der Aktenmäßigkeit der Verwaltung teilweise durch das Verfahren persönlicher Rücksprache verdrängt (vgl. ebd.,S.93).

Schließlich hat Althoff jährliche Konferenzen aller Rektoren der preußischen Universitäten (1897ff.) und später die erste "Konferenz deutscher Unterrichtsverwaltungen in Hochschulangelegenheiten" initiiert. Gegen Althoffs Bestrebungen richteten sich ab 1904 die ausdrücklich "außeramtlichen Rektorenkonferenzen" (ab 1913: "Deutsche Rektorenkonferenzen"). Diese neue, länderübergreifende und Kontinuität erlangende Art des Erfahrungsaustausches zwischen den einzelnen Kultusreferenten (vgl. Riese 1977,S.328ff.) wurde von Weber als Gründung eines Kartells der deutschen Unterrichtsverwaltungen betrachtet. Damit sei die "(..)Konkurrenz" zwischen den einzelnen Ländern beseitigt, und die anderen Unterrichtsverwaltungen in die Abhängigkeit Preußens gebracht worden: "Dieses Kartell ist aber selbstverständlich ganz ebenso wie die deutsche Eisenbahngemeinschaft, an der man arbeitet, eine Sache, bei der die übrigen Unterrichtsverwaltungen Vasallen der preußischen werden"(1912,S.71).

(b) Der "Fall Leo Arons" und der "Fall Spahn" vermittelten schließlich vollends den Eindruck von einer bevorstehenden Bürokratisierung der Universitäten: Am 23. Januar 1900 hatte

7) Es gelang ihm, obwohl er "(..) 15 Jahre lang (..) nur einer unter 33 Vortragenden Räten im Kultusministerium" war, und obwohl er "(..)auch das letzte Jahrzehnt seiner Amtstätigkeit (..) nur einer von vier Ministerialdirektoren unter fünf Kultusministern" war, "(..) zu Preußens 'heimlichen Kultusminister'(Neue Zürcher Zeitung, 28.9.1907) und 'Bismarck des Hochschulwesens'(Vossische Zeitung, 19.10.1908) zu werden"(vom Brocke 1980,S.133).

man dem Berliner Privatdozenten der Physik Leo Arons trotz des Widerstandes der philosophischen Fakultät die *venia legendi* entzogen. Grund dieses Disziplinarverfahrens, welches schon ab 1892 die öffentliche Diskussion beschäftigte, war die Mitgliedschaft Arons in der sozialdemokratischen Partei. Lag die Disziplinarbefugnis über Privatdozenten vorher bei den Fakultäten, während die Professoren als nicht richterliche Beamten bereits der staatlichen Disziplinargerichtsbarkeit unterworfen waren, so wollte Wilhelm II. keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß die Mitgliedschaft in der Sozialdemokratie mit den Pflichten eines königlich preußischen Beamten unvereinbar war (: "Ich dulde keinen Sozialisten unter Meinen Beamten, also auch nicht unter den Lehrern unserer Jugend an der königlichen Hochschule"; Mast 1980, S. 109).

De facto waren Privatdozenten keine Beamten. Der Dualismus zwischen verbeamtetem und deshalb "öffentlichem" Professor und der "privaten" Position der Anwärter entsprach dem Sprachgebrauch des römischen Rechts (vgl. Jastrow 1896, S. 3f.), aber es gelang, mittels der Hilfskonstruktion ihrer "beamtenähnlichen Stellung", sie der Disziplinargerichtsbarkeit unterzuordnen.⁷⁾

Auch wenn die "Lex Arons" in der Folgezeit nicht mehr angewendet wurde, also auf einen "Fall" beschränkt blieb, wurde ihre Durchsetzung als Niederlage der korporativen Universität empfunden und verstärkte unter einem Teil der Professoren den Eindruck einer endgültigen Staatsabhängigkeit der Universitäten, wobei zudem fälschlicherweise Althoff verdächtigt wurde, die Durchsetzung der "Lex Arons" forciert zu haben (vgl. insgesamt Mast 1980, S. 101ff., Andernach 1970, S. 122ff. und vom Brocke 1980, S. 96ff.).

(c) Die damit entstandene Übersensibilisierung bezüglich der Themen 'Lehrfreiheit' und 'Autonomie' führte schließlich im Fall der Berufung des katholischen Historikers Martin Spahn an die Straßburger Universität zu einem ersten öffentlichen Angriff auf das nun so genannte "System Althoff" (1901). Althoff, der für die Universitäten eine Gleichberechtigung der Konfessionen anstrebte, hatte Spahns Berufung ohne die Berücksichtigung des Vorschlagsrechts der Fakultäten durchgesetzt.

Das Übergehen des Vorschlagsrechts der Fakultäten, welches nur gewohnheitsrechtlich anerkannt war, bedeutete an sich nichts Neues. Wurden noch zwischen 1817 und 1887 an die 28 % der Berufungen von preußischen Professoren ohne oder gegen die Mitwirkung der Fakultäten durchgesetzt, so schrumpfte die Zahl der oktroyierten Berufungen zwischen 1882-1900 auf 16,5 % zusammen (vom Brocke 1980, S. 90), und insofern war das "System Althoff" eher geeignet die Autonomie der Universität in Berufungsfragen zu wahren.

Der "Fall Spahn" als Wendepunkt : Erste Organisationsversuche

Auch wenn die Berufung Spahns im Vergleich zur "Lex Arons" ein relativ unbedeutender Vorfall war, konnte sie zum Kristallisationspunkt weiterreichender und interlokaler Organisationsversuche

7) In der juristischen Literatur wurden sie künftig als "Halb-" oder "Quasibeamte" verstanden (vgl. Triepel 1911).

werden.⁸⁾ Die Berufung Spahns war dabei ein letztes Glied in einer Reihe von Bürokratisierungstendenzen, die in rascher Folge sichtbar geworden waren: 1897 war die preußische Besoldungsreform durchgeführt worden, im Januar 1900 trat die "Lex Arons" in Kraft und 1898 fanden die ersten amtlichen, preußischen Rektorenkonferenzen statt. Als dann die "Konferenz deutscher Unterrichtsverwaltungen" hinzukam, war eine objektive Möglichkeit gegeben, eine Handlungseinheit reichsdeutscher Professoren zu konstituieren.

Sombart stellte anlässlich des später erfolgten Ruhestands Althoffs (1907) die Frage: "Warum haben sich die Universitäten und Fakultäten das gefallen lassen? (..) mir ist nicht bekannt geworden, daß je eine Fakultät über ein paar Entrüstungsschreiben hinausgekommen ist (..). Und es gäbe so wirksame Mittel, auch den herrschsüchtigsten Ministerialdirektor kirre zu machen. Warum hat man es in unserer Zeit der Arbeitseinstellungen nie mit dem Streik versucht? Oder mit der Niederlegung des Amtes?" (Sombart 1907, Sp.2)

Die von Sombart angesprochene Problemsituation läßt sich am Beispiel der Aktionen anlässlich der Spahnberufung verdeutlichen, wobei hier deswegen der Beginn der Organisationsversuche anzusetzen ist, als zum ersten Mal öffentlich gegen Althoff Stellung bezogen und der Versuch unternommen wurde, alle deutschen Professoren zu einem gemeinsamen Protest zu bewegen. Auf die Berufung Spahns folgten, neben der üblichen Pressediskussion, vor allem zwei Reaktionen der Professoren. Die erste stammte von dem Straßburger Professor A. Michaelis, der im Hamburger "Lotsen" Stellung bezog:

"Es ist außerhalb der akademischen Kreise nur wenig bekannt, welche grundstürzenden Veränderungen seit neunzehn Jahren in der Verwaltung der preußischen Universitäten vorgegangen sind. Das alte Vorschlagsrecht der Fakultäten ist vollkommen illusorisch geworden, ihre hergebrachte Selbstbestimmung gänzlich vernichtet (..). (..) an welche deutsche Universität man auch kommt, da hallt es wider von Empörung über dies früher unerhörte Regiment, deren Schilderung einst das schwärzeste Blatt in der Geschichte der preußischen Universitäten füllen wird. Überall treten einem Beispiele in Fülle entgegen, von den dabei beliebten Mitteln: Grobheiten, Einschüchterungen, Drohungen, Reverse, die die Freiheit der Berufenen einschränken oder seine Interessen schädigen, Strafprofessuren usw." (Michaelis 1901, S.227).

Neben diesem Alleingang war jedoch von Süddeutschland aus der Plan zu einem umfassenderen Protest der Professoren gefaßt worden. Lujo Brentano, damals Rektor der Münchner Universität, versuchte den Berliner Historiker Theodor Mommsen zu einer Stellungnahme zu bewegen. Er schrieb Mommsen Ende Oktober 1901, daß das "Princip" der deutschen Universitäten mit der Berufung Spahns in Frage gestellt worden sei, und nur eine "Erklärung" helfen könne, welche "(..) von allen deutschen Professoren, die sie unterschreiben wollen, zu unterzeichnen wäre" (Rossmann 1949, S.27f.). Mommsen veröffentlichte daraufhin in den "Münchner Neuesten Nachrichten" einen programmatischen Aufruf:



"Es geht durch die deutschen Universitätskreise das Gefühl der Degradierung. Unser Lebensnerv ist die voraussetzungslose Forschung (..). Auf der Wahrhaftigkeit beruht unsere Selbstachtung, unsere Standesehre, unser Einfluß auf die Jugend. Auf ihr ruht die deutsche Wissenschaft, (..). Wer daran rührt, der führt die Axt gegen den mächtigen Baum (..). Ein solcher Axtschlag ist jede Anstellung eines Universitätslehrers, dessen Forschungsfreiheit Grenzen gesetzt sind. Abgesehen von den theologischen Fakultäten ist der Konfessionalismus der Todfeind des Universitäts-

8) Bereits anlässlich des Jubiläums der TH Berlin (1899) hatten die dort teilnehmenden Rektoren E. Bernheim und Th. Ziegler beauftragt, Gutachten über die Möglichkeit einer Gegenorganisation zu Althoffs Rektoren- und Kultusreferentenkonferenzen zu verfassen, jedoch verblieb man beim Charakter 'informeller' Gegenveranstaltungen (vgl. Riese 1977, S.330). Über die Organisationsbemühungen von Professoren informieren Gerber (ders. 1973), Schlinck (ders. 1930) und Riese (ders. 1977, S. 325ff.).

wesens. Die Berufung eines Historikers oder eines Philosophen, welcher katholisch sein muß, und welcher dieser seiner Konfession dienstbar sein soll, heißt doch nichts anderes, als den Berufenen verpflichten, seiner Arbeit da Grenzen zu setzen, wo die Ergebnisse einem konfessionellen Dogma unbequem werden könnten (..) "(Rossmann 1949, S.28f.).

Der Unterschied zwischen den beiden Stellungnahmen könnte nicht größer sein. Durch eine Kontrastierung der sich in ihnen dokumentierenden, divergenten Strategien läßt sich ablesen, welche Restriktionen dem Organisationsversuch von Professoren "(..)in a highly bureaucratized and authoritarian society"(McClelland) entgegenstanden:⁹⁾

(a) Während Michaelis einen gegen Althoff gerichteten Alleingang unternahm, war die Brentano-Mommsen Kampagne von vornherein auf einen alle reichsdeutschen Professoren einbeziehenden Protest hin konzipiert. Zwar liefen keine Unterstützungsadressen aus der zentralen Universität Berlin ein, womit der Plan von Mommsen und Brentano bereits gescheitert war, und auch die Universitäten Greifswald und Halle wie die nichtpreußischen Universitäten Tübingen und Rostock enthielten sich einer Zustimmungserklärung, doch die Münchner Neuesten Nachrichten veröffentlichten Protestadressen aus München (Universität und TH), Heidelberg, Karlsruhe (TH), Kiel, Erlangen, Würzburg, Leipzig, Gießen, Breslau, Marburg, Straßburg, Stuttgart (TH), Jena, Göttingen, Freiburg, Königsberg, Bonn und der österreichischen Universitäten.

(b) Michaelis ließ in einer nahezu klassischen Formulierung schließlich den Kaiser das Machtwort sprechen und beendete seine Polemik mit dem Satz: "Doch genug von diesen allgemeinen Betrachtungen. In dem besonderen Fall Spahn hat der Kaiser gesprochen, und die Angelegenheit hat damit ihr Ende gefunden"(ders. 1901,S.231). Mommsen und Brentano mieden dagegen bewußt jede Anspielung auf Wilhelm II. Wie die "Lex Arons" war auch der "Fall Spahn" zu einer Entscheidung des Kaisers geworden; am 19. Oktober 1901 hatte er telegraphiert: "Patent für Dr. Spahn von Mir heute vollzogen. Er wird gewiß eine vortreffliche Lehrkraft für die Universität werden. Freue Mich einen der lange gehegten Wünsche Meiner Elsaß-Lothringer haben erfüllen zu können"(Chr. Weber 1980,S.122). Mommsen und Brentano waren sich bei der Beratung über den Inhalt der Erklärung im vorhinein einig, daß "(..)jedes Wort zu vermeiden (wäre), was als Verletzung der dem Kaiser geschuldeten Ehrfurcht (..) gedeutet werden könnte"(Brentano; Rossmann 1949,S.22). Dies geschah aber nicht aus 'Ehrfurcht' heraus, denn Mommsen sprach gegenüber Brentano offen von "(..)Majestät in seinem plumben Allverbesserungsdrang"; es war eine Strategiefrage. Für Mommsen hatten die Straßburger Professoren den "Fehler" begangen, die Ernennung Spahns als "(..)kaiserlichen Act" zu behandeln, und somit "(..)leider" das faktisch bestehende "(..)Selbstregiment" Wilhelm II. zu bestärken. Mommsen begründete die Brentano gegenüber die Nichtthematisierung mit dem Hinweis:

"Bei dem pseudoconstitutionellen Absolutismus, unter dem wir leben und mit dem unser markloses

9) Beide Stellungnahmen lassen sich als Autonomieforderungen begreifen und sind insofern im Kontext Professionalisierung zu erörtern. Autonomie ist hier zu verstehen als Unabhängigkeit eines beruflichen Handelns von organisierten gesellschaftlichen Kräften (Staat, Parteien etc.) (vgl. dazu McClelland 1985, S. 241). Für die Professionalisierungsversuche der Professoren gilt, daß es nie um absolute Autonomieforderungen ging. Die Optionen für vollständig 'freie' und damit auch wirtschaftlich selbstständige Universitäten blieben immer vereinzelte, auch wenn um 1908 solche Pläne formuliert wurden (vgl. die Hinweise bei Eulenburg 1908c). Für die Bestrebungen vom Fall Spahn an scheint mir der Begriff Professionalisierungsversuch am treffendsten.

Volk sich innerlich abgefunden zu haben scheint, würde eine sehr auffällige Gegenaction wahrscheinlich eine gleiche Wirkung haben wie der Straßburger Protest, und was dann für Jämmerlichkeiten nachfolgen würden, davor schaudert mir" (Rossmann 1949, S. 22, 26 und 24).

Diese teils die öffentlichen Reaktionen antizipierende Diagnose kann auch als eine realistische Einschätzung des Handlungsspielraums verstanden werden, der durch die Position der Professoren als "königlich preußische Beamte" vorgegeben war. Wäre die Einbindung in autoritäre Strukturen offen ausgesprochen worden, dann hätte die Thematisierung dieser Problematik, welche auch Anlaß des Protests war, dazu geführt, eine Solidarität der (preußischen) Professoren zu unterbinden. Die direkte Stellungnahme zum Anlaß der Kritik hätte bei allen "königlich preußischen Beamten" jene Handlungszwänge (Loyalitäten, Treupflichten) aktiviert, die es gerade aufzuheben galt.

(c) Mommsen und Brentano rechneten schließlich auch ein, daß die bestehende Einbindung in bürokratische Strukturen nur indirekt zur Sprache kommen durfte. Während Michaelis zum ersten Mal öffentlich Althoff angriff und das Problem Universität versus kultusministerielle Einflußnahme direkt thematisierte, führten Mommsen und Brentano ihre Kampagne entpersonalisiert und erörterten abstrakte "Prinzipienfragen". Ausschlaggebend für die Wahl dieser abweichenden Strategie waren jedoch nicht sachliche Differenzen gegenüber Michaelis' Einschätzung der Problemlage. Wie Max Weber war auch Mommsen und Brentano klar, daß Michaelis zwar "(..) in einzelnen Punkten fehlgriff, in anderen aber (..) das richtige traf"(Weber 1911e, Sp.4). Für Mommsen stand jedoch fest, daß ein offenes Ansprechen der Einbindung in bürokratische Strukturen (Beamtenposition des Professors) die alle (preußischen) Professoren umgreifende Solidarität nicht ermöglichen würde; er äußerte sich deshalb über Michaelis' Vorgehen:

"(..) er sagt (..) sehr viel, viel mehr als sich beweisen läßt. Anschuldigungen dieser Art, wenn sie einmal vorgebracht werden sollten, wären durchaus zu substantiell gewesen (..). Sehen Sie zu, daß die Sache nicht in Personalklatsch untergeht. Sachliche Erörterungen nach dieser Seite sind so gut wie ausgeschlossen, nicht bloß weil ein solcher Coup zwischen Ministerialräten und Professoren nicht ohne Personalfehde geführt werden kann, sondern auch weil die Amtspflicht des Schweigens auf jedem Schritt uns den Mund verschließt"(Rossmann 1949, S.37f.).

Wenn man demgegenüber wie Michaelis den frontalen Angriff führte, dann wurden die Ursachen des Protestes in einer Art und Weise zur Sprache gebracht, daß die einzelnen Professoren nicht gemeinsam Stellung beziehen konnten. Ein kollegiales Vorgehen war damit ausgeschlossen, denn zum einen wurden Amts- und Schweigepflichten handlungssteuernd und zum anderen war damit für jeden einzelnen preußischen Professor eine Kürzung der von ihm verwalteten Mittel (Institute, Seminare) zu fürchten.

Eine Konsequenz von Michaelis Angriff war schließlich, daß Schmoller und Harnack als Vertrauensleute Althoffs seine Kritik öffentlich als "(..)unerhört"(Schmoller) bezeichneten und ein "Festessen zu Ehren Althoffs" (vgl. Schmoller 1902) veranstalteten.¹⁰⁾

10) Als die klassische Versöhnungsgeste durch das Althoff-Diner vollzogen wurde, hatte Max Weber "(..)mit verschiedenen Kollegen darüber konferiert", ob Michaelis nicht gegen Schmollers Desavouierung "(..)in Schutz zu nehmen" sei, da er nach ihrer Meinung teilweise das "(..)richtige" traf (1911e, Sp.3). Da man sich jedoch darüber einigte, daß Althoff gegenüber seinen Nachfolgern ein 'bon diable' war, unterließ man entsprechende Schritte. Erst als das "System Althoff" nach dem Weggang Althoffs weitergeführt wurde, entschloß sich Weber zur Kritik.

Da selbst Althoffs vehementeste Gegner ihm Vorrang vor allen potentiellen Nachfolgern einräumten, war der von Michaelis auf die Person Althoffs gerichtete Angriff an sich unrealistisch. Mommsen und Brentano beschritten deshalb den Weg entpersonalisierter Kritik. Für sie stand zwar fest, daß Bürokratisierung und Reglementierung so nicht mehr weiter gehen durfte, sie kamen aber in der Diskussion mit Kollegen – in Max Webers Worten – zu "(..) dem Resultat, daß, trotz allem, Althoff seinen voraussichtlichen Amtsnachfolgern vorzuziehen sei (..)"(Weber 1911e,Sp.5). So erklärte Mommsen bereits 1901 gegenüber Brentano: "Glauben Sie doch nicht, daß ich mich über Althoff täusche", er fügte jedoch relativierend hinzu: "Mehr zu hoffen als daß Althoff bleibt wagt kein auch auf der Höhe der Zeit stehender preußischer Universitätslehrer. (...) Er ist am Ende ein bon diable (..)"(Rossmann 1949,S.39 und 45).

(d) Im Gegensatz zu Michaelis' partikularer Kritik war Mommsens "Voraussetzungslosigkeits"-Erklärung eine 'Magna Charta' der Professionalisierungsbemühungen. So umstritten auch der von ihm gebrauchte Terminus "Voraussetzungslosigkeit" blieb, Mommsens Veröffentlichung stellte eine "Prinzipien-erklärung" dar, die so allgemein gehalten war, daß sie jegliche Einflußnahme nach nicht-universalistischen Gesichtspunkten seitens des Staates, der Ministerien und Parteien implizit ablehnte, zugleich den Universalismus als Kern der "Standesehre" begriff und sich auf alle reichsdeutschen Professoren bezog.

Daher stellte Mommsens Veröffentlichung den Ausgangspunkt der Professionalisierungsversuche dar, wobei über den Charakter der Organisationsbemühungen folgendes hinzuzufügen bleibt: Die Einbindung der Professoren in autoritäre und bürokratische Strukturen erschwerte ihr Zusammentreten in beträchtlichem Maße. Dies legte eine Strategie der Stellvertretung durch Professoren mit 'außeralltäglichen' Handlungsspielräumen nahe; so war etwa das Bestreben des süddeutschen Professors Lujo Brentano zwar manifest durch seine Abwehrstellung gegen den Einfluß Althoffs (Kultusreferentenkonferenzen) und gegen die Macht des Katholizismus in Bayern bestimmt; latent vertrat er jedoch die Interessen der preußischen Professoren mit. Dem Prinzip der Stellvertretung entsprach auch, daß er den greisen Historiker Mommsen gewinnen konnte. Dessen Position als preußischer Professor war insofern eine exzeptionelle, als dem Historiker durch seinen Altersstatus Handlungsspielräume offenstanden, die einem 'Normalprofessor' unter den "königlich preußischen Beamten" verwehrt blieben. Dieses Prinzip der stellvertretenden Artikulation von Interessen durch Professoren, welchen ein 'außeralltäglicher' Handlungsfreiraum zur Verfügung stand, wurde zum Grundmuster bei den Organisationsbestrebungen der Professoren.

Der gelingende Professionalisierungsversuch setzte aber nicht nur Personen voraus, denen es möglich war aufgrund einer Art 'exzentrischen Positionalität' Handlungsfreiräume für professionspolitische Zwecke nutzen zu können; zuallererst war es notwendig, eine Handlungseinheit der reichsdeutschen Professoren zu konsolidieren. Die Mobilisierung von 'alltäglicher' Handlungsbereitschaft möglichst vieler Professoren und die erste Festigung einer sich auf die nationale Ebene beziehenden Berufssolidarität waren eher zu bewerkstelligen, wenn man den in der Mommsen-Erklärung angelegten Dualismus vereinseitigte: Die Erklärung Mommsens enthielt zum einen eine allgemeine Formel, die man auf alle möglichen 'Fälle' von Autonomiebedrohung 'anwenden' konnte. Sie

enthielt unter anderem die Respezifikationsmöglichkeiten "Bürokratisierung", "autoritäre Staatsverfassung", "Parteien" etc. und das selbstreferentielle Thema "Standesehre". Zum anderen war seine Erklärung aber nicht nur eine Prinzipienklärung mit universellem Respezifikationsradius, denn sie rückte den Respezifikationsmodus "freie Wissenschaft" versus "Konfessionalismus" in den Mittelpunkt. Die somit implizite vereinseitigte Betonung der Teilspezifikation "Katholizismus" war dabei aus zwei Gründen die Triebkraft, die am ehesten eine Konsolidierung der Handlungseinheit reichsdeutscher Professoren bewirken konnte. Einmal waren mit der Thematisierung einer derartigen Problemlage keine massiven Handlungsrestriktionen verbunden wie bei den Respezifikationsmöglichkeiten "Bürokratisierung" und "dynastische Staatsverfassung". Zum anderen bezog sich die Teilthematisierung "Katholizismus" immer auch auf kulturprotestantische und deutschnationale Haltungen, die das Gros der Professoren einnahmen.¹¹⁾ Die Festigung der Handlungseinheit reichsdeutscher Professoren wurde nun in der Tat dadurch erreicht, daß man die Einbindung in bürokratische und autoritäre Strukturen 'umspielte'.

Professionalisierung via Österreich : Die "preußische Gelehrtenmission" auf den Salzburger Ferialkursen

Nach den bisherigen Ausführungen zu den Handlungsrestriktionen "königlich preußischer Beamter" entbehrt es nicht einer gewissen paradoxen 'Sinnhaftigkeit', daß die Organisationsversuche reichsdeutscher Professoren ihren Ausgangspunkt von Österreich nahmen, wo im September 1907 der I. Deutsche Hochschullehrertag (Salzburg) stattfand. Dem war eine Zusammenführung reichsdeutscher Professoren durch die Salzburger Ferialkurse (ab 1903) vorausgegangen, die sich manifest auf das Thema "freie Wissenschaft" versus "Katholizismus" bezog:

Seit 1884 bestand in Salzburg ein Verein zur Gründung einer 'freien' katholischen Universität,¹²⁾ wobei die Erfolgsaussichten zu diesem Plan nach der Jahrhundertwende durch eine vom August 1901 datierte Breve Papst Leos XIII. wieder günstiger wurden. Ende 1901 erfolgte schließlich eine unterstützende Gesamtstellungnahme des österreichischen Episkopats. Im Mai 1901, als katholische Kreise bereits ein Fünftel der Finanzmittel des geplanten Universitätsprojektes erbracht hatten, konstituierte sich im Gegenzug der "Salzburger Hochschulverein", der statt

11) Die oben verwendete Sprache (Strategien, Mobilisierung etc.) suggeriert eine Intentionalität und Rationalität des Handelns der Professoren, die natürlich so nicht vorhanden war. Daß die Organisationsbestrebungen genau diesen Verlauf nehmen 'mußten' wird nicht unterstellt, wohl aber behauptet, daß der speziellen Verlaufsgestalt insofern eine rekonstruierbare 'Sinnhaftigkeit' zuzusprechen ist, als sie die im 'Alltag' bewährte Erfahrung 'bestätigt', daß nach dem Prinzip des 'kleinsten Kraftmaßes' gehandelt wurde.

Ferner wird ein Typus von Professoren mit 'alltäglichen' Handlungsbedingungen von einem Typus von Hochschullehrern mit 'außeralltäglichen' Handlungsfreiräumen unterschieden. Diese Differenzierung, die auch im nächsten Kapitel noch eine Rolle spielen wird, läßt sich auf verschiedene Art und Weise spezifizieren: Im Gegensatz zu den preußischen Professoren hatten die süddeutschen Hochschullehrer einen exzeptionellen Handlungsspielraum gegenüber Althoff, und die Hochschullehrertage waren fast ausschließlich von süddeutschen Professoren besucht. Daneben gab es Personen, die - wie Max Weber - später öffentlich die preußische Kulturbürokratie angriffen, auch für ihr Handeln lassen sich besondere Bedingungen explizieren.

12) vgl. für ähnliche Universitätsprojekte in Deutschland, die jedoch keine Realisierungschancen hatten, die Hinweise bei Horstmann (ders. 1976) und die Studie von Brandt (ders. 1981).

der konfessionellen eine staatliche Universitätsgründung befürwortete, durch welche die 1810 verloren gegangene Universität Salzburg als "(..)österreichisches Heidelberg"(vgl. Salzburg 1904) wiedererstehen sollte.

War die politische Gesamtlage Österreichs gerade in diesen Jahren durch eine "Los-von-Rom-Bewegung" und den Deutschnationalismus bestimmt,¹⁴⁾ so stand auch die gegen das "klerikale" Projekt gerichtete Bewegung unter dem Einfluß dieser Strömungen; sie gab die Losung aus: "Deutsche aller Gaue in Nord und Süd, in Ost und West, unterstützt den Salzburger Hochschulverein"(Salzburg 1904,S.36). Die Unterstützung durch reichsdeutsche Professoren ließ nicht lange auf sich warten. Alldeutsches und kulturprotestantisches Sendungsbewußtsein klang in den reichsdeutschen Solidaritätsadressen mit; so etwa im poetischen Prolog des Breslauer Historikers Felix Dahn, der 1902 nach Salzburg telegraphierte:

"Ein Lichtdienst war der Glaube unser Ahnen,
Manch wunderholde Sage schmückte ihn,
Voll Zartheit, Innigkeit und edler Kraft.
Verdämmert sind die Götter und ihr Dienst
Und neue Lehre brachten fremde Priester.
Nicht schelten wir ihr Werk, dankbar erkennen
Wir jener Mönche Tun, die, wie den Urwald
Sie rodeten, gelindere Sitten brachten.
Jedoch vorüber ist die Klosterzeit.
Die Wissenschaft gedeiht nicht in den Banden,
Darin sie Zwang der Dogmen schlagen will,
Die Wahrheit sucht sie, nicht ein fremdes Ziel,
Das ihr vorausbestimmt ist von der Kirche,
Die Übereinstimmung mit deren Lehren.
Die Wissenschaft muß frei sein oder nicht sein.
Dies wollen wir, die Abwehr, nicht den Angriff.
Zum Schutze haben wir den Bund geschlossen
Für jenen neuen Lichtdienst der Germanen,
Wie wir ihn heute, sonder Götter - üben.
Wer mit uns diesen Lichtdienst wahren will,
Reich uns die Hand, willkommen soll er sein"
(Salzburg 1904,S.47f.).

Nachdem im Mai 1903 in Wien ein "Verein für wissenschaftliche Ferialkurse" gegründet worden war, konnte jener "Lichtdienst der Germanen" rasch Realität werden. Mit dem Ziel, alljährlich eine Art 'fliegender Universität' vergleichbar der heutigen 'Sommeruniversität' zu errichten, wurde in einem Aufruf gegen die "(..) Zwingburg 'katholische Universität'" Stellung bezogen. Von den beigefügten dreiundfünfzig Unterschriften stammten sechsundzwanzig von reichsdeutschen Professoren, darunter waren Namen wie Georg von Below, Kurt Breysig, Felix Dahn, Franz Eulenburg, Georg Jellinek, Friedrich G. Knapp, Theodor Lipps, Franz von Liszt, Theodor Mommsen, Wilhelm Ostwald, Max Planck, Werner Sombart, Ferdinand Tönnies, Alfred Weber und Theobald Ziegler (nach Salzburg 1904,S.62f.).

14) Vgl. Albertin zu den Austritten österreichischer Katholiken aus der Kirche bzw. den Übertritten zum Protestantismus um 1900 (ders. 1953); über die damit verbundene 'Neumissionierung' und die deutsch-evangelische Bewegung informiert auch eine Flugschriftenreihe (vgl. "Berichte über den Fortgang der Los-von-Rom-Bewegung. Hg. v. P. Bräunlich"; München 1900ff.). Vgl. Loesche zur Geschichte des Protestantismus in Österreich (ders. 1930), Molisch zur Geschichte der deutschnationalen Bewegung (ders. 1926).

Als im Spätsommer 1903 zum ersten Mal "(..) in Salzburg, auf uralte germanische Siedlung, (..) Lernende und Lehrende deutscher Blutes und deutscher Sprache ohne Unterschied der Gemarkung (..) zu gemeinsamer selbstloser Arbeit" (Salzburg 1905, S.9) zusammenkamen, wurde der Vorlesungsbetrieb hauptsächlich von reichsdeutschen Professoren übernommen: Von den zehn angekündigten Kursen fielen allein sechs auf reichsdeutsche Professoren. Da ein sozialwissenschaftlicher Schwerpunkt gebildet worden war, lauteten die Namen der Vortragenden: Ferdinand Tönnies, Franz Eulenburg, Werner Sombart, Alfred Weber, Kurt Breysig und Theobald Ziegler.¹⁵⁾

Die katholische Presse Österreichs empfing die reichsdeutschen Professoren zwar ablehnend: "Das ist wirklich zu liebenswürdig von Seite unserer deutschen Brüder! Wahrlich, wir meinen, sie sollen bleiben, wo sie sind (..). Wir Österreicher brauchen absolut keine evangelische Professorenweisheit und keine preußische Gelehrtenmission" (Salzburg 1904, S.69), doch blieb auch in der Folgezeit dieser Charakter einer "preußischen Gelehrtenmission" erhalten. Von den zwischen 1903 und 1914 auf den Salzburger Ferienkursen abgehaltenen Vorträgen und Kursen (insgesamt 227) wurden annähernd 50 % (113 Vortragsreihen) von reichsdeutschen Professoren bestritten. Neben den bereits erwähnten Teilnehmern traten auch Professoren wie J. Haller, G. Kaufmann, H. Morf (Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften Frankfurt), Georg Simmel, E. Gothein, W. Ostwald, G. Fr. Knapp, H. Oncken, E. Troeltsch, A. Lasson und O. Spann auf. Damit war fast die gesamte angehende Generation künftiger 'Soziologen' und jüngere Historiker vertreten, wie auch bekannte ältere Nationalökonomien und Philosophen.¹⁶⁾

Drei Faktoren waren für diese Zusammenführung reichsdeutscher Professoren auf österreichischem Boden konstitutiv: Einmal ging es immer auch um den "Lichtdienst der Germanen" (Dahn) und insofern um Deutschnationalismus. Auf dem Festbankett des ersten Ferienkurses sprach etwa Ziegler davon, daß man es als Pflicht erachtet hätte "(..) Waffenbrüderschaft" zu leisten, da "Deutsches Reich und Österreich ja Bundesgenossen seien" (Salzburg 1904, S.181). Kurt Breysig begriff sich als vom "(..) nordischen Flachlande" kommend und pries Österreichs Berge, "(..) die in ihrer Geschlossenheit wie eine Hochburg des Germanentums, wie eine Walhalla emporragen": "Die Salzburger Universität" - so schloß er seinen Toast ab - "soll ein ausgesandter Vorposten der Götterburg sein, die hier in ihren Bergen sich erhebt" (ebd., S.182). Mommsen telegraphierte aus Berlin: "Als einer von den vielen, die im Deutschen Reich sich dessen bewußt sind und

15) Ursprünglich waren sogar nur reichsdeutsche Professoren angekündigt; darunter auch G. Fr. Knapp, H. Wäntig und W. Ostwald. Nach dem die katholische Presse kommentierte: "'Deutschland, Deutschland über alles (..)', möchte man ausrufen, wenn man dieses Professorenverzeichnis liest (..)", wurden "(..) als Nachtrab" noch österreichische Professoren hinzugezogen und Knapp, Wäntig und Ostwald traten erst auf späteren Kursen in Erscheinung (vgl. Salzburg 1904, S. 63 und 66).

16) Alle Angaben errechnet nach: "Deutscher Hochschulwart" 10(1914)2, S.6-11. 1914 folgten 251 reichsdeutsche Professoren (20% der Ordinarien) und 80 Hochschullehrer der Technischen Hochschulen Deutschlands einem Spendenaufruf (ausgezählt nach: "Deutscher Hochschulwart" 10(1914)1, S.2-5). Über die Salzburger Ferienkurse informieren vor allem eine umfassende Dokumentensammlung (vgl. Salzburg 1904) und die Zeitschrift "Deutscher Hochschulwart. Mitteilungen des Salzburger Hochschulvereins", von der mir nur die Jahrgänge 8(1912) bis 10(1913/14) zugänglich waren. Ein aus deutschnationalem Gesichtspunkt heraus geschriebene, politische und studentische Geschichte der österreichischen Hochschulen hat Molisch (ders. 1939) verfaßt. Die Perspektive der katholischen Bestrebungen wird dargelegt in: "25 Jahre Salzburger Katholischer Universitätsverein 1884-1909"; Salzburg 1909.

bleiben werden, welchen Segen alles Zusammengehen der Reichsdeutschen mit den Deutschen Österreichs auf den dafür noch offenen Gebieten hüben und drüben bringt, sehe ich mit aufrichtiger Freude auf die Salzburger Gemeinschaft und hoffe auf ihre Dauer"(ibid.). Alfred Weber, sich freimütig als "(..) Benjamin der vortragenden Professoren" bezeichnend, "(..) der hinter den anderen so hergelaufen" sei, hob hervor, daß die deutschen Professoren sich als "(..)Deutsche unter Deutschen" (ebd.,S.187f.) gefühlt hätten, und Karl Lamprecht betonte schließlich, daß der "(..)Zusammenhang zwischen Deutschland und Österreich (..) nie stärker (gewesen)"(ebd.,S.192) wäre.¹⁷⁾

Ferner waren alle Professoren von einem kulturprotestantischen Sendungsbewußtsein durchdrungen. Die deutsche Wissenschaft galt als Werk des Protestantismus, und bei dieser großen "Kulturfrage" kam es darauf an, die "(..)letzten Bollwerke einer einheitlichen Kultur"(A.Weber 1903) zu retten. Um die Wende ins 20. Jahrhundert war das Deutsche Reich von einer Neuauflage der alten Kulturkampfstimmung nicht weit entfernt.¹⁸⁾ Friedrich Paulsen, der Kant zum "(..)Philosophen des Protestantismus" hochstilisierte, schrieb in seiner "Philosophia Militans": "Zwischen der römischen Infallibilität und dem Grundsatz der Autonomie der subjektiven Vernunft gibt es im Prinzip keine Vermittlung." Zehn Jahre später fügte er hinzu: "(..)wir wollen und wünschen den Frieden /mit den Katholiken -M.S./. Aber nicht um jeden Preis. Verlangt man Erniedrigung und Unterwerfung (..), dann wollen wir lieber den Krieg"(ders.1907,S.571f.).

Dabei war die öffentliche und besonders die gelehrte Diskussion um und nach 1900 geprägt vom Thema der "katholischen Inferiorität" auf dem Gebiet von Kultur und Bildung (vgl. Chr.Weber 1980,S.54ff. und 12), wobei es 1903 zu einem von Studenten getragenen "akademischen Kulturkampf" kam, in dem man den katholischen Verbindungen deren Daseinsberechtigung streitig machen wollte (vgl. Stitz 1960). Was Mommsen also 1877 am Ende des Kulturkampfes im Abgeordnetenhaus verlauten ließ: "Wir nehmen auf das Werk, das in der Reformation unvollendet geblieben ist; wir nehmen auf die unvollendete Reformation (..). Es wird dieses Werk vollendet werden, wann es auch einen neuen dreißigjährigen Bürgerkrieg kosten sollte,"¹⁹⁾ diese Politisierung deutsch-evangelischer Richtung wurde auch in Salzburg wieder erneuert.

Manifest hatten sich die Professoren jedoch unter dem Thema "freie Wissenschaft" versus "hieratischer Autoritarismus" und "konfessionelle Staatsuniversität" (A.Weber 1903) zusammengefunden, und somit ging es um das Prinzip 'Voraussetzungslosigkeit'. Alle drei beschriebenen Faktoren waren gleichermaßen konstitutiv für diese erste Zusammenführung deutscher Professoren.

17) Da die Salzburger Ferienkurse ein Teil der 'Los-von-Rom-Bewegung' bildete, in welcher bereits die Tendenz zur germanischen Rassereligion angelegt war (vgl. Albertin 1953), kamen auch deutschnationale Studenten, was zu peinlichen Zwischenfällen bezüglich der "jüdischen" Abkunft vortragender Dozenten und Organisatoren führte (vgl. Salzburg 1904,S. 99-108, 220 und 223ff.).

18) Einführungen zum Thema "Kulturkampf", Protestantismus versus Katholizismus und "protestantische" Wissenschaft bieten Nipperdey (ders. 1983,S. 403ff.), Huber (ders. 1969), Morsey (ders. 1970) und Fischer (ders. 1951). Hinweise auf die Neuauflage der Kulturkampfstimmung um die Jahrhundertwende finden sich bei Zeeden (ders. 1953). Über den Zusammenhang von Protestantismus und Nationalismus informieren die Arbeiten von Brakelmann (ders. 1971) und Tilgner (ders. 1970).

19) zitiert nach Chr. Weber 1980, S.156.

Betrachtet man den Zeitraum zwischen dem "Fall Spahn" (1901) und der Einberufung des I. Hochschullehrertages (1907) unter dem Blickwinkel von Mommsens Voraussetzungslosigkeitserklärung, so war auf den Salzburger Ferialkursen folgendes geschehen: Mommsens Prinzipienformulierung war so allgemein gehalten, daß man sie sowohl bezüglich des Spannungsbogens Universität-Staatsanstalt (Bürokratisierung) wie auch bezüglich des Konfliktfeldes Universität-politische und weltanschauliche Einflußnahme respezifizieren konnte. Auf den Salzburger Ferialkursen geriet dabei das Thema Bürokratisierung in den Hintergrund. Diese vorläufige Ausblendung des eigentlichen Themas hatte, was die Professionalisierungsproblematik angeht, einen dreifachen Effekt: Erstens konnten durch die Teilspezifizierung 'freie Wissenschaft' versus 'Klerikalismus' eher Handlungsbereitschaften freigesetzt werden. Wie die rege Teilnahme reichsdeutscher Professoren bei den Ferialkursen vermittelt, fielen durch die Entspezifizierung des Themas "'Bürokratisierung' offenbar die "königlichen Beamten" auferlegten Handlungsrestriktionen weg. Zweitens aktivierte die Teilspezifizierung politische, von vielen Professoren geteilte Grundhaltungen. Durch die Freisetzung deutschnationaler und kulturprotestantischer Handlungsbereitschaft wurde dabei die Handlungseinheit reichsdeutscher Professoren in nicht unerheblichem Maße konsolidiert. Damit wurde aber drittens das Folgeproblem geschaffen, daß das Hineinspielen politischer Grundüberzeugungen dem in der Mommsen-Erklärung ausformulierten Universalismus entgegenstand.

Der I. Deutsche Hochschullehrertag (Salzburg 1907)

Nachdem durch die Salzburger Ferialkurse eine erste Zusammenführung reichsdeutscher Professoren erreicht war, wurde auf dem 4.Ferialkurs (1906) der Plan gefaßt, den Deutschen Hochschullehrertag zu gründen,²⁰⁾ der dann im September 1907 zum ersten Mal in Salzburg zusammentrat.

Ein Vorbereitungskomitee aus österreichischen und deutschen Professoren,²¹⁾ darunter Sombart, Brentano und Ziegler, versandte im Mai 1907 an "(..)sämtliche Hochschullehrer deutscher Zunge" ein Schreiben, in dem es unter anderem hieß, daß der Charakter der Universität als "autonomer Körperschaft" eine "empfindliche Einbuße" erlitten habe:

"Nicht wissenschaftliche Tüchtigkeit, Unbeugsamkeit des Charakters, hervorragende Begabung zum Lehrer blieben die einzigen Gesichtspunkte, die bei Besetzung der Lehrstellen immer den Ausschlag gaben, sondern häufig taten dies die Eigenschaften des Beamten, welche diesem dem

20) Es lasen damals in Salzburg: J.Petzoldt (Charlottenburg), J.Rehmke (Greifswald), A.Riehl (Berlin), W.Golther (Rostock), E.Gothein (Heidelberg), G.Fr.Knapp (Straßburg), H.Oncken (Gießen), K.Rathgen (Heidelberg), W.Sombart (Breslau) und A.Wirth (München).

21) Der Charakter eines deutsch-österreichischen Zusammenschlusses blieb in der Folge zwar personell erhalten, trug aber eher formellen Charakter. Alle weiteren Zusammenkünfte fanden auf deutschem Boden statt, wobei die Tagesordnungspunkte immer eindeutiger von der Diskussion der Probleme reichsdeutscher Universitäten bestimmt blieben. Dies weist darauf hin, daß die Einheit mit den österreichischen Professoren nicht nur 'gelebte Kulturstaatsideologie' war, sondern auch 'Strategie'. Zur Untermauerung dieser Behauptung wäre jedoch eine Kenntnis der Nachlässe der Organisatoren (Brentano, Amira etc.) notwendig. Zumindest läßt sich aber konstatieren, daß Salzburg eine 'Sprungbrettfunktion' einnahm, und daß der Plan zu den Hochschullehrertagen dort nicht unvermittelt entstanden sein kann. Angesichts der Handlungsrestriktionen der Professoren als Beamte könnte man von einem 'kaschierten Professionalisierungsunternehmen' sprechen. Der Ausdruck "Professionalisierung via Österreich" schien mir dies möglicherweise bewußte 'Umweverhalten' am besten auszudrücken.

jeweilig herrschenden Regiment als wertvoll erscheinen ließen." Nach dieser Abwehr politisch motivierter Berufungen kamen die Verfasser auf das System Althoff zu sprechen: "Diese nachteiligen Wirkungen machen sich umso mehr geltend, je mehr Hochschulen infolge zunehmender staatlicher Zentralisation in der Hand einer Verwaltung vereinigt worden sind und je mehr die noch fortbestehenden staatlichen Verwaltungen dazu geschritten sind, sich in Hochschulangelegenheiten unabhängig von den Hochschulen zu verständigen. (..) Angesichts dieses Vorgehens (..) erscheint es geboten, daß auch die Hochschulen sich zusammenschließen (..). In einer Zeit, da alle Stände und Berufe sich zur Wahrnehmung der ihnen anvertrauten Interessen organisieren, kann wohl niemand daran Anstoß nehmen, wenn ein Stand, der von altersher das Recht korporativer Organisation hat, eine Ausbildung dieser Organisation entsprechend den veränderten Zeitverhältnissen auf breiterer Basis sucht"(HLT/I,S.III f.).

Mit diesen Formulierungen hatte man eine Respezifizierung des Bürokratisierungsthemas vorgenommen, wobei die Erneuerung der Autonomieforderung zugleich eine völlig neue Ausgangslage schuf. Denn jetzt, wo die Professoren sich gegen jegliche gesellschaftliche und staatliche Einflußnahme wandten und zugleich eine Erweiterung des Spielraums autonomer Selbstbestimmung forderten, hatte die Autonomieforderung nur dann Durchsetzungschancen, wenn auch überzeugend dargelegt werden konnte, daß im Binnenraum der Korporation nicht nach Prinzipien Entscheidungen getroffen wurden, die man zuvor in der Kritik gegenüber dem Außenkontext (Parteien und Staat) als der "Voraussetzungslosigkeit" der Wissenschaft abträglich bezeichnet hatte.

Eine wie immer auch näher spezifizierte Autonomieforderung ließ sich nur dann legitimieren, wenn nachgewiesen werden konnte, daß die "Lehrfreiheit" in der Tat besser gewahrt war, wurde sie dem Kompetenzbereich der Universität zugeschlagen und so der möglichen Einflußnahme durch Staat und Parteien entzogen. Damit wurde eine Ethisierung und Universalisierung des Binnenraums notwendig.

Mommsen hatte beim Fall Spahn das Programm ausformuliert: "Unser Lebensnerv ist die voraussetzungslose Forschung, (..) in ein Wort zusammengefaßt: die Wahrhaftigkeit. - Auf der Wahrhaftigkeit beruht unsere Selbstachtung, unsere Standesehre." Und er hatte mit dem Satz geendet, daß jeder, "(..) der bei der Anstellung von Universitätslehrern mitwirke, dessen eingedenk bleiben", und sich "(..) vor der Verleitung zu der Sünde wider den Heiligen Geist" hüten solle (Chr.Weber 1980,S.215f.). Damit war zwar nur eine Einflußnahme durch den Außenbereich der Universität abgelehnt worden, zugleich wurde damit jedoch auch der Binnenraum unter die Pflicht genommen. Mommsen konnte die dazu gehörende "Standesehre" stillschweigend voraussetzen. Nach der Erneuerung der Autonomieforderung wurde es jedoch notwendig, diese implizit vorausgesetzte "Standesehre" daraufhin zu prüfen, wie "voraussetzungslos" sie war.

b.) Max Weber und die "(...) sogenannte 'Lehrfreiheit'"

Max Weber sah deutlich, daß ein Erfolg der Autonomiebestrebungen davon abhing, die von den Parteien und dem Staat geforderte 'Enthaltbarkeit' auch im korporativen Binnenraum zu realisieren: Auf dem I. Hochschullehrtag hatte bereits Alfred Weber bei der Diskussion der Nachwuchsfragen darauf hingewiesen, daß eine Zulassung zur Habilitation, so wie sie durch die Lex Arons geregelt war, nicht alle "(..)großen geistigen Strömungen (..), die durch die Nation gehen", berücksichtige. Personen, die die "Weltanschauung" des "(..)demokratischen Sozialismus"

vertreten würden, fänden "(..) -welchem Fache immer sie angehören- heute an den Universitäten kein Unterkommen (..) ". Er fuhr dann fort: 'Man müßte also vielleicht die Umgestaltung der Gesichtspunkte, unter welchen zur Habilitation zugelassen wird, in Erwägung ziehen'(HLT/I,S.5o).

Alfred Weber spielte damit auf den fehlgeschlagenen Habilitationsversuch von Robert Michels an. Nach seiner Tätigkeit an der preußischen Universität Marburg hatte Michels wegen seiner Mitgliedschaft in der sozialdemokratischen Partei auf einen Habilitationsversuch in Preußen verzichtet, da die Anwendung der Lex Arons das Gesuch wahrscheinlich vereitelt hätte. Er wandte sich daraufhin nach Jena, um in einer privaten Anfrage vorab zu klären, ob auch auf dieser nichtpreußischen Universität Restriktionen zu erwarten wären. Da ein Teil der Lehrkräfte Jenas aus Mitteln der Karl-Zeiß-Stiftung alimentiert und diese Mittel nur unter der Bedingung der Existenz "voller Lehrfreiheit" gewährt wurden, konnte Michels erwarten, hier noch am ehesten positive Aufnahme zu finden.¹⁾ Doch "(..) der befragte Fachvertreter mußte ihm darauf antworten, daß er nach den ihm bekannt gewordenen Informationen unter den obwaltenden Umständen es für 'ausgeschlossen' halten müsse, daß ein Habilitationsgesuch den vorgeschriebenen Instanzenzug (Fakultät, Senat, Regierung) passieren würde"(19o8c,Sp.1). Nachdem er keine Chancen mehr sah, an deutschen Universitäten akademischer Lehrer werden zu können, habilitierte sich Michels letztlich in Turin.

Bis zu diesem Zeitpunkt war der "Fall Michels" noch nicht in der Öffentlichkeit diskutiert worden. Da Michels jedoch zuvor an der Marburger Universität eine Art 'Privatgelehrten-existenz' geführt hatte, und der Marburger Professor Th.Fischer auf dem Hochschullehrertag anwesend war, bezog Fischer Stellung zu Alfred Webers Hinweisen auf den Ausschluß von Sozialdemokraten. Sich offenbar fälschlicherweise persönlich angesprochen fühlend, entgegnete er, daß "(..) der Fall des Ausschlusses eines jungen Mannes wegen angeblich sozialistischer Gesinnung, den /Alfred -M.S./Weber streifte, ein anderer sei. Der Betreffende hätte nie daran denken können, sich um eine akademische Stellung zu bewerben"(HLT/I,S.5o).

Auf diese Äußerung hin veranlaßte Max Weber eine Anfrage Michels an Fischer. Michels erhielt daraufhin von Fischer einen Antwortbrief, den Max Weber gekürzt und mit Kommentaren versehen veröffentlichte: "(..) der entscheidende Grund", warum Michels nicht an eine Bewerbung hätte denken können, "(..) sei 1. die bei Michels 'nicht nur vorhandene, sondern (NB) öffentlich in außerordentlich auffälliger Weise betätigte' sozialdemokratische Gesinnung, -2. sein Familienleben: ob denn Dr. Michels - der, um nichts 'Wichtiges' zu vergessen, 'Arier' ist - auch nur einen Augenblick habe zweifeln können, daß ein Mann, der seine Kinder nicht taufen lasse, 'in jeder höheren Laufbahn unmöglich' sei? 'Welch wundervolle Stellung', heißt es dann weiter, 'hätten Sie sich in Marburg, wo Sie so gut empfohlen waren und mehrere einflußreiche Personen (NB) Ihnen mit dem größten Wohlwollen entgegenkommen, verschaffen können! Diese Leute haben es schmerzlich empfunden und als einen wahren Jammer bezeichnet, daß Sie sich all das verscherzt haben.' Der Brief schließt mit der Vorhaltung: Dr. Michels habe seine Wohnung (deren Vizewirt Professor Fischer war) schlecht behandelt, so daß das Haus noch immer

1) vgl. Biermer 19o3,S.46. Zudem waren die Disziplinarverhältnisse ungeklärt, da die Universität Jena eine gemeinsame Anstalt von vier Herzogtümern war (Biermer 19o3,S.48).

unverkäuflich sei!"(1908c,Sp.2).

Max Weber hatte diesen Brief auszugsweise in der "Frankfurter Zeitung" veröffentlicht, da auf dem II. Hochschullehrertag das Thema "Die Stellung des akademischen Lehrers zur Freiheit in Forschung und Lehre" verhandelt werden sollte. Karl von Amira, dem das Hauptreferat zu diesem Tagesordnungspunkt aufgetragen war, hatte bereits vor dieser Zusammenkunft betont, daß die Angriffe auf die Forschungs- und Lehrfreiheit primär vom "(..) konfessionell-dogmatischen Standpunkt" (Amira 1908,S.75) erfolgen würden und sah also im außeruniversitären Klerikalismus den Hauptgegner.

Webers Veröffentlichung zum "Fall Michels" ging hinter diese Frage zurück: Wo Amira nur eine Bedrohung der Lehrfreiheit durch äußere Einflüsse sah, hinterfragte Weber deren Bedingungen im Binnenraum der gelehrten Zunft: "(..) ist wirklich die Lehrfreiheit nur von dieser Seite gefährdet ?"(1908c,Sp.1)

Wo Amira Autonomiespezifikation unter dem Hinweis auf eine Bedrohung von außen vornahm, ging Weber einen Schritt zurück und versuchte klarzulegen, daß die Legitimität dieser Autonomieforderung nur dann gewährleistet war, wenn der Binnenraum selbst den geforderten Regulativen unterstellt war. In diesem Kontext zeigt die Veröffentlichung von Auszügen aus dem Brief Fischers an Michels, daß die "(..) angebliche 'Lehrfreiheit' offenkundig 1. an den Besitz politisch hof- und salonfähiger Ansichten und überdies 2. daran geknüpft ist, daß man ein bestimmtes Minimum kirchlicher Gesinnung betätigt und eventuell erheuchelt. In Deutschland" - so fuhr Weber fort - "besteht die 'Freiheit der Wissenschaft' innerhalb der Grenzen der politischen und kirchlichen Hoffähigkeit - außerhalb derselben nicht"(1908c,Sp.2).

Das Vorgehen Webers bestand darin, daß er den Brief Fischers als Dokument zur Analyse jener Haltungen und politischen Einstellungen der Professoren benutzte, die der Forderung nach 'Lehrfreiheit' schon im korporativen Binnenraum entgegenstanden. "Die Wiedergabe dieser Äußerungen" - so hatte er erläuternd hinzugefügt - "erfolgt hier nicht etwa, um gegen den Verfasser des Briefs persönliche Vorwürfe zu richten. Ich bin im Gegenteil leider ziemlich sicher, daß (..) sein Inhalt ganz in der Ordnung gefunden werden wird. Eben deshalb: als 'Typus' ist er ja so bezeichnend für unsere öffentlichen Zustände überhaupt und speziell für gewisse Zustände in unserem Universitätswesen"(1908c,Sp.2).

Er gelangte bei dieser ad hoc hingeworfenen und im Stenogrammstil ausgeführten Analyse der Einstellungen der Professoren zu dem Resultat, daß Nationalismus, Antisemitismus und Patronagedenken²⁾ das Handeln der Professoren bestimmten, wodurch der in der Formel von der Lehrfreiheit postulierte, von außen geforderte Universalismus bereits im Binnenraum Fiktion war. Webers Kritik

2) Einzig die Formulierung über "kirchliche Hoffähigkeit" zielte auf den Außenraum. Weber fügte hinzu, daß "(..)religiöse Gemeinschaften, welche, wissentlich und offenkundig, ihre Sakramente dazu gebrauchen lassen, auf gleicher Linie mit Corpsbändern und Reserveoffiziers Patenten, als Mittel zum Karrieremachen zu dienen, jene Mißachtung reichlich verdienen, über welche sie sich zu beklagen pflegen"(1908c,Sp.2), und bezog damit gegen den Katholizismus Stellung. Webers durchaus vorhandene kulturkämpferische Einstellung war dadurch mitbedingt, daß er in der "Kaplanokratie" denselben Vorgang "universeller Bürokratisierung" erblickte, wie er ihn für das Heer, die Fabrik, die Universität etc. konstatierte (vgl. GPS 2, S.321).

zielte damit auf die Korporation selbst, was jedoch teilweise gar nicht verstanden wurde. So antwortete ihm Karl von Amira auf dem II. Hochschullehrertag:

"(..) (es) ist mir auch nicht verständlich gewesen, als ich kürzlich (..) die Frage aufgeworfen fand, ob ich nicht eigentlich auch überlegt habe, daß auch von anderer Seite ein Angriff erfolgen könne als von klerikaler ? Gewiß, ich habe mir das sehr genau überlegt. Allein das hindert doch nicht, daß wir in erster Linie diejenige Gegnerschaft berücksichtigen, welche sich ausgesprochenermaßen als prinzipielle Feindin einstellt (..)" (HLT/II, S.629). Das Weber auf den 'Feind' im universitären Raum selbst hinwies, war Amira offenbar nicht gewärtig.

Webers zweite Frage lautete: "(..) besitzen wir eigentlich heute etwas, was man füglich mit dem Namen 'Lehrfreiheit' bezeichnen kann und hätte uns also der Klerikalismus noch etwas Wesentliches auf diesem Gebiet zu nehmen"(1908c, Sp.1)? Vordergründig zielte Weber mit dieser Frage auf die mit der Beamtenposition des Professors gegebenen, äußeren Restriktionen. In Wirklichkeit ging es ihm jedoch auch hier wieder um das Selbstverständnis der Professoren. Waren die Professoren von vornherein dem Disziplinarrecht für Beamte unterstellt, so wurde durch die "Lex Arons" die politische Treuepflicht für den gesamten Lehrkörper bindend (vgl. zur Ausgestaltung der Treuepflichten im 19. Jahrhundert Rejewski 1972). Für Professoren und Privatdozenten war somit die Nichtmitgliedschaft in der sozialdemokratischen Partei Einstellungsvoraussetzung, und durch die Treuepflicht konnte eine öffentliche Stellungnahme eines Professors gegen das politische System zur Remotion führen.

Mit diesem generellen Berufsverbot für Sozialdemokraten war die Lehrfreiheit "(..) offenkundig (..) an den Besitz politisch hoffähiger Ansichten" gebunden. Webers Kritik thematisierte damit zwar die durch den Beamtenstatus vorgegebenen Restriktionen, er fügte jedoch realistisch und zugleich auf die Professoren zielend hinzu: "Vielleicht ist dies mit dem dynastischen Charakter unseres Staatswesens untrennbar verknüpft. Nun wohl: dann möge man es ehrlich eingestehen, aber sich nicht vorspiegeln, man besäße in Deutschland die gleiche Freiheit der wissenschaftlichen Lehre, die z.B. in Ländern wie Italien eine Selbstverständlichkeit ist"(1908c, Sp.2).

Bei dieser Äußerung und den darauffolgenden Stellungnahmen Max Webers sind vier Eigenheiten seiner Argumentation bemerkenswert: Erstens fügte er in seinen späteren Stellungnahmen eine prägnanter ausformulierte Kritik über das Spannungsfeld 'Regierung' und 'Universität' hinzu; 1909 schrieb er in den "Hochschul Nachrichten": "Wenn sich 'der Staat', das heisst: die jeweilig die Nation beherrschenden Träger der politischen Gewalt, etwa auf den Standpunkt stellte: 'Wes Brot ich esse, des Lied ich singe', wenn er mit anderen Worten die durch die materielle Situation der Universität in seine Hände gelegte Macht nicht als eine Übernahme von Kulturaufgaben, sondern als Mittel zur Erzielung einer bestimmten politischen Dressur der akademischen Jugend auffasste, so wäre das Interesse der Wissenschaft bei einem solchen 'Staate' nicht besser, sondern in vieler Hinsicht schlechter geborgen, als in der früheren Abhängigkeit von der Kirche"(1909a, S.90). Auch wenn Webers Stellungnahmen gegen eine Einflußnahme von außen das unwichtigste Argument in seinen Lehrfreiheitsbeiträgen darstellen, ist sein Urteil insofern beachtenswert, als er die Autonomieforderung im Hinblick auf den "'Staat'" respezifizierte, und nicht wie die anderen Kollegen die Respezifikationsmodi "Bürokratisierung"

oder "Konfessionalismus" bevorzugte. Insofern läßt sich sagen, daß Weber die nach außen gerichtete Autonomieforderung verallgemeinerte, während die anderen Professoren gerade diese Respezifikationsmöglichkeit nicht nutzten, und sich auf die sanktionsfreien Themen 'System Althoff' und 'Konfessionalismus' beschränkten.

Zweitens zielte Webers Argumentation wiederum auf die Haltung der Professoren; für ihn war entscheidend, daß man die mit dem Beamtenstatus und der Lex Arons gesetzten Restriktionen "(..) ganz in der Ordnung" (1908c, Sp,2) fand. Weber konstatierte, daß die Professoren das Argument von der Beamtenpflicht des Professors instrumentalistisch benutzten und so hinterrücks persönlich-politische Vorbehalte gegenüber der Sozialdemokratie zur Geltung brachten. Nachdem Weber sich auf der II. Hochschullehrrer-tagung zu der Formulierung verstiegen hatte: "Wir wollen keine Gesinnungsschnüffelei, gleichviel, von welcher Seite; wer sie ausübt ist ein Lump"(1908f, S.633), wurde ihm in einem typischen Argumentationsmuster erwidert; so etwa durch Bornhak: "Aber die Stellung des Universitätslehrers als Träger der freien wissenschaftlichen Forschung findet ihre Schranke in seiner Stellung als Staatsbeamter und als Lehrer an einer Staatsanstalt. (..) Und schließlich vom Standpunkte der reinen Wissenschaft aus. Glaubt denn ein vernünftiger Mensch im Ernste, dass ein Sozialdemokrat reine Wissenschaft treiben werde ?"(Bornhak 1908, S.1f.).

Vordergründig rechtfertigte Bornhak den Ausschluß von Sozialdemokraten mit dem Hinweis auf die Beamtenposition des Professors; er fügte aber sogleich das persönliche Bekenntnis hinzu, daß er Sozialdemokraten gar nicht für fähig hielt, Wissenschaft zu lehren. Wo die Professoren sich aber, wie etwa Bornhak, "(..)unaufgefordert (..) als Mandatare der politischen Polizei"(1909a, S.90) gerierten, folgerte Weber, daß die "(...) 'Berufsinteressen'" der Professoren von einem "(..) seltsamen Begriff der 'Lehrfreiheit'" ausgingen:

"1. Der Hochschullehrer darf und soll bei seiner Zulassung zum Katheder nicht nur auf seine wissenschaftliche Qualifikation, sondern auch auf seine Obödienz gegenüber den jeweiligen politischen Machthabern und den kirchlichen Gebräuchen geprüft werden. 2. ein öffentlicher Protest gegen das jeweilige politische System kann dem im Besitz des Katheders befindlichen Hochschullehrer seine Stelle kosten - dagegen 3. in seinem Hörsaal, der Öffentlichkeit und also der Kritik entzogen, darf der einmal zum Lehrer Zugelassene sich äussern, wie es ihm beliebt, 'unabhängig von allen Autoritäten'" (1909a, S.89).

Damit wurde deutlich, daß die von den Professoren erhobene Autonomieforderung nur für eine Clique reichstreuer und nationalistisch gesinnter Professoren galt: "Man sieht, dieser Begriff von Lehrfreiheit wäre ein Ideal von 'gesättigten Existenzen', von 'beati possidentes', denen weder die Freiheit der Wissenschaft als solche, noch die Rechte und Pflichten der akademischen Lehrer als Staatsbürger etwas gelten, die vielmehr nur in der Ausübung der 'Lebensstellung', in der sie sich einmal befinden, ungeniert sein wollen"(1909a, S.79).

Webers Stellungnahme intendierte damit eine Universalisierung der Lehrfreiheitsforderung für den korporativen Binnenraum. Nur wenn man sich darauf einigen konnte, daß jegliche politische oder weltanschauliche Ansicht nicht als Auslesekriterium zählte, sondern einzig die wissenschaftliche Leistung den Maßstab der Beurteilung bildete, konnte man legitimerweise gegenüber Staat, Parteien, Kirchen und Kultusbürokratien die Forderung nach einer Gewährung von Lehr- und Forschungsfreiheit

vertreten. Weber bezog hier den Standpunkt einer universalistischen Öffentlichkeit und formulierte in einer gegenüber der Professorenwelt wohl bislang unerreichten Schärfe: "Daran, dass einer solchen, vor der Zulassung zum Lehramt sorgsam in Bezug auf ihre politische und (äußerlich-) kirchliche 'Unbedenklichkeit' durchgesehenen Professorenschaft das Recht auf den Besitz ihrer Katheder garantiert werde, hat die Gesamtheit keinerlei wie immer geartetes Interesse"(1909a,S.89).

Webers Hinweis auf das Interesse der "Gesamtheit" darf jedoch nicht so verstanden werden, daß er der empirischen Öffentlichkeit unterstellte, sie würde von universalistischen Prinzipien reguliert. Ihm war wohl klar, daß die Parteien partikulare Interessen verfochten. Dennoch war dieser Bezug auf eine fiktive Öffentlichkeit realistisch, denn Weber verband damit die Einsicht, daß die Professoren nur dann eine Chance hatten, ihre Autonomieforderungen respektiert zu wissen, wenn sie gegenüber Zentrum und Sozialdemokratie zu erkennen gaben, daß ihr Auslese-kriterium nicht Parteizugehörigkeit, sondern einzig wissenschaftliche Leistung darstellte.

Damit formulierte Max Weber eine für den Professionalisierungsversuch der Professoren zentrale und lebenswichtige Erkenntnis aus, deren Gehalt man in dem Gedanken Ezrahis wiederfinden kann, daß nur eine "(..) transpolitical universal public" der "(..) uncontroversial client of the scientific profession" sein kann.³⁾

Weber kritisierte nicht die persönlich-politischen Auffassungen der Professoren. Wie sie privat politisch dachten, war ihm gleichgültig. Er monierte hingegen, daß die private Überzeugung zum Maßstab der Entscheidung über berufliche Angelegenheiten wurde. Privat dachte er über die 'Fähigkeiten' von Sozialdemokraten zur Wissenschaft ähnlich wie das Gros der reichsdeutschen Professoren; so äußerte er etwa auf dem III. Hochschullehrertag: "Und wenn man auch in den Blättern nationale Töne angeschlagen hat gegen mich, der hier die Sozialdemokraten in die Höhe bringen wolle auf Lehrstühle, m(eine) H(erren), lassen wir die Sozialdemokraten doch einen Versuch machen, die (..) Lehrstühle zu besetzen, und wollen wir die Blamage ansehen, die dabei herauskommt. Sie haben gar nicht die Kräfte, etwas zu bieten, wie es die deutsche Wissenschaft in ihrer Gesamtheit bietet"(1910a,S.17).

Doch Weber war in der Lage, sein persönliches Urteil nicht mit Berufsfragen zu vermengen, und konnte insofern "(..) stolz darauf (sein), daß Schüler aus /s/einem Seminar von dem äußersten agrarischen bis zu dem extrem linksstehenden alle denkbaren Standpunkte im Leben vertreten haben (..)". Er fügte hinzu: "(..) und ebenso muß z.B. auch der Jurist, der Historiker verfahren"(1910a,S.17).

Drittens hat Weber deutlich gemacht, daß die Respezifikation der Autonomieforderung nur dann eine Chance hatte, durch den Außenraum anerkannt zu werden, wenn die geforderte Lizenz zur 'Lehrfreiheit' sich nur auf den Bereich der Lehre der Wissenschaft bezog, also nur auf das eigentliche 'Amt' des Professors: "(..) ein solches Privileg der Unkontrolliertheit scheint

3) zitiert nach Joas (ders. 1982,S.8).

doch jedenfalls nur für den Bereich der rein fachlichen Qualifikation angemessen. Für persönliche Prophetien aber gibt es keine Fachqualifikation und darf es daher auch nicht das Privileg geben (...) "(1913a, S. 107). Die angestrebte Autonomie konnte sich nur funktional spezifisch auf die Universität als "(..)'Fachschule'" beziehen, wer dagegen gleichzeitig 'Lehrfreiheit' forderte und daran festhielt, auf dem Katheder auch seine "(..)'persönlich' gefärbte Professoren-Prophetie" zum Besten zu geben, degradierte nach Webers Meinung die Universität zu "(..) einem Priesterseminar" (1917a, S. 496).

Wollte man eine Konsolidierung des Autonomieanspruchs erreichen, dann mußte die "(..) universelle Rolle: Menschen zu prägen und politische Gesinnung zu propagieren" (1913a, S. 105) fallen gelassen werden, denn das von der Öffentlichkeit vergebene Mandat bezog sich auf "(..) fachmäßige Schulung seitens fachmäßig Qualifizierter". Der nach außen gerichtete Vorwurf der Professoren, daß die Parteien, der Staat, die Kirche eine "(..) Sünde wider den Heiligen Geist" (Mommsen) begingen, fiel durch Webers Argumentation jetzt wieder auf den Binnenraum zurück. Jene von außen geforderte 'Enthaltensamkeit' war nun besonders als Selbstbescheidung im korporativen Rahmen zu üben, worin die professionspolitische Pointe von Webers Wertfreiheitspostulat zu sehen ist.

Wer weiterhin "(..) als Professor den Marschallstab des Staatsmannes (oder des Kulturreformers) im Tornister" trug, und sich als "(..) offiziell beglaubigter Prophet" gerierte, der wurde Opfer von Webers Spott und Polemik. Weber war diese Art der "(..) Professoren-Prophetie" die "(..) einzige ganz und gar unerträgliche" (1913a, S. 106). An seiner Wortwahl -: "Priesterseminar", nationale "Propheten" usf. - läßt sich bereits erkennen, wie sehr Webers Polemik auf das zeitgenössische Verhalten der Professoren rückbezogen bleibt, denn sie ist mehr als ein Reflex seiner religionssoziologischen Arbeiten. Vielmehr zeigt sich, wie pointiert er der seit der Jahrhundertwende die Gelehrtenöffentlichkeit bestimmenden Debatte um den 'Hauptfeind' 'Klerikalismus', 'Ultramontanismus', 'hieratischer Autoritarismus' usf. die Spitze bricht. Obwohl selbst erklärter Gegner des Katholizismus, war er in der Lage die Dinge nüchtern zu betrachten.⁴⁾

Viertens löste Weber die mit der Hypothek des Beamtenstatus des Professors (Treuepflicht) gegebene komplizierte Professionalisierungsproblematik. Solange die deutschen Universitäten durch den "dynastischen Charakter" (1908c, Sp. 2) der Reichsverfassung determiniert wurden, blieben der vollständigen Realisierung der Lehrfreiheit im Binnenraum Grenzen gesetzt. Für die Professoren als "königliche Beamte" war zwar die 'staatsmännische' Agitation auf dem Katheder erlaubt, jedoch eine Mitgliedschaft in der sozialdemokratischen Partei unmöglich.

Diese Restriktionen eines pseudokonstitutionellen Semi-Absolutismus gesetzt, gab es nur eine Möglichkeit der Professionalisierung des Professorenberufs, nämlich nur die Chance, die mit der Beamtenposition eingeräumten politischen 'Freiheiten' auf dem Katheder nicht in Anspruch zu nehmen; Weber stellte deshalb an die Standesgenossen die Forderung: "Jedermann (...) weiß, daß die (...) Lebensfragen der Nation auf deutschen Kathedern nicht in voller Freiheit diskutiert werden können. Angesichts dieser Tatsache aber, daß gerade die praktisch-politisch entscheidenden

4) Weber trennte auch hier zwischen seiner kulturkämpferischen Grundeinstellung und der Sachproblematik und wollte nachweisen, "(..) daß die Gesinnungsschnüffelei (...) auch z.B. Zentrumsleute" (1908e, S. 45) einschloß.

Wertungsfragen der freien Kathedererörterung dauernd entzogen sind, scheint es mir der Würde der Vertreter der Wissenschaft allein zu entsprechen: auch über solche Wertprobleme, die man ihnen zu behandeln freundlichst erlaubt, zu schweigen"(1917a,S.497).

Zweifellos hatte Webers Forderung angesichts der Ausgeprägtheit des deutschen Professoren-nationalismus keine Realisierungschance. Aber darin war eine für die damalige Professionalisierungsproblematik zentrale Einsicht ausformuliert. Weber wußte, daß die Legitimation der Berufsform wissenschaftlicher Arbeit nicht gegen die zu 'Reichsfeinden' gestempelten Sozialdemokraten, sondern nur mit ihnen zu erhalten war. Doch die Sozialdemokratie konnte nur insofern 'hinter' der "deutschen Wissenschaft" stehen, als "(..) die deutsche Arbeiterklasse dieser ordnungsgeschmückten, apportdienstleistenden, aufgeblasenen, wandlungsfähigen 'deutschen Wissenschaft' (..) wie seit jeher mit gebührender Verachtung - den Rücken zuwendet(e)"(Rosa Luxemburg um 1900 - vom Bruch 1980,S.164)⁵⁾

c.) **Schlußbemerkung**

Nachdem Webers Stellungnahmen zur 'Lehrfreiheits'-Debatte dargestellt wurden, seien Bemerkungen zur analytischen Dimensionierung seiner Argumentation, dem forschungspragmatischen Geist seines Vorgehens, wie seiner Funktion und Leistung auf den Hochschullehrertagen angeschlossen:

(a) Es ist ohne weiteres offensichtlich, daß Weber zwar einen herrschaftstheoretischen Zugang wählt, jedoch gleichzeitig die Professionalisierungsbestrebungen der Professoren billigt. Einerseits läßt Webers Kritik an der von den Professoren des späten Kaiserreichs vertretenen Idee der 'Lehrfreiheit' keine Steigerungsform mehr zu. Denn sein Vorwurf, daß den Professoren "(..) weder die Freiheit der Wissenschaft als solche, noch die Rechte und Pflichten der akademischen Lehrer als Staatsbürger etwas gelten", seine Polemik, daß hier ein "(..)Ideal von 'gesättigten Existenzen'" propagiert würde und sein harter Schluß, daß die "(..) Gesamtheit keinerlei wie immer geartetes Interesse" daran habe, einer derartigen "(..) Professorenschaft das Recht auf den Besitz ihrer Katheder" (1909a,S.89) zu garantieren; diese Urteile sind in ihrer Radikalität wohl einzigartig. Weber hat hier noch Karl Kraus' ätzende "Fackel"-Kritiken über "Protektionswirtschaft und Nepotismus" auf den (österreichischen) Hochschulen überboten.

Andererseits stand Weber hinter der Idee des Zusammenschlusses von Professoren; eine "(..) interlokale Hochschulorganisation" fand er zur Wahrung der "(..) stolzen Tradition akademischer Berufssolidarität und - Unabhängigkeit nach oben" (1908a) notwendig. In diesem Spannungsmoment wird deutlich, wie Webers Analyse von "(..) 'Berufsinteressen'"(1909a,S.89) eine unabhängig eingeführte Dimension 'Herrschaft' zwar voraussetzt, diese aber an einen adäquaten Begriff der Sache rückgebunden bleibt. Der herrschaftstheoretische Grundzug seiner Argumentation ist prägnant, es wäre aber dennoch verfehlt, ihn isoliert und damit ohne Beziehung auf ein wie auch immer geartetes Strukturmodell des Professorenhandelns zu begreifen, denn für Weber stand dessen Professionalisierungsbedürftigkeit fest.

(b) Auch wenn die postulierte Verschränkung von herrschafts- und strukturtheoretischer Argumentation vorläufig nur als Hypothese eingeführt ist, läßt sich zumindest über Webers Vorgehen sagen, daß man

5) vgl. zum Nationalismus der Professoren den Literaturbericht bei Döring (ders. 1974).

seine Beiträge zur "sogenannten 'Lehrfreiheit'" als praktizierte Soziologie verstehen muß. Auf den ersten Blick erscheinen seine Ausführungen freilich nur als Ausdruck einer moralischen Überzeugung: Die Existenz der von ihm nachgewiesenen Anschauungen sei, - so hatte er in diesem Zusammenhang ausgeführt, "(..) wahrhaftig keine Ehre für uns als Kulturnation", und er verlangte "(..) im Interesse des guten Geschmacks und auch der Wahrhaftigkeit (..), daß man hinfort nicht, wie es wieder und wieder geschehen ist, von der Existenz einer 'Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre' in Deutschland reden möge" (1908c, Sp.2). Die moralisierende Einkleidung seiner Argumentation und der Appell an das "(..) Interesse des guten Geschmacks" darf jedoch nicht so interpretiert werden, daß man seiner Person eine besondere moralische Dignität zuschreibt. Es reicht vielmehr aus, dem Beitrag Webers die schlichtere Würde einer soziologischen Analyse zuzusprechen, und seine Deutung zu verstehen als eine nach allen Regeln seiner Methodologie korrekt ausgeführten Analyse mit Hilfe des idealtypischen Verfahrens.

Diese Behauptung wird einsichtiger, zieht man eine Stelle aus Webers Gedenkrede auf Georg Jellinek heran, in welcher es heißt: "Es soll ihm /Jellinek -M.S./ unvergessen bleiben, daß er, der vermögenslose, in einer Zeit, wo alles Professorentum über die Übergriffe von Ministerien klagte und klagt, ohne je daraus ernsthafte Konsequenzen zu ziehen, zu den wenigen gehört hat, die einer Regierung ihre Professur vor die Füße warfen, als ihnen unwürdiges zugefügt wurde" (1911q, S.14f.). Weber hat hier offengelegt, daß er das Verhalten des Gros der deutschen Professoren als inkonsequent empfand, und es ist ohne weiteres deutlich geworden, daß auch in den Beiträgen zur 'Lehrfreiheits'-Frage ähnliche Konsequenzen gefordert wurden. 1917 hat Weber den Begriff der "Konsequenz" sogar bei der Erörterung der Lehrfreiheitsfrage direkt gebraucht, indem er hervorhob:

"Man darf doch offenbar nicht in einem Atem die Zulassung der Kathederwertung verlangen und - wenn die Konsequenzen gezogen werden sollen - darauf hinweisen, daß die Universität eine staatliche Anstalt für die Vorbildung 'staatsreu' gesonnener Beamter sei. Damit würde man die Universität nicht etwa zu einer 'Fachschule' (was vielen Dozenten so degradierend erscheint), sondern zu einem Priesterseminar machen, - nur ohne ihr dessen religiöse Würde geben zu können" (1917a, S.496).

Bei Max Weber, und damit komme ich auf die Eingangsthese zurück, wird aber der Begriff der "Konsequenz" sowohl dort verwendet, wo es um (ethische) Fragen der Lebensführung geht, als auch da, wo das Problem der adäquaten Analyse sinnhaften Handelns angesprochen wird:¹⁾ Zu letzterem muß festgehalten werden, daß Weber das 'Verhalten' der Professoren als sinngelitet verstand, und danach als Realisierung einer 'Idee' auffasste, nach deren "(..)gedanklichen Konsequenzen" er schließlich fragte (1907a, S.333).

Weber konstruierte einen Idealtypus der 'Idee' bzw. des 'Ideals' der Lehrfreiheit.²⁾ Er behandelte Forderungen nach Lehrfreiheit zuerst als vorfindbare empirische Tatsachen und ging damit davon aus, "(..) daß Vorgänge bestimmter Art mit einem gewissen, nicht im einzelnen klar durchdachten,

1) Vgl. zum Begriff der "Konsequenz" bei Weber auch die Hinweise bei Löwith (ders. 1964, S.380 -Anm.137-).

2) Insofern hat Weber m.E. in seinem Artikel "Die sogenannte 'Lehrfreiheit'" (1908c) eine der kürzesten und prägnantesten Demonstrationen seiner Verfahrensweise gegeben.

sondern unklar vorschwebenden 'Sinn' verbunden" (1907a,S.333) sind und real vorkommen.

Danach verließ er vorläufig das Gebiet des Empirischen und konstruierte einen Idealtypus der 'Idee' "Lehrfreiheit": Er hob "(..) bestimmte Züge" hervor, die er "(..) diffus" bei reichsdeutschen Professoren und in institutionellen Regelungen anderer Länder³⁾ bezüglich der Lehrfreiheit fand, und fügte sie zu "(..) einem in sich widerspruchslosen Idealbilde" (1904a,S.191) zusammen,⁴⁾ in dem er nach den darin enthaltenen "gedanklichen Kosequenzen" fragte.

Indem er nun das Gebiet des Empirischen wieder betrat, hatte er einen 'Standpunkt' gewonnen, von dem aus er professorales "(..) Verhalten an jenem gedanklich ermittelten Standard 'messen'" (1907a,S.333) und nun die Frage stellen konnte: Wie 'müßten' sich die Professoren verhalten, damit ihr Gebaren der 'Idee' der 'Lehrfreiheit' entspräche (vgl. *ibid.*)?.

Weber praktizierte "(..) 'Dogmatik'"⁵⁾ der Idee Lehrfreiheit von einem bestimmten Standpunkt aus.⁶⁾ Außerdem nahm er eine "(..) Prüfung" des Ideals der Lehrfreiheit der reichsdeutschen Professoren vor an dem "(..) Postulat der inneren Widerspruchslosigkeit des Gewollten" und zeigte damit, wie sich die Mitglieder der Hochschullehrertage "(...) - um konsequent zu sein - (..)" (1904a,S.151) verhalten müßten.

(c) Webers Stellungnahmen zur Lehrfreiheit stellen also in einem trivialen aber fundamentalen Sinn praktizierte Soziologie dar. Er fungierte nun insofern als sozialwissenschaftlicher Beobachter der Hochschullehrertage, als sich in seinen Beiträgen das professionelle Handlungsmuster eines Soziologen realisiert, nämlich die stellvertretende Deutung.⁷⁾ Er bearbeitete eine professionspolitische Problemlage, in dem er zunächst die im Alltag der Professoren artikulierten Situationsdeutungen purifizierte und 'auf den Begriff' brachte; dann überprüfte er die Legitimität ihrer Forderungen und spezifizierte schließlich den Geltungsbereich der Autonomieforderung. Zuletzt benannte er nach Art einer 'wissenschaftlichen Beratung' die Restriktionen im Binnen- wie im Außenraum, welche die Realisierung jener Autonomieforderung hemmten.

3) In 1908c verwies er mehrmals auf die Verhältnisse in Italien, in 1909a (ebd.,S.91) auf jene in Holland. Vgl. auch die Anmerkung in 1917a (ebd., S.197), die Webers intensive Beschäftigung mit diesem Gegenstand zusätzlich bestätigt.

4) Oben wurden Formulierungen verwendet, die Weber bei der Schilderung seines Verfahrens an der "(..)Idee des 'Handwerks'" benutzte.

5) Er schreibt über dieses Verfahren: "Wir betreiben dann 'Dogmatik' des 'Sinns'"(1907a, S.334).

6) In seinem Artikel zur "sogenannten 'Lehrfreiheit'" legt er gerade auf die Betonung besonderes Gewicht, daß es um einen 'Standpunkt' gehe; es heißt: "Dass es meine ('subjektive') Meinung ist, daß die Existenz (..) solcher Anschauungen; gerade wegen ihrer Gutgläubigkeit, wahrhaftig keine Ehre für uns als Kulturnation darstellt"(1908c,Sp.2).

7) "Stellvertretende Deutung" ist eine von Oevermann et.al. (diess. 1976) für den Bereich der familialen Interaktion geprägte Formel, die Seyfarth für den Bereich des professionellen Handelns fruchtbar macht. Es ist für professionelles Handeln konstitutiv, "(..)Berufsmäßig für andere, etwa für Patienten (..), in mehr oder minder direkter oder vermittelter Interaktion zu deuten, was 'der Fall' ist, ohne daß dem professionell Handelnden Rechtsmittel oder ökonomische Sanktionen zur Verfügung stehen, diese Deutung verbindlich zu machen"(Seyfarth 1983,S.20 - vgl. auch ders. 1984a).

Dabei formulierte Weber auch eine mögliche 'Professionalisierungsstrategie', die seiner Meinung nach erfolgversprechend schien. Er wollte jedoch die von ihm erbrachten Verstehensleistungen nur als Deutungsangebot verstanden wissen. Insofern hatte er als Soziologe Aufgaben wahrgenommen, die er zu den Leistungen der Sozialwissenschaften bei der Lösung praktischer Probleme zählte (vgl. dazu etwa 1919a, S. 607f.). Die 'Professionalität' seines Tuns wird daran ersichtlich, daß er nicht im technokratischen Sinne praktische Entscheidungen fällte (sanktionsfreie Offerierung eines Deutungsangebotes), und daß es ihm durch diese Beachtung der Autonomie auch gelang, professionelle Autonomie als Soziologe und damit kritische Distanz zu bewahren.

(d) Betrachtet man seine Stellungnahmen aus korporativen Blickwinkel und fragt nach Webers Beitrag zum Professionalisierungsversuch der Professoren, dann hat er nach universalistischen Kriterien eine Ethisierung des Binnenraums vorgenommen.

Webers Forderungen tragen alle Zeichen einer äußerst rigiden Ethisierung, wobei bereits im zweiten Kapitel dieser Arbeit (s.o., S. 18f.) darauf hingewiesen wurde, daß der Prozeß des Ansinnens einer besonderen Berufsethik mit den Professionalisierungsvorgängen im 19. Jahrhundert zwangsläufig verbunden ist.

Ben-David hat zu der von Max Weber vorgenommenen Ethisierung der Binnenverhältnisse bemerkt, daß man mehr von der "(..) clarity of his principles and his righteousness than by his realism as a practical academic statesman" (ders. 1974, S. 166) beeindruckt sei. Er endet mit dem Urteil, daß Weber in hochschulpolitischen Angelegenheiten keine praktische Person gewesen sei, und daß sich bei ihm kein realistisch-strategisches antizipieren von Zielen finde (ibid.).

Dem kann nur bedingt zugestimmt werden, denn professionspolitisch gesehen enthielten Webers Stellungnahmen einen genuinen Lösungsansatz der momentanen und künftigen Professionalisierungsproblematik des Professorenberufs. Während die reichsdeutschen Professoren weiterhin "(..) 'das gute Recht und die schöne Pflicht des akademischen Lehrers' beanspruch(ten), 'bei festlicher Gemeinschaft mit (ihren) Schülern vaterländische Ideale mit dem stolzen und unbedingten Freimut zu bekennen, den die Jugend von (ihnen) verlangt(e)'" (LB, S. 452), sah Weber deutlich, daß durch dieses Verhalten eine Zirkelbewegung eingeleitet wurde: Wo die Universität von ihren eigenen Mitgliedern als "Priesterseminar" betrachtet wurde, war es nur eine Frage der Zeit, bis Kulturbürokratien und Öffentlichkeit der Wissenschaft nur noch ein politisch gebundenes Autonomie-mandat gewährten.

Wenn es aber stimmt, daß Weber zu einer kleinen Gruppe von "(..) lonely knights" (Ben-David) gehörte, dann lassen sich mehrere Folgefragen anschließen, die im nächsten Kapitel zu erörtern sind: Inwieweit war die Vorstellung einer "akademischen Berufssolidarität" (Weber) im späten Kaiserreich bereits zur Fiktion geworden? Welche strukturellen Hintergründe erklären diese Erosion der "Standesehre"? Beruhte Webers massives öffentliches Auftreten auf einem persönlichen Heroismus, oder lassen sich besondere soziologische Bedingungen angeben, die ein derartiges Engagement ermöglichten? Und woher stammt schließlich Webers Forderung nach "wissenschaftlicher Ehre", wenn die Standesehre erodiert war?

5. Webers Diagnose des Zerfalls akademischer Berufssolidarität : Der "Fall Bernhard", die Kritik an der preußischen Kultusbürokratie und die individualistisch-heroische Forderung nach wissenschaftlicher "Ehre"

"Das ist ein Professorenhochmut, dem Mann antworte ich nicht.
Ein Professor denkt, er ist ein Herrgott. Mappe Heroen."

(Friedrich Althoff)¹⁾

Folgt man Webers hochschulpolitischen Debüt zum "Fall Bernhard" (1908) und seiner Kritik an der Weiterführung des "Systems Althoff" durch dessen Amtsnachfolger (1911), dann läßt sich das Problem eines strukturellen Zerfalls der "akademischen Berufssolidarität" im späten Kaiserreich diskutieren, womit auf den Organisationsversuch in den "Deutschen Hochschullehrertagen" ein neues Licht fällt. Von Interesse wird dann aber auch, wie sich die Bedingungen der Teilnahme an den "Hochschullehrertagen" gestalteten und ob Webers Verhalten als individualistisch-heroische Antwort auf eine Deprofessionalisierungskrise zu verstehen ist.

a.) Der "Fall Bernhard" (1908) und der "Professorenstreit" (1911/12)

Nachdem Althoff 1907 sein Amt aus Altersgründen niedergelegt hatte, oktroyierte die preußische Kultusbürokratie unter Leitung ihres Ministers Holle der Berliner philosophischen Fakultät kurz danach den Nationalökonom Ludwig Bernhard.¹⁾

Bernhard (1875-1935) war 1904 Extraordinarius an der Akademie in Posen gewesen, 1906 als Ordinarius nach Greifswald und 1907 nach Kiel berufen worden, als er 1908 zwei Rufe aus Süddeutschland (Tübingen und Freiburg) erhielt. Um ihn zu halten, sicherte ihm das preußische Kultusministerium kurzerhand ein persönliches Ordinariat in Berlin zu, ohne die philosophische Fakultät und die Lehrstuhlinhaber der Berliner Nationalökonomie (Wagner, Schmoller, Sering) vorher zu informieren.

Holle brachte damit das ministerielle Oktroyierungsrecht, dem nur ein korporatives Anhörungsrecht aber Kooptationsrecht gegenüberstand, in einer solchen rigiden Form zur Geltung, daß selbst der mittlerweile aus dem Amt geschiedene Althoff gegenüber Brentano äußerte: "Wenn ich noch im Amte wäre, würde ich sofort Mitglied des Hochschullehrertages werden" (Brentano 1917, S. 129).²⁾

Auf Grund des Protests der übergangenen philosophischen Fakultät und nicht zuletzt wegen der

1) Sachse 1928, S. 88. Sachse teilt dazu ferner mit: "Althoff hatte eine Mappe mit der Aufschrift: Heroen. Er sammelte in dieser Mappe mit Vergnügen Briefe und Äußerungen von Männern, die es aus eigennützigem oder Eitelkeitsgründungen oder auch aus prinzipiellen Gründen als Gegner Althoffs ablehnten, an irgendeinem wissenschaftlichen oder gemeinnützigem Unternehmen mitzuwirken, oder die in Gesuchen um Berufung die Fakultät oder die von Althoff herangezogenen Personen /"System von Vertrauensleuten" - M.S., s.u./ in gereizter Weise und herabsetzend angriffen" (ebd., S. 191).

1) Zum "Fall Bernhard" (vgl. Quellenhinweise bei vom Bruch 1980, S. 131-Anm. 291 und 292), wurden herangezogen: Breitscheid 1908, Anonym 1908; G. Bernhard 1908; Biermer 1908a bis 1908c; Dokumente 1911; G. 1911a und 1911b; Brentano 1912a bis 1912c; L. Bernhard 1912a und 1912b; Schulthess 1911, S. 77ff.; Huber 1969, S. 967ff. und vom Bruch 1980, S. 130-32.

2) Althoff hat daraufhin in einem bemerkenswerten Schreiben an Schmoller dargelegt, daß sich mittlerweile qua "Observanz" ein "(...) allgemeines deutsches Universitätsrecht" in Berufungsangelegenheiten herausgebildet habe, welche das Anhörungsrecht der Fakultäten bestätige und berücksichtigt werden müsse (vgl. Sachse 1928, S. 194f.).

breiten öffentlichen Mißbilligung dieses Vorgehens stellte Ludwig Bernhard schließlich die Annahme des Rufs in das Ermessen der Fakultät. Während eines vollen Jahres, in welchem Bernhard beurlaubt war, kam die Fakultät jedoch nicht zu einem endgültigen Beschluß. Bernhard wertete dies als stille Einverständniserklärung und nahm 1909 seine Lehrtätigkeit wieder auf. Der damit neu entstehende Konflikt konnte aber über schiedsgerichtliche Instanzen vorläufig beigelegt werden.

Zwar billigte die Fakultät nachträglich den Berufungsvorschlag, doch Bernhard mußte zusätzlich 'privat' einen Revers³⁾ unterschreiben, welcher ihn wieder in die Position eines Extraordinarius zurückversetzte: "Ich beabsichtige nicht, die bisherige Praxis zu durchbrechen, wonach die Ordinarien sich über die Verteilung der Hauptvorlesungen verständigen und das Abhalten konkurrierender Vorlesungen den Extraordinarien und Privatdozenten überlassen" (Dokumente 1911, S.2). Obwohl in Berlin mit der Berufung Bernhards ein vierter Lehrstuhl für Nationalökonomie geschaffen worden war, versuchten Sering, Schmoller und Wagner ihn mit diesem Revers in den Status des Extraordinarius zurückzudrängen. Bernhard sollte solange auf eine Ankündigung von wirtschaftswissenschaftlichen Hauptvorlesungen verzichten, bis ihn die älteren Fachkollegen freiwillig zuließen.

Nachdem Wagner, Schmoller und Sering ihn jedoch im Wintersemester 1910/11 noch immer die Hauptvorlesungen verwehren wollten brach Bernhard die private Vereinbarung und kündigte in Konkurrenz zu Sering eine Hauptvorlesung über praktische Nationalökonomie an.

Danach wandte sich das Berliner 'Dreigestirn' der Nationalökonomie direkt an Bernhard: "Die Kluft zwischen Ihren und unseren Anschauungen von Pflicht und Ehre ist so groß, daß wir jede über die amtlichen Beziehungen hinausgehende Gemeinschaft mit Ihnen von nun an für ausgeschlossen ansehen müssen" (Dokumente 1911, S.6). Bernhard betrachtete diese Erklärung als persönliche Beleidigung und strebte deren Revokation durch eine Pistolenforderung an Sering an, worauf letzterer jedoch nicht einging.

Bernhard erhielt nun Rückendeckung durch das Kultusministerium, wodurch Sering, Schmoller und Wagner im Dezember 1910 veranlaßt werden konnten, die Beleidigung zurückzunehmen und die Teilnahme an den Hauptvorlesungen anerkannten. Bernhard distanzierte sich daraufhin von den ihm bisher Unterstützung gewährenden Zeitungen. Als er jedoch in der "Vossischen Zeitung" die Meldung brachte "Professorenstreit beigelegt", und diese mit dem Zusatz ergänzte: "Die Erklärungen beider Parteien werden die Hemmnisse beseitigen, die bisher der freien Lehrtätigkeit eines Beteiligten entgegengestanden haben" (Schultheß 1911, S.79), forderten die drei Kontrahenten Bernhards schließlich den Kultusminister auf, die Berufung Bernhards rückgängig zu machen. Der Minister erteilte jedoch der Fakultät eine Rüge, und lehnte ihr Ansinnen ab.

3) Der hier behandelte "Revers" darf nicht mit den "Reversen" des "Systems Althoff" verwechselt werden. Zu den letztgenannten Reversen wird weiter unten (s.S.95ff.) noch einiges gesagt.

b.) Faktoren des Zerfalls "akademischer Berufssolidarität"

Während die meisten Stellungnahmen zum "Fall Bernhard" anfänglich das Faktum der oktroyierten Berufung in den Mittelpunkt der Erörterung stellten, konstatierte Weber von vornherein: "Die bisherigen Preßerörterungen erschöpften das Interesse an diesem Vorgang keineswegs" (1908a, Sp.1). Zwar schien es auch ihm "(..) charakteristisch genug", daß der "(..) besuchtesten Universität Deutschlands" auf diese Art und Weise Professoren aufgezwungen wurden, doch fügte er hinzu:

"Aber einige andere Umstände sind doch vielleicht noch charakteristischer. Zunächst das Verhalten des so plötzlich Beförderten selbst. In der Zeit, als der Schreiber dieser Zeilen so jung war, wie es Herr Bernhard heute ist, galt es als die elementarste Pflicht des akademischen Anstandes, daß jemand, dem vom Ministerium eine Professur angeboten wurde, sich vor allen anderen Dingen und ehe er sich entschied, vergewisserte, ob er das wissenschaftliche Vertrauen der Fakultät oder mindestens derjenigen hervorragenden Fachgenossen, die mit ihm zusammenarbeiten sollten, besitze, einerlei, ob er etwa befürchtete, daß dadurch der Erlangung jener Stelle irgendwelche Schwierigkeiten (sei es auch nur moralischer Natur) entstehen könnten. Wer, weil er gerade 'die Konjunktur' hatte, sich über jene selbstverständlichen Regeln hinwegsetzte, um akademisch 'vorwärts' zu kommen, verfiel überall ganz der gleichen Beurteilung und Behandlung seiner Kollegen, wie sie jenen Leuten zuteil wird, welche berufsmäßig für sich und andere auf konfessionelle oder politische 'Strafprofessuren' spekulieren. Mit der Feststellung, daß Herr Bernhard seine Regeln nicht zu beachten für nötig befand, scheidet seine Person aus den weiteren Erörterungen hier aus. Von allgemeinerer Wichtigkeit ist nun aber, daß diese Art von Attitüde unter einem Teil des akademischen Nachwuchses überhaupt offensichtliche Fortschritte gemacht hat. Was nun die Berliner Universität selbst anlangt, so gilt natürlich die Erlangung einer Professur dort auch heute regelmäßig als ein pekuniär gutes Geschäft. Die Zeit aber, wo sie als eine hohe wissenschaftliche Ehre galt, liegt hinter uns. Gewiß, mit Freuden sehen wir in Berlin auch heute noch in vielen Fächern wirkliche Führer der Wissenschaft und zugleich absolut unabhängige Persönlichkeiten. Allein die Zahl der 'bequemen' (..) Mediokritäten wächst dort, scheint es, eher noch schneller als anderwärts. Und dazu treten nun die Leute von der Art des Herrn Bernhard, Leute also, für welche vom Standpunkt der Regierung aus, die Zugehörigkeit zur Universität wesentlich als Pfründe, im pekuniären Sinne oder dem der sozialen Geltung, in Betracht kommt" (1908b, Sp.1).

Auch wenn dieser erste Abschnitt von Webers Stellungnahme der einzige ist, in welchem die Person Bernhards angesprochen wird und vom 'Nachwuchs' die Rede ist - der gesamte übrige Text kritisiert die Berliner Professoren und enthält eine Kritik am "System Althoff" - so läßt sich an dieser Passage bereits ein wichtiger Aspekt erörtern.

Weber expliziert hier latente Regeln "akademischen Anstandes", die dazu geschaffen waren, die nur gewohnheitsrechtlich verankerte Autonomie in Berufungsfragen abzustützen.¹⁾ Ferner unterstellt er dem Nachwuchs, da Bernhard ihm als "(..) Typus von 'Geschäftsleuten'" (1908a, Sp.1) erscheint, daß dieser eine Professur unter dem Gesichtspunkt pekuniärer oder sozialer "Pfründe" anstrebe. Schließlich begründet er den Zusammenschluß der reichsdeutschen Professoren in den Hochschullehrertagen unter dem Hinweis, daß diese das "(..) Standesehrgefühl des Nachwuchses gegenüber dem Business-Standpunkt wiedererwecken" (1908a, Sp.3) sollten.

Auf den ersten Blick erneuert Weber hier eine Vorstellung, die an die bildungsbürgerliche Haltung einer Perhorreszierung von 'Erwerb', 'Karriere' und 'business' erinnert, welche bereits an anderer Stelle behandelt wurde (s.o., S.12-23). Für diese Interpretation spräche,

1) Im Bereich der evangelischen Theologie wurden sogenannte orthodoxe Parallelllehrstühle eingerichtet. Auch für die Nationalökonomie existierten "Strafprofessuren". So wurde Werner Sombart 1897 der "Marx-Töter" Julius Wolf aus Zürich "vor die Nase" gesetzt (vgl. vom Brocke 1980, S.84 und Einzelhinweise bei Schwinge 1957).

daß Weber auf der Tagung des Vereins für Sozialpolitik in Wien ein Jahr später die "(..) umfassende Bürokratisierung" mit dem Entstehen des Karrierestrebens in Verbindung brachte. Dort führte er aus, daß die sich ständig ausweitende Bürokratisierung "(..) lebhaft an das Aegyptertum der Antike" erinnere, welches von einem "(..) 'Geist des Pöstchens' durchtränkt" gewesen wäre: Fürchterlich sei der Gedanke, "(..) daß die Welt mit nichts als jenen Rädchen, also mit lauter Menschen angefüllt sein soll, die an einem kleinen Pöstchen kleben und nach einem etwas größeren Pöstchen streben - ein Zustand, den Sie, wie in den Papyri, so zunehmend im Geiste des heutigen Beamtentums und vor allem seines Nachwuchses, unseren heutigen Studenten, wiederfinden" (1909f, S.413f.).

Man kann zwar vermuten, daß Weber eine Ablehnung des 'Karrierestrebens' über traditionale Werte erworben hatte;²⁾ doch wäre es verkürzt, seine negative Haltung zum "Busineß-Standpunkt" den neofeudalen Vorstellungen bildungsbürgerlicher Kreise um die Jahrhundertwende gleichzusetzen. Denn in Webers Forderung manifestiert sich eine spezifisch berufsständische Idee, nach der ein rücksichtsloses Erwerbsstreben gerade in diesem Fall die nur gewohnheitsrechtlich verankerte Autonomie der Universität untergraben würde.

Die Bezeichnung Bernhards, er vertrete einen "Busineß"-Standpunkt, wird also nur auf dem Hintergrund einer Vorstellung von umfassender "(..) akademischer Berufssolidarität und - Unabhängigkeit nach oben" (1908b, Sp.2) plausibel und enthält so eine professionspolitische Note.

Die "Korruptionierung des Nachwuchses" durch das "System Althoff"

Weber fügte jedoch seiner Diagnose, das das "Standesehrgefühl des Nachwuchses" verloren gehe, die Bemerkung hinzu, "(..) daß die preußische Regierung diesen Typus von 'Geschäftsleuten', wie ihn der akademische Sprachgebrauch nennt, direkt züchte(t)": "(..) es gibt heute Lehrstühle, die ganz regelmäßig als 'Stationen' zur Versorgung solcher Elemente benutzt werden" (1908a, Sp.1). Die preußischen Universitäten hätten nicht mehr mit der, "(..) trotz aller Bedenklichkeit seines 'Systems', doch vorhandenen Großherzigkeit des Herrn Althoff zu tun": "Sondern als Lenker ihrer Schicksale fungieren, und zwar sicherlich auf lange hinaus, persönlich freundliche, aber erschreckend subalterne und kleinliche 'business men' - Leute also, durch deren Einfluß dauernd eine 'Konjunktur' für das Hochkommen der ihnen adäquaten akademischen 'Geschäftsleute' geschaffen wird" (1908a, Sp.2).

Weber brachte damit seine Kritik am 'System Althoff' - 'nach Althoff' zum Ausdruck, die er zweiein-

2) Vergißt man nicht, daß die in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts aufkommende Kritik an den studentischen Verbindungen als "(..) Avancementsversicherungsanstalten" (1904d, S.390) gerade von Professoren formuliert wurde, die selbst einmal Mitglieder dieser Verbindungen gewesen waren (vgl. bes. Paulsen 1895), so zeigt sich, daß auch Webers Abwehrhaltung gegen ein 'Karrierestreiben' mit der ursprünglichen 'Idee' des Couleurwesens zusammenhängt. Für diese Vorstellung einer "Pflege der Männlichkeit" war konstitutiv, die studentische Lebensform von der des "(..) Philisters" abzuheben. In dieser Frontstellung zum saturierten kleinbürgerlichen Lebensideal konnte man als Burschenschafter mit Nachdruck behaupten, wie Mommsen es in einem Brief an Jahn formulierte (1845): "(..) denn so ein Philister bin ich noch nicht, daß ich um mein Fortkommen besorgt wäre" (Wickert 1962, S.21). Die Idee der Verbindungen stand also dem "(..) Geist des 'Pöstchens'" ursprünglich diametral entgegen (vgl. zum "Philister" auch Schoppe 1921, viele Hinweise auf solch eine Haltung auch bei Bab 1921, Ziegler 1922, Oppenheimer 1931, S.75, Rassen 1963 und als Ursprungstext Arndt 1815, S.26off.).

halb Jahre später auf dem IV. Deutschen Hochschullehrertag in Dresden (Oktober 1911) erneuerte:³⁾ Webers Kritik an der Verwaltungspraxis des 1908 verstorbenen Althoff, bzw. an der Weiterführung dieser Gepflogenheiten durch seine Nachfolger, bezog sich nicht auf die Bürokratisierung, nicht auf die Leistungen in "(..) technischer Hinsicht" und nicht auf seine Art und Weise der Regelung von "(..) Personalfragen". Er erkannte vielmehr Althoffs gegen jeglichen Gelehrten- "(..)Nepotismus" gerichtete Haltung an (1912,S.72). Aber: "Sein entscheidender Fehler war die rücksichtslose Bekundung einer absoluten Menschenverachtung" (1911e,Sp.5). Wie Weber hervorhob, ging Althoff bei "(..) der Behandlung der Personalien von der Anschauung aus,

daß jeder, mit dem er zu tun hatte, ein Schuft oder mindestens ein ordinärer Streber sei. Versetzen Sie sich nun in die Situation eines mittellosen, vielleicht gar verachteten oder verlobten jungen Dozenten, der das erstmal unter die Wirkung dieser ganz überlegenen Intelligenz kam, und Sie werden mir zugeben, daß darin die Gefahr lag, daß der betreffende junge Mann, wenn er dauernd dieser Einwirkung ausgesetzt war, wirklich auf die Bahn gedrängt wurde, das zu werden, und sei es auch nur zum Teil, was Althoff hinter ihm vermutete. Die Mittel, mit welchen die preußische Unterrichtsverwaltung arbeitete, waren die denkbar rücksichtslosesten, und dieses System von Mitteln hat die Gefahr erzeugt, daß bei uns ein akademischer Nachwuchs entsteht, der nicht mehr die alten Universitätstraditionen hochhält, auch nicht mehr in sie hineinpaßt, sondern der dem Typus eines Amerikaners gleicht, aber nicht eines Amerikaners an der Universität, sondern an der Börse. Der Einfluß des Systems Althoff hat direkt korrumpierend gewirkt" (1912,S.72f.).

Dabei bezog sich Webers Bemerkung auf ein "(..)System" von Mitteln, "(..) welches - mit seinen Reversen (..), Schweigepflichten (..) - darnach strebt, unseren akademischen Nachwuchs allmählich in eine Art von akademischen Geschäftsleuten zu verwandeln" (1911g,Sp.2). Er spielte auf Reverse an, die die Verpflichtung enthielten, den Ruf an eine außerpreußische Universität abzulehnen, und er sprach von "(..)Reversen betreffend die Verpflichtung zu nicht lehrauftragsmäßigen Vorlesungen, (..) ferner von Reversen, welche das Auftreten in öffentlichen Versammlungen betrafen (..). Ferner von Reversen der Unterrichtsverwaltung, betreffend Eröffnung von Expektanzen auf künftig irgendwo vakant werdende Professuren, also z.B. auf den Todes- oder Rücktrittsfall bestimmter Ordinarien großer Universitäten: mit diesem 'Papiergeld' ist unter der Verwaltung Althoffs bei Berufungen nach Preußen freigebig gezahlt worden (..)" (1911k).

Das von Weber erwähnte System der Unterzeichnung von Verzichtserklärungen bei Anstellungsfragen betraf ein breites Spektrum an inhaltlichen Regelungen: Althoff strebte damit zum einen an, die Berufungskonkurrenz zwischen den einzelnen Ländern zu unterbinden, um so die potentiell 'Großen Männer'⁴⁾ in Preußen zu halten. Er sicherte sich damit auch gegen "(..) lästige Sedisvakanten" (Gradenwitz 1908,S.252) im Lehrbetrieb der preußischen Universitäten ab. Dies implizierte Reverse, die versicherten, daß ein Professor innerhalb von sechs Semestern nicht ohne Rücksprache mit dem Ministerium ausscheiden konnte und für vier bis fünf Jahre eine etwaige Berufung an eine außerpreußische Universität abgelehnt werden mußte; schließlich wurde weiter

3) Ich verzichte im folgenden auf eine Darstellung etwaiger "persönlicher" Hintergründe bei Webers Kritik am "System Althoff", da Weber allgemein bekannte Tatbestände erläuterte (vgl. zu den Reversen Hutter 1909, Gradenwitz 1908,S.252f., Sachse 1928,S.185ff.). Webers Kritik vor dem "(..)Hintergründe einer familiär tradierten Feindschaft" gegenüber Althoff zu sehen bleibt wenig ergiebig (vom Brocke 1980,S.110). Selbst wenn es so wäre, hätte man noch immer zuerst die Frage nach dem Inhalt der Kritik zu stellen (vgl. zu persönlichen Hintergründen LB,S.229ff.,47off.; JB,S.369ff.; Sachse 1928,S.111ff. und zahlreiche Einzelbemerkungen Webers in 1911d bis 1911o und 1912).

4) So der Titel des Erstlingswerks der deutschen "science of science" (Ostwald 1909). Die Dezentralisierung des deutschen Universitätssystems bewirkte eine Ausrichtung der konkurrierenden Universitäten auf möglichst viele 'Größen der Wissenschaft'.

festgelegt, daß ein Extraordinarius sich "(..) im Interesse der zweckmäßigen Verteilung der wissenschaftlichen Lehrkräfte" bereiterklärte, einer Versetzung an eine andere preußische Universität Folge zu leisten (Sachse 1928,S.187).

Da Althoff ferner "(..) als Entgelt für die Ablehnung von Berufungen (..) 'Expektanzen' auf künftig vakant werdende 'große' akademische Stellungen" anbot, konnte Weber folgern, daß dieses System der Verkoppelung von Verzicht und Versprechungen direkt die "(..) Streberei" züchte: "Es muß dahin führen, daß ein System von 'Schiebungen' entsteht, welches unter dem akademischen Nachwuchs einen Typus hochkommen läßt, der sich als 'Kreatur' des jeweils in der Macht befindlichen Ministerialbeamten fühlt und als solcher bewähren zu müssen glaubt" (1911n,Sp.1).

Eine ähnliche Wirkung hatten Reverse, welche dadurch zustandegekommen waren, daß Althoff Privatdozenten und Extraordinarien trotz fehlender Etatmittel beförderte:

"Es kam nicht selten vor, daß einem hervorragend tüchtigen Privatdozenten eine besondere Anerkennung durch Beförderung zum professor extraordinarius zuteil werden sollte, obwohl eine etatsmäßige Stelle für diesen Zweck nicht vorhanden oder nicht verfügbar war, auch nicht abzusehen war, ob und bis wann das eine oder andere eintreten würde. In solchen Fällen blieb nur übrig, den Betreffenden zum außerordentlichen Professor ohne die Rechte des Inhabers einer etatsmäßigen Stelle oder auch zum außerordentlichen Professor zu ernennen. Es mußte dann aber verhütet werden, daß der junge Gelehrte sich Illusionen über die Wirkung der Ernennung hingab. Darum wurde ihm folgende Bescheinigung zur Unterschrift vorgelegt: 'Ich weiß, daß, wenn ich zum nichtetatsmäßigen außerordentlichen Professor in der ... Fakultät der Universität ... ernannt werden sollte, mir durch diese Beförderung weder für jetzt ein Anspruch auf Gehalt oder sonstige Vergünstigungen erwächst, noch für die Zukunft eine Aussicht darauf begründet wird.' Zweitens kam der Fall vor, daß ein etatsmäßiger Extraordinarius zum persönlichen, d.h. nicht etatsmäßigen Ordinarius befördert werden sollte, während ein etatsmäßiges Ordinariat nicht zur Verfügung stand. Auch hier war Aufklärung über die Rechtsfolgen notwendig, und es wurde eine Bescheinigung darüber verlangt, daß dem Betreffenden bewußt war, daß sich seine Ansprüche auf Hinterbliebenenversorgung mit der Ernennung nicht änderten, weil nach den Statuten der Witwen- und Waisenkassen nur den etatsmäßigen Ordinarien bestimmte höhere Sätze zustanden" (Sachse 1928,S.186f.).

Althoff, der dieses Vorgehen selbst problematisch fand,⁵⁾ betrieb so aus ressortpatriotischen Motiven und aus einer Anbetung des Erfolgs heraus die Expansion der preußischen Universitäten auf Kosten von Privatdozenten und Extraordinarien. Wie bei der Eröffnung von "Expektanzen" wurden die Privatdozenten und Extraordinarien auch im Fall der außeretatmäßigen Beförderung in eine von Althoff an sich nicht intendierte, aber faktisch wirksame werdende Abhängigkeit gebracht.

Im Kern zielte Webers Vorwurf an Althoff deshalb auch nicht auf die Person Althoffs oder die 'wirklichen' Motive, die jenen zu einem solchen Vorgehen bewegt hatten. Mit der Formulierung, daß es um ein "System" gehe, gab Weber eindeutig zu erkennen, daß es ihm um eine Analyse von Verfahrensweisen ging, deren Effekt, ob intendiert oder nicht, zwangsläufig der sein mußte, den Nachwuchs direkt zu korrumpieren. Warum?

Indem Althoff nämlich bei Anstellungsfragen ein System von Verpflichtungsscheinen und Verzichtserklärungen einführte, wurde ein staatliches Vertragsverhältnis entformalisiert, und sukzessive

5) Am Ende seiner Amtstätigkeit versuchte er durchzusetzen, daß Ernennungen von außerordentlichen Professoren nur noch bei Existenz etatmäßiger Universitätsstellungen durchgeführt werden sollten (vgl. Sachse 1928,S.188).

mit Bestandteilen eines "Privatvertrags" (Hutter 1909, S.338) so umgestaltet, daß damit an die Stelle einer unpersönlich-universalistischen Beziehung zwischen Ministerialbeamten und Nachwuchs Beziehungsmuster persönlicher Art und persönlicher Abhängigkeit traten. Zwar trugen die Reverse nicht, wie ein Kritiker dieses 'Systems' meinte, "(..) alle strafrechtlichen Merkmale der Erpressung an sich" (Hutter 1909, S.337), denn Althoff konnte auf Mittel der Gewalt oder auf Gewaltandrohung verzichten, was juristisch zum Tatbestand einer Erpressung gehört. Aus der Sicht der Betroffenen konnte jedoch die Unterzeichnung eines Reverses tendenziell als eine Art 'Erpressung' erlebt werden.

Schon die prekäre materielle Lage der Privatdozenten legte es nahe, auf die mit Reversen gesetzten Sonderabmachungen einzugehen. Zudem hatte Althoff, und dies ist das entscheidende, seinem Gegenüber kein unpersönliches Angebot in seiner Eigenschaft als Beamter, sondern ein Interaktionsangebot persönlichen 'Wohllollens' und Interesses offeriert, womit man eine über den Amtsverkehr hinausgehende 'Beziehung aufs Spiel gesetzt' hätte.

Da die etatmäßigen Gegebenheiten eine Anstellung nicht erlaubt hätten, und Althoff in seiner Amtseigenschaft eine Beförderung nicht in Erwägung hätte ziehen dürfen, begegnete er mit dem Vorschlag der Abmachung von Sonderbedingungen dem Nachwuchs nicht mehr als Beamter, sondern befand sich interaktionslogisch gesehen in der Position des 'Patrons'. Ungeachtet der Tatsache, ob Althoff die so geschaffenen Einflußmöglichkeiten nutzte oder nicht, befand sich der Nachwuchs in Abhängigkeit von der Person Althoffs, die bei einem formellen Vertragsverhältnis nicht bestanden hätte. Wo der Nachwuchs über Reverse im Rahmen 'außerordentlicher' Bedingungen angestellt wurde, war auch das weitere Avancement nur über 'außerordentliche' Art und Weise zu gestalten.

Die Substitution formell-unpersönlicher durch persönliche Beziehungsmuster mußte Weber zu Recht aus verschiedenen Gründen bedenklich erscheinen. Vom Standpunkt der 'Auslese der Tüchtigsten' betonte er, daß der "(..) praktische Effekt" des Reversesystems für die Universitäten darin zu sehen sei, daß "(..) wissenschaftliche Nullen (..) von praktischem 'Nutzwert' in akademische Stellungen" gebracht würden, "(..) welche nach fachlichen Grundsätzen ausschließlich wissenschaftlich hervorragenden Persönlichkeiten" gebührten. Vom Standpunkt der 'Kulturwissenschaften' aus hob er hervor: "Sein praktischer Effekt auf die Veranstaltung von praktisch-politisch wichtigen Arbeiten und Untersuchungen (..) muß sein, daß diese nicht um ihres sachlichen Nutzens, sondern um akademischer Avancementchancen willen veranstaltet werden." Bezogen auf die Situation des Nachwuchses, und ihre Möglichkeiten eine "reine Weste" zu behalten, stellte er schließlich unmißverständlich klar, daß damit ein "(..) Typus" ausgelesen würde, der sich "(...) als 'Kreatur'" des jeweiligen Ministerialbeamten fühle, und sich "(..) als solcher bewähren zu müssen glaub(e)" (1911n, Sp.1).

Verstetigung kollegialen Mißtrauens: Das System von "Vertrauensleuten"

Webers Analyse zum "Fall Bernhard" beschränkte sich nicht nur auf die Erörterung der Dominanz personaler Beziehungsmuster bei der Nachwuchsanstellung; seine Explikation der Erosion akademischer Berufssolidarität bezog sich vor allem auf das Problem der Substitution unpersönlich-formeller

Beziehungen durch Muster der Patronage im Verkehr zwischen Universitäten und preußischem Kultusministerium.

Ein Charakteristikum des System Althoff bestand darin, daß an jeder preußischen Universität mit Althoff befreundete Professoren als 'Vertrauensleute' fungierten, die über einzelne Vorgänge in den Fakultäten berichteten und bei Berufungsfragen hinzugezogen wurden (vgl. Sachse 1928, S.178ff.). Dieses Geflecht von Vertrauensleuten existierte neben der Institution des Kurators, über welche die Beziehungen zwischen Fakultät und Kultusministerium an sich hätten geregelt werden sollen.

In der öffentlichen Diskussion wurde deshalb von einer "(..) geheimen Überwachung" gesprochen. Althoff habe es mit "(..) seiner strategisch-militärisch-detektivistischen Methode" erreicht, daß man "(..) ihm Dinge, Kräfte und Handlungen zu(traue), die man allenfalls bei Sherlock Holmes, nicht aber bei einem königlichen Personalreferenten im Ministerium" vermutet hatte (Hutter 1909, S.334f.).

Weber übernahm nun in seiner Deutung des "Falls Bernhard" den Vorwurf, Althoff bediene sich "(..) Universitätsagenten" überhaupt nicht. Hatter er bei der Reversfrage Althoff eine "Korrumpierung des Nachwuchses" entgegengehalten, so betonte er nun umgekehrt die Bereitschaft der Ordinarien zur "Korruption" und analysierte die Auswirkungen dieser spezifischen Form des Verkehrs zwischen Ministerium und Universität.

Zum "Fall Bernhard" bemerkte er, daß die Berliner Kollegen künftig bei solchen Fällen "(..) gute Miene zum bösen Spiel" machen müßten, da durch "(..) Konzessionen (..) an unsachliche Gesichtspunkten (eine) Schwächung der moralischen Autorität der Fakultäten" (1908a, Sp.2) eingetreten sei:

"Einen wirklich, sei es in der öffentlichen Meinung, sei es bei der Regierung ins Gewicht fallenden Widerstand können sie infolge jener zum Teil selbst verschuldeten Schwächung ihrer moralischen Autorität nicht mehr leisten. Und, was damit zusammenhängt: letztlich will es auch ein zur Zeit wachsender Teil ihrer Mitglieder es gar nicht anders. Es ist selbstverständlich anzuerkennen, daß, wie an allen, so auch an der Berliner Universität, nicht wenige charaktervolle Persönlichkeiten auch heute noch die stolze Tradition akademischer Berufssolidarität und -Unabhängigkeit nach oben fortsetzen. Jedermann aber weiß, daß diese nicht im Zunehmen begriffen sind. Dazu ist die Türkinke zum Kultusministerium dem Berliner Professor nun einmal leider allzu nahe. Zunehmend ist der Unfug eingerissen, daß preußische 'Provinzial' - Professoren sich mit Anliegen und Beschwerden an einflußreiche (oder dafür geltende) Berliner Kollegen zur Fürsprache 'höheren' Orts wenden. Diese Machtstellungen von Gnaden persönlicher Beziehungen zum Ministerium, wie sie heute in allen möglichen Fächern in mehr oder minder ausgeprägter Form entwickelt sind, haben in der Hand charaktvoller und bedeutender Berliner Gelehrter gewiß oft sachdienlich gewirkt. Vorbehaltlich dessen, daß natürlich auch immer beim aufrichtigen Streben nach Objektivität die Gefahr subjektiver Stimmungen bei der Zusammenballung einer großen Patronage in der Hand eines einzelnen vorliegt. Heute aber beginnen sich die Verhältnisse gründlich zu ändern. Wie gerade der 'Fall Bernhard' gezeigt hat, bedeutet ein solch auf persönlichen Beziehungen ruhender Einfluß selbst in der Hand bedeutender Gelehrter in einer Zeit, wo zunehmend 'Business'-Gesichtspunkte entscheiden, nur noch eine prekäre Scheinmacht. Nicht nur fallen die verschiedenen persönlichen Einflüsse einander gegenseitig in den Rücken (..), sondern in der Hand minder bedeutender Persönlichkeiten gewinnt die Regierung damit ein durchaus sicher wirkendes Mittel, deren Eitelkeit für ihre Zwecke zu fruktifizieren. Und je mehr die Berliner Universität sich mit 'business men' bevölkern wird, desto mehr werden sich die Dinge dahin entwickeln, daß die Regierung zwar jene Professoren, mit denen sie, im eigenen Interesse, ständige 'persönliche Beziehungen' unterhält, sehr gern durch allerhand Entgegenkommen im Kleinen - Berücksichtigung von Fürsprachen für ihre Schützlinge und dgl. - sättigen wird,

daß also die Patronage der Berliner Professoren gegenüber der 'Provinz' zu einer zwar inoffiziellen, aber faktisch anerkannten Institution wird, daß aber gerade aus diesem Grunde in jenen wichtigen Angelegenheiten, wo die Stimme des Fachmannes als solchen und die Autorität der Fakultät als solcher ins Gewicht fallen sollten, beide nichts bedeuten. Wer als Patron kraft persönlicher Beziehungen für persönliche Schützlinge zu wirken gewohnt ist, begibt sich eben damit des moralischen Gewichts, welches seiner Stimme als Fachmann und Teilhaber an amtlichen Gewalten zukommen sollte. Die Entwicklung der Berliner Professorenschaft in der erstgenannten Richtung scheint fast unaufhaltsam. Sie bedroht aber naturgemäß in schwerster Art das akademische Solidaritätsgefühl" (1908a,Sp.2).

Webers Angriff auf die Berliner Universität und die dort wirkenden Vertrauensleute plädierte für eine Reetablierung formeller Verfahrensweisen im Verkehr zwischen Universität und Ministerium. Wo (..) statt geordneter Instanzen und Organisationen (..) "das Verfahrens des Heranziehens von sogenannten "(..) hervorragende(n) Einzelpersönlichkeiten" (1908b,Sp.2) durchgesetzt wurde, hatte dies für Weber in mehrerlei Hinsicht fatale Konsequenzen:

Einmal bezüglich der akademischen Kollegialität die "(..) unabwendbare Folge", daß die "(..) öffentliche Kritik an Universitätszuständen (..) zunehmender den Charakter persönlichen Kampfes und persönlicher Diskreditierung" (1908b,Sp.2) annehmen konnte. Wo bei Berufungsfragen statt unpersönlicher Instanzen 'Vertrauensleute' wirkten, war, gleichgültig ob 'wirklich' 'charaktervolle' oder 'subalterne' Personen dabei mitwirkten, oder ob 'wirklich' nach 'sachlichen' oder 'unsachlichen' Gesichtspunkten Entscheidungen gefällt wurden, innerhalb der Kollegenschaft ein gegenseitiges Mißtrauen v e r s t e t i g t worden, welches in "(..)schwerster Art das akademische Solidaritätsgefühl" (1908a,Sp.2) untergraben mußte.

Es war damit nicht nur empirisch möglich, daß möglicherweise einzelne Professoren durch "(..) Fürsprachen für ihre Schützlinge" eine 'Schulenburg' einleiten konnten,⁶⁾ sondern es wurde strukturell und somit potentiell alle Professoren umfassend ein Klima gegenseitiger Kollegenwahrnehmung und -einschätzung geschaffen, in welchem jeder Professor den anderen potentiell "(..) als Schuft"⁷⁾ betrachten, und deshalb in der Folge seinerseits dauerhaft die Verpflichtung zur Sachlichkeit durch ein Patronagegebahren und Intrigentum ersetzen konnte.

6) So machte man damals Schmoller als Vertrauensmann Althoffs den Vorwurf, daß er andere Richtungen in der Nationalökonomie systematisch unterdrückt habe (vgl. G. Bernhard 1908 und die Abwehr von Delbrück 1908, S.180f.). Webers Patronagekritik bezog sich hintergründig sicher auch auf Schmollers Versuch, Simmel und Sombart nicht 'hochkommen' zu lassen. Insofern spielte Webers Interesse an der Etablierung der Soziologie als Disziplin mit hinein. Die Feststellung dieser Tatsache ändert jedoch nichts an der Gültigkeit seiner Schlußfolgerungen, daß durch die Vertrauensleute eine Atmosphäre der "Intrige" geschaffen wurde, die letztendlich jedes Berufungsverfahren aus der Sicht der Beteiligten tendenziell zur 'Farce' geraten ließ. Da latent ein "Soziologe" wurden Webers Fähigkeiten von Nationalökonomern durchweg negativ eingeschätzt; so schrieb etwa Wagner im März 1914 an Stieda: "Die Besetzung von Schmollers Stelle durch Herkner, von Wolfs Stelle in Breslau durch Adolf Weber, von Lexis' Stelle in Göttingen durch den braven vielfach mit Unrecht zurückgesetzten Oldenberg kann ich auch nicht so verfehlt ansehen, als es mehrfach geschieht. Allerdings, die großen genialen, wenn auch einseitigen Talente, zu denen ich doch Sombart, Oppenheimer und, trotz seiner Schrullen, Max Weber in ihrer Generation rechne, werden dabei immer übergangen. Das ist aber einmal professorale und akademische Tradition" (Wagner 1978, S.401). Vor der 1894 erfolgten Berufung Webers nach Freiburg mußte auch Karl Bücher ein Gutachten über Weber anfertigen; er schrieb über ihn in einem Brief: "Ein Nationalökonom ist der Mann nicht, das sollte der Fakultät genügen, ihn a limine abzuweisen" (Braubach 1965, S.390).

7) Weber hat diesen Terminus zwar nur für Althoffs Betrachtungsweise des Nachwuchses gebraucht, aber er trifft auch für die kollegiale Beurteilung unter den Bedingungen der Existenz von Vertrauensleuten zu.

Die "(..) Durchsetzung der Professoren - 'Zünfte' mit Patronage - 'Hierarchie'" (1908a, Sp.3) zog aber nicht nur den 'Krieg aller gegen alle' folgerichtig nach sich; sie enthielt für Weber außerdem die Möglichkeit, daß die "(..) Regierung" durch ein System von Vertrauensleuten "(..) deren Eitelkeit für ihre Zwecke fruktifizieren konnte" (1908a, Sp.2), und so in der Folge die Universitäten in der "(..) öffentlichen Meinung" keinen "(..) moralischen Kredit" (1908a, Sp.3) mehr besaßen. Wo durch ein solches System personale Beziehungsmuster auf Dauer gestellt waren, wurde für Weber die "(..) stolze Tradition akademischer (..) Unabhängigkeit nach oben" (1908a, Sp.2) auf lange Sicht hin zerstört. Diese Patronagebeziehungen sicherten schließlich eine Gegenseitigkeit der Einflußnahme nach dem Muster 'eine Hand wäscht die andere', die auch die "(..) Regierung" nutzen konnte. Für Weber war jedoch das Mandat für eine Autonomie der Wissenschaft durch universelle Öffentlichkeit und nicht durch eine regierende Partei übertragen worden.

Webers Kritik an der preußischen Praxis der Vertrauensleute zeigt, daß er hier nicht, wie Lepsius ihm dies in einem anderen Zusammenhang unterstellte (s.o., S.8f.), zu einer individualistischen Konzeption von Wissenschaft als Beruf tendierte. Für Weber war ein Zeitpunkt der Universitätsentwicklung gekommen, wo nicht mehr auf "(..) hervorragende Einzelpersönlichkeiten" spekuliert werden konnte, sondern "(..) geordnete Instanzen und Organisationen" (1908b, Sp.2) an deren Stelle zu treten hatten. Weber hat nicht mit moralischen Virtuosen gerechnet, sondern auf die "verhaltensstrukturierende Wirkung von Verfahrensweisen" (Lepsius) gesetzt, wennauch sein Verhalten selbst notwendigerweise individualistisch-heroischen Imperativen gehorchte.

In seinem Plädoyer für eine unpersönliche Gestaltung der Beziehungen zum Ministerium und für einen Zusammenschluß von Hochschullehrern unterschied er sich von den älteren Gelehrten.

So schrieb etwa Theodor Mommsen bereits im Februar 1894 an Wilamowitz:

"Unser Universitätsregiment ist freilich ein schlimmes Ding. Das Willkürregiment einerseits und der Mangel an innerlichem Zusammenhalten der Kollegen andererseits sind in stetigem Steigen, und beiden gegenüber ist der Einzelne machtlos. Wohl ist noch manches zu erreichen; das Digestenlexikon, der Theasaurus, Harnacks patres Graeci sind wesentlich durch persönliche Einwirkung gesichert oder so gut wie. Aber es ist ein drückendes Gefühl, von solcher Favoritenwirtschaft auch nur in diesem Sinne zu profitieren. Du wirst diesselbe Erfahrung machen, Althoff wird, so weit er es kann (seine Macht zum Guten ist sehr viel beschränkter als sein Wille), Dir in solchen Dingen entgegenkommen, aber Freude wirst Du davon nicht haben, liebes Kind zu sein. Aber da der Soldat um jeden Haufen Dreck kämpfen muß, vor dem er seinen Posten hat, so halte ich es doch für meine Schuldigkeit so im einzelnen das Wenige zu tun, was ich tun kann, so lange ich noch Sekrtar bin. (..) einiges erreiche ich doch, was meine Nachfolger weder so wollen noch so können. (..) Die ungeheure Gefahr, die in der Konzentrierung des Regiments aller Universitäten in einer noch dazu formell nicht verantwortlichen Person /Althoff-M.S./ liegt, sehen und fühlen wir alle Tage; wir alten Unitarier sind nach gerade so weit uns zu freuen, daß es noch deutsche Universitäten gibt, die nicht unter diesem Schutz stehen. (..) Ja fin de siècle ist nicht schön, und ob der Herrgott im nächsten Jahrhundert nachholt, was er in all den vergangenen Jahren versäumt hat, ist auch recht ungewiß. Es gilt Ausharren ohne Hoffen; das wird ja wohl auch möglich sein" (Mommsen/Wilamowitz 1935, S.492f.).

Mommsen nimmt hier zwar schon Webers Analyse des System Althoff vorweg und schätzt die Personalisierung der Beziehungen zum Ministerium selbst als deren 'Nutznießer' problematisch ein, doch anders als Weber hält er am Prinzip der starken Einzelperson fest, welche in individualistisch-heroischer Weise der Entwicklung trotzt und in 'Einsamkeit' und ungeachtet der Folgen die 'Pfründe' für den Erkenntniszuwachs zu sichern sucht.

Weitere Hintergründe der Auflösung akademischer Berufssolidarität: Der "wissenschaftliche Kultus der Persönlichkeit" (A.Weber), die universitäre "Dilettantenverwaltung" (M.Weber) und die Entbindung der Institutsdirektoren von Formen korporativer Kontrolle

Max Webers Hinweise auf eine strukturelle 'Baisse' akademischer Solidarität umfassen nicht nur eine Analyse der Wirkungen des "Systems Althoff" auf den Nachwuchs und die Ordinarien, sie setzen den Auflösungsprozeß einer handlungswirksamen Solidarität gegenüber dem Außenkontext implizit schon historisch früher an:

Seine Erörterung der Berufung Bernhards, welche den konkreten Vorfall nur als Aufhänger für einen Angriff auf die Berliner Professoren benutzte, zielte auch auf Hans Delbrücks Kritik an dem Projekt der "Hochschullehrertage". Weber bezeichnete Delbrücks Ausführungen als "(..) Belehrungen" und "(..) hochmütige Abkanzelnungen" (1908a, Sp.2), mit welchen letzterer versucht hätte, eine "(..) Organisation einer 'öffentlichen Meinung' des Hochschullehrerstandes (..) zu hindern" (1908b, Sp.2).

Delbrück hatte kurz nach dem im Mai 1907 erfolgten Aufruf zur Gründung der Hochschullehrertage (vgl. HLI/I, S.II-V) und nach der Veröffentlichung eines Artikels von Lujo Brentano, in welchem dieser für eine "Professorengewerkschaft" (ders. 1907a) votiert hatte, als einflußreicher Herausgeber der "Preußischen Jahrbücher" dieses Vorhaben dadurch zu vereiteln versucht, daß er einen Großteil der Befürworter der Hochschullehrertage als "(..) inexakte, unzuverlässige Forscher, als Konfusionäre" und "Schönredner" hinstellte (Delbrück 1907a, S.138). Einen Haupteinwand gegen den Zusammenschluß erblickte er darin, daß der Gedanke einer Organisation dem Professorentum fremd wäre, da der Gelehrte eine hochindividuierte Persönlichkeit sei:

"Der Gewerkverein ist die richtige und natürliche Organisation für diejenigen Berufe, bei denen die Individualität keine Rolle spielt. (..) Es ist eben ein Unterschied zwischen einem Gewerkverein von Maurern und einem Gewerkverein von Professoren. Die Beschwerden und Forderungen von Maurern sind Forderungen der Gesamtheit, in denen der Eine genausoviel ist und wiegt, wie der Andere (..). Bei Professorenfragen sind aber die allgemeinen Standesfragen in dem Maße mit Personalfragen individuellster Art verknüpft, daß sie sich zu einer öffentlichen Diskussion und Feststellung schlechterdings nicht eignen. (..) Die richtige Organisation vielmehr, in der das allgemeinere, wirtschaftliche und Standesinteresse der Regierung gegenüber gewahrt ist, ist die bestehende: die einzelnen Hochschulen und ihre Unterabteilungen, die Fakultäten. Wenn es wirklich wahr sein sollte, daß diese Organisationen mit ihren traditionellen Rechten nicht genügen, die Wissenschaft und die Lehrfreiheit zu vertreten, so kann nicht geholfen werden durch neue Organisationen, sondern nur durch Persönlichkeiten (...). Denn was auf Persönlichkeit beruht, kann nur durch Persönlichkeit gewahrt werden. Das Ansehen des deutschen Professorentums beruht nicht auf der Menge, die aus durchschnittlichen Menschen besteht, wie andere Berufsstände auch, sondern darauf, daß von Luther und Melanchthon an bis zu Kant, Hegel, Schleiermacher, Grimm, Savigny, Ranke, Mommsen, Treitschke, Gauß, Liebig, Virchow, Helmholtz Stern an Stern sich in diesem Stande eingereiht hat. Sind solche Männer da, so sorge sich niemand um Wissenschaft und Lehrfreiheit; sind sie nicht da, bringt das deutsche Volk den Nachwuchs nicht mehr hervor, fehlen die Großen, so hilft uns keine Organisation der Kleinen. (..) Zum wahren

Gelehrten gehört, daß er auch ein Stück Martyrium auf sich zu nehmen imstande ist. Eine geschlossene Standesorganisation, die anstelle des Einzelnen den Kampf führen soll, ist ein Übel, würde eine Disziplinierung, ein 'Klassenbewußtsein' voraussetzen, das dem Innersten und Besten der Gelehrtennatur widerspricht, würde das Professorentum nicht erhöhen, sondern erniedrigen" (Delbrück 1907a, S.130, 136 und 147).

Weber hatte zu diesen Ausführungen bemerkt: "Nach Delbrücks und mancher seiner Berliner Kollegen 'Ideal' soll die Regierung, statt geordneter Instanzen und Organisationen, hervorragende Einzelpersönlichkeiten (sie wird ja schon wissen, wo sie sie findet !) heranziehen" (1908b, Sp.2). Die Folge einer derartigen Praxis sei aber, daß die kollegialen Beziehungen immer mehr den Charakter persönlichen Kampfes und Diskreditierung annähmen.

Mit dem Hinweis auf Delbrücks Ideal einer starken und hervorragenden Einzelperson bezog sich Weber auf eine Kritik, die zuvor schon Alfred Weber geübt hatte. Dieser sprach vom "(..) wissenschaftlichen Kultus von Persönlichkeit und Autorität", den die Generation Delbrücks verträte und fragte:

"Wie ist es aber möglich, daß der unstreitig heute publizistisch einflußreichste Vertreter der deutschen Professorenwelt gegenüber deren Versuch die Lösung der großen Lebensfrage ihrer Sphäre selbst in die Hand zu nehmen, so völlig blind ist? Antworten wir auch hierauf. - Jene Generation, als deren Vertreter der Herausgeber der Preußischen Jahrbücher zu uns spricht, besitzt in dem wohl größten Teil ihrer geistigen Führer einen Glauben nicht, den wir haben; sie hat dagegen einen anderen Glauben, den wir nicht besitzen. Sie ist voll von Zweifeln gegenüber allem was an die technischen Mittel der Demokratie ihre Art der Initiative und Willensbildung appelliert; voll von Mißachtung auch gegen die notwendige Allgemeinform dieser Willensbildung: die Regelung nach Grundsatz. Sie glaubt dagegen insbrünstig an die Mission der starken Einzelperson, an das Segensreiche ihres auch willkürlichen Waltens, und ist im Grunde ihrer Seele also Autorität. Es ist gewiß eine schwer zu verdauende Tatsache, wenn von da aus einer der führenden Vertreter dieser Generation, selbst Hochschullehrer, den Hochschullehrern den Beruf zur eignen kollektiven Arbeit großen Stils an der Gestaltung ihrer Lebenssphäre abspricht, und wenn er die großen Allgemeinprobleme, die hinter dieser Gestaltung liegen, als Gegenstände solcher Arbeit überhaupt nicht sieht. Aber diese Tatsache wird von da aus doch wenigstens verständlich; er kann das Wesen kollektiver Geistesarbeit überhaupt nicht anerkennen, denn es ist demokratisch; er kennt nur die Persönlichkeit, die 'regelt'. Und er ist also einfach konsequent, wenn er noch weitergehende kollektive Formen als den Fakultäten für die Behandlung der diesen heute über den Kopf gewachsenen Organisations- und Bildungsfragen gefährlich ablehnt, und wenn er als Ersatz dafür auf die Regierungen und ihren 'Respekt' vor dem Urteil von Persönlichkeiten von 'Ansehen und Stimme' hinweist, das heißt, wenn er den aufgeklärten Absolutismus auf dem Gebiet des Bildungswesens predigt" (A. Weber 1907, Sp.2).

Alfred Webers Kritik, welche die Existenz der unterschiedlichen Anschauungen als Ausdruck einer Generationenproblematik unter den Professoren wertet, enthält zwei Aspekte: Einmal den Hinweis auf das demokratische Wesen "kollektiver Geistesarbeit", der im folgenden unthematisiert bleiben soll. Zum anderen macht er auf einen Persönlichkeitskultus in der deutschen Wissenschaft aufmerksam, dessen historische Bedingtheit jener Generation von Dozenten bewußt werden mußte, die innerhalb der arbeitsteiligen Instituts- und Laborforschung die Erfahrung gemacht hatte, daß wissenschaftliche Arbeit nicht nur "the work of genius" (Ben-David) war.⁸⁾

Damit wurde ein individualistisches Selbstverständnis der Professoren problematisiert, welches mit der Eigenart der Organisation der deutschen Universitäten zusammenhing: Als zu Beginn des

8) Die Kritik von Alfred und Max Weber wurde auch vom Rektor der Wiener Universität und Mitorganisator der Hochschullehrertage geteilt. In einer Replik auf Delbrück sprach dieser davon, daß ein "(..) zu weit getriebener Individualismus (..) zu Absonderlichkeiten" führe: zu einem "(..) Typus des deutschen Gelehrten", dem man "hoffentlich" bald nur noch in den "Witzblättern" begegnen werde (Meyer-Lübke 1907, S.328).

19. Jahrhunderts mit der Berliner Universitätsgründung eine Reorganisation des Universitätswesens eingeleitet wurde, deren Verwirklichung ziemlich rasch eine von 1820/30 bis 1930 dauernde Weltgeltung deutscher Wissenschaft nach sich zog (vgl. Nipperdey 1983, S.493f.), war ein grundsätzliches Reformproblem jenes gewesen, wie man Professoren mit Forschungsauftrag in den Rahmen einer gouvernementalen Bürokratie so einbinden konnte, daß dennoch die Freiheit der Wissenschaft gewahrt werden konnte. Die Lösung des Problems fanden die Universitätsreformer des frühen 19. Jahrhunderts darin, daß sie davon ausgingen, "(..) that the scientist worked as an isolated individual and not as a member of a unit" (Ben-David 1971, S.119). Diese Konzeption des privatisierten und individualisierten Hochschullehrers, in welcher dem Professor nur in "Einsamkeit" die "Freiheit" der Wissenschaft zugesichert werden konnte, entfaltete im Verlauf des 19. Jahrhunderts aus mehreren Gründen eine Eigendynamik, die mit einer weitgehenden Entbindung aus Bezügen korporativer Kontrolle und in einer strukturellen Erosion akademischer Berufssolidarität endete.

Die neuhumanistischen Reformen brachten zum einen einen "research imperative" (vgl. Turner 1971, Nipperdey 1982, Schubring 1980) zur Geltung, durch welchen eine intensive Entwicklung der Logik des Forschungshandelns statthatte. Damit wurde in der Folge eine schon strukturell in der Logik dieses beruflichen Handelns angelegte Tendenz von Individualisierung und Autonomisierung des einzelnen Professors gefördert, die eine weitere Desintegration aus kollegial-korporativen Bezügen nach sich zog.⁹⁾

Zum anderen waren für die Universität Institutionen korporativer Selbstverwaltung vorgesehen, die kein Strukturpotential für eine umfassende Berufssolidarität enthielten: Man ließ der Universität einen Modus der akademischen Kollegialverfassung, der aus spätmittelalterlichen Formen stammte, und welcher im Kern nur für kleine Personaleinheiten funktional war. Es handelte sich um Einrichtungen, die zwar ein freundschaftliches "Walten", aber kein regelrechtes "Verwalten" ermöglichten (vgl. L. Bernhard 1930, S.97f. und 119). Für Max Weber war die Universitätsselbstverwaltung eine dilettantische Honoratiorenverwaltung, die seiner Meinung nach aus "(..) Phrasen und Wichtigtuerei" (WuG, S.171) bestand.

Ferner war der Universitätshaushalt nicht in den Kompetenzbereich der Selbstverwaltung integriert, wie auch die Selbstverwaltung keinen Einfluß auf die staatlichen Seminare und Institute erhielt (vgl. L. Bernhard 1930, S.117 und 119). Im Zusammenhang damit, daß besonders in Deutschland die Fakultäten die "(..) Grundpfeiler der Gesamtstruktur der Universitäten" (Dahrendorf 1965, S.17) ausmachten, mußte die mit der Fakultätenstruktur gegebene Fragmentierung des Gesamtlehrkörpers zu dem Zeitpunkt durch eine Individualisierung der Hochschullehrer komplettiert werden, als ab den 1860er Jahren verstärkt eine Zuwendung von staatlichen Finanzmitteln erfolgte. Infolge der fehlenden Integration der Verwaltung der Haushaltsmittel, wurden die korporativen Einheiten nun funktionslos:

9) Daß die Entfaltung der Handlungslogik von Forschung zu einer Auflösung von Kollegialität führt, betont besonders Clark (ders. 1983); im Anschluß an frühere Formulierungen von Clark (ders. 1966) wurde dies auch von Schluchter (ders. 1971b, S.270-272) herausgestellt. Vgl. auch das aus dem Jahr 1871 stammende Urteil eines amerikanischen Beobachters: "In Deutschland (..) ruhen alle Universitäten in sich selbst, jeder Professor in sich selbst und jeder Student in sich selbst" (Gerhard 1960, S.654). Wie sich diese Individualisierung auf der Ebene eines spezifisch "(..) teutonisch intellektuellen Stils" tradiert hat, ist von Galtung (ders. 1983) herausgearbeitet worden.

"Je mehr die materiellen von der Staatsregierung unmittelbar abhängigen Angelegenheiten in den Vordergrund traten, umso mehr konnte die Staatsverwaltung ihren Einfluß geltend machen und umso mehr verringerte sich die Bedeutung der 'selbstverwaltenden' Universitätsorgane. Das Interesse der Professoren, insbesondere derjenigen, welche die Institute leiteten, wurde notwendig auf das unmittelbare Verhältnis zur Staatsverwaltung hingelenkt, während ihr Interesse für die 'Selbstverwaltung' entsprechend nachließ"(Bernhard, L. 1930, S.120).

Da Entscheidungen über die Zuteilung von Forschungsmitteln und die Angelegenheiten der Institutsverwaltung durch den Verkehr zwischen Einzelprofessor, Kurator bzw. Ministerium geregelt, also Seminare und Institute gegenüber den Fakultäten exemt verwaltet wurden, schwand der Einfluß der Korporation auf den einzelnen. Die mit der Bürokratisierung vorangetriebene Schaffung neuer Seminare und Institute führte so zu einer Verstärkung einer schon seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts zunehmenden Tendenz der Auflösung solidarischen und korporativen Handelns, welche nur zeitweise - in der Restaurationsperiode nach den Karlsbader Beschlüssen - durch solidarisches Zusammengehen konterkariert wurde.

Die Teilnahme an den Hochschullehrertagen

Webers Ausführungen zum "Fall Bernhard" und dem "System Althoff" legen dar, daß nicht nur äußere Restriktionen (s.o., S.73ff.), sondern vor allem auch innere Faktoren einem Organisationsversuch von Professoren entgegenstanden, der mehr denn je notwendig wurde. Zum einen schien der Zusammenschluß deshalb geboten, weil nur so eine Rückendeckung für den einzelnen geschaffen werden konnte, um Einflußnahmen von Regierungsseite und Kultusbürokratien Widerstand bieten zu können. Weber formulierte diesbezüglich: "Daß man mit 'weißer Weste' aus den Kabinetten des Kultusministeriums kommt, darauf kommt es an" (1908b, Sp.1). Und bei der Eröffnung des I. Hochschullehrertages hieß es:

"Nichts wird übrigbleiben als festes Stellungnehmen jedes einzelnen Mannes. Dazu gehört aber die Deckung des Rückens für jeden. Diese ist zu erreichen durch einen Zusammenschluß, der es den einzelnen erleichtert - wir sind Menschen und brauchen zuweilen eine solche Nachhilfe - sich auf seine Pflichten zu besinnen, sich zu erinnern, daß die akademischen Körperschaften keine bloßen Regierungskommissionen sind (..)" (HLT/I, S.14). Mit der Organisation solle "(..) wenigstens das erreicht werden, was jede ordentliche Gewerkschaft erreicht: der Ausschluß der Minderwertigen" (HLT/I, S.19).

Sich von dem Glauben an eine den Verhältnissen widerstehende "starke Einzelperson" abwendend, sollte die Institutionalisierung der Hochschullehrertage also den Sanktionsrahmen für eine professionelle 'Alltagsmoral' konstituieren und sichern helfen.

Neben der Schaffung eines Sanktionspotentials zur "(..) Wahrung des Standesehrgefühls des Nachwuchses"(1908a, Sp.3) und der Ordinarien, war ein Zusammenschluß aber auch deshalb dringlich geworden, weil nur die "(..) Organisation einer 'öffentlichen Meinung' des Hochschullehrerstandes"(1908b, Sp.2) eine vollständige Individualisierung und Personalisierung der universitären Verhältnisse verhindern konnte, die in letzter Konsequenz im 'Krieg aller gegen alle' geendet hätte.

Eine Organisation war aber drittens auch deshalb obligat geworden, um das "(..) zunehmend verloren geangene moralische Gewicht der Hochschulen allmählich wieder zu erobern" (1908a, Sp.3). Nur wenn man die Bereitschaft demonstrierte, die von der Gesamtheit vergebene Lizenz für eine Ausübung von Wissenschaft in autonomer Selbstbestimmung sowohl gegen korporativen Mißbrauch, als auch gegen eine Instrumentalisierung von Regierungsseite zu verteidigen, konnte

die spezifische Berufsform wissenschaftlicher Arbeit auf lange Sicht hin erhalten bleiben. Die äußeren Restriktionen führten jedoch mit dazu, daß die "Hochschullehrertage" erst am Ende der 'Sattelzeit' (1870-1914) für die Formierung akademischer Berufsverbände entstanden,¹⁰⁾ wobei die umfassende Erosion der akademischen Berufssolidarität dafür mitverantwortlich war, daß die "Professorenengewerkschaft" keine breitenwirksame, einen größeren Teil der Professoren umfassende Unterstützung fand:

So erhielt zwar der I. Deutsche Hochschullehrertag nach Mitteilungen einer seiner Mentoren an die 1000 Zustimmungsadressen aus dem Deutschen Reich, Österreich und der Schweiz (bei einer Gesamtzahl von 5402 Professoren im WS 1908/09, wovon 3488 auf deutschen, 1045 an österreichischen und 869 an schweizerischen Universitäten lehrten)¹¹⁾ was einem Prozentsatz von 18,5% der Professoren aller drei Staaten gleichkommt; die Teilnahme der reichsdeutschen Professoren blieb jedoch verschwindend gering. Von den annähernd 100 nach Salzburg gereisten Professoren stammten nur 20-30 aus Deutschland (Fogt 1977, S.171). Dies stellte bei einer Gesamtzahl von 3488 reichsdeutschen Professoren (WS 1908/09; ohne Lehrer der THs) eine Beteiligung von weniger als ein Prozent dar. Der II. Deutsche Hochschullehrertag (September 1908 in Jena) war mit insgesamt 64 Teilnehmern aller drei Länder noch schwächer besucht (Fogt 1977, S.172). Dagegen gegenüber stabilisierte sich die Teilnahme an den darauffolgenden Hochschullehrertagen, wobei zum III. Hochschullehrertag (Oktober 1909 in Leipzig) schätzungsweise ungefähr 140, zum IV. Hochschullehrertag (Oktober 1911 in Dresden) ungefähr 100¹²⁾ und zum V. Hochschullehrertag (Oktober 1913 in Straßburg) ebenfalls ungefähr 100 Teilnehmer anreisten.¹²⁾

Daneben versuchten die Münchner Initiatoren die "Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten" als Organ der Hochschullehrertage zu subventionieren, was jedoch nur zwei Jahre lang möglich war. 1909, als diese Zeitschrift ihr Erscheinen wieder einstellen mußte, existierten jedoch bereits größere Ortsgruppen von je 150 Mitgliedern in München, Wien und Prag und kleinere Ortsgruppen in Tübingen, Würzburg und Innsbruck (vgl. HLT/III, S.3). Auf dem IV. Hochschullehrertag wählte man organisatorisch die Form des "Vereins Deutscher Hochschullehrer", dessen Satzung in Dresden verabschiedet wurde (vgl. HLT/IV, S.3f., 86f. und Satzung 1911). Dieser Verein zählte 1913 an die 700 Mitglieder (Salvisberg 1913, S.13). Die Mitgliederzahl der starken österreichischen Ortsgruppen Prag und Wien abgerechnet, verbleiben so im Höchstfall 400 organisierte deutsche Hochschullehrer, was bei einem Lehrkörper der deutschen Hochschulen von 1910 bereits 4463 Personen (1920: 5403) bedeutet, daß etwas weniger als 9% der deutschen

10) vgl. die Chronologie der Entstehung der wichtigsten nationalen akademischen Berufsvereinigungen bei McClelland (ders. 1985, S.242), wo die Hochschullehrertage ganz am Ende stehen.

11) Ausgezählt nach F. Ascherson (Hg.): Deutscher Universitätskalender. Vierundsiebzigste Ausgabe. Wintersemester 1908/09. Teil I und II; Leipzig 1908, S.307, S.496-499. Österreichische Universitäten waren damals Czernowitz, Graz, Innsbruck, Prag und Wien. Die schweizerischen Universitäten waren Basel, Bern, Fribourg, Genf, Lausanne, Neuchatel und Zürich.

12) Da die Tageszeitungen für die weiteren Versammlungen keine Teilnehmerzahlen mehr nennen, wurden die einzelnen Protokollen nach den Teilnehmern ausgezählt, und die so erhaltenen Daten mit dem Faktor drei multipliziert (III. Hochschullehrertag: 47; IV.: 31; V.: 31); man vergleiche die Teilnehmerzahlen der ersten beiden Hochschullehrertage mit den Auszählungen dazu: I.: 100 Teilnehmer und Auszählung von 45 Professoren; 64 Teilnehmer und 33 Hochschullehrer.

der deutschen Hochschullehrer entspricht.¹³⁾

Auf dem letzten Hochschullehrertag mußte Adolf Wach über die Organisationsbestrebungen schließlich eingestehen: "Was in dieser Richtung geschehen ist, hat leider die erwünschte Frucht nicht getragen, ja vielleicht - wenn wir aufs grosse Ganze sehen - eher geschieden als geeint" (Salvisberg 1913, S.13). Als Tagungsort des VI. Hochschullehrertages, der dann wegen Kriegsausbruch nicht mehr stattfinden konnte, wurde schließlich Wien bestimmt, da offenbar Webers Kritik am "System Althoff" jede weitere Zusammenkunft auf reichsdeutschem Boden unmöglich gemacht hatte, zum anderen dachte man wohl daran, die in Deutschland fehlgeschlagenen Bemühungen wenigstens auf österreichischem Boden zum Erfolg zu führen.

Zur Topographie professoraler Standesehre im späten Kaiserreich

Eine der wichtigsten Ursachen des Scheiterns¹⁴⁾ des Organisationsversuches ist in der geringen Teilnahme von preußischen Professoren zu finden: Von den über sechszig Unterschriften, die dem Einladungsschreiben zum I. Hochschullehrertag beigelegt waren, stammten nur acht von Universitätsprofessoren aus Preußen, hingegen neunzehn von Hochschullehrern aus Österreich und der Schweiz und einunddreißig von Dozenten der süd- und mitteldeutschen Universitäten. Auch auf dem III. Hochschullehrertag wurde betont, daß es "wünschenswert" sei, "(...) daß die Hochschullehrerbewegung weitere Fortschritte mache, ganz besonders in Norddeutschland, wo man der Bewegung gegenüber noch sehr zurückhaltend sei."¹⁵⁾

Die preußischen Dozenten aus Berlin, Bonn, Breslau, Göttingen, Greifswald, Halle, Kiel, Königsberg, Marburg und Münster stellten jedoch das Hauptkontingent des Gesamtlehrkörpers

13) Die Lehrer der Technischen Hochschulen (865 Dozenten) sind hier bei der Grundgesamtheit mitgerechnet, da sie sich an den Hochschullehrertagen überdurchschnittlich hoch beteiligten (Zahlen bei Ferber 1956, S.195). Rechnet man sie nicht zur Grundgesamtheit, so verschiebt sich der Organisationsgrad der Professoren nur in die Höhe von 11 %.

14) Erst nach dem I. Weltkrieg war durch die äußere materielle Lage der Zwang zur Interessensformierung gegeben. An die Stelle des "Vereins der Hochschullehrer" trat 1920 der "Hochschulverband", die "Hochschullehrertage" wurden durch die "Hochschultage" ersetzt. Von Beginn an wollte man einen "(...) gewerkschaftlichen Grundcharakter" (Schlinck 1930, S.591) vermeiden, wie man auch bei der Neugründung des Hochschulverbandes 1949/50 wiederum proklamierte, daß es um einen "(...) Verband von Standesgenossen, aber keine Interessenorganisation" gehe (Gerber 1973, S.47). Die sich in der Ablehnung der "Gewerkschafts"-Bezeichnung dokumentierende habituelle Reserviertheit gegenüber "Interessenpolitik" war zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch ausgeprägter (vgl. dazu Ringer 1969). Lujo Brentano hatte deshalb 1907 unbedacht gehandelt, als er die Hochschullehrertage mit einem Aufruf zur Gründung einer "Professorengewerkschaft" initiierte (vgl. ders. 1907a). Da er sich als Nationalökonom mit der (englischen) Gewerkschaftsbewegung beschäftigte, lag ihm der Gedanke der "Association", des "Gewerk-Vereins" und des "strikes" (vgl. den Brief an Schmoller: Goetz 1939, S.15) nahe. Bei ihm verband sich damit aber eher die Vorstellung einer Mitgliederkontrolle im Sinne des "Ausschlusses der Minderwertigen" (Amira). Brentanos Mißgriffe (vgl. dazu auch den Brief Onckens: vom Bruch 1980, S.120) gingen jedoch noch weiter. Durch die Fehde zwischen ihm und Eulenburg verlor man den Rückhalt durch die Nichtordinarien, (womit man zahlenmäßig bereits entscheidend geschwächt war. Anders als in England (vgl. zur Rolle des Nachwuchses bei der Formierung der "Association of University Teachers" Perkin: ders. 1969, S.32), wurde so ein für die Stabilisierung eines Berufsverbandes unerlässliches Potential an Handlungsbereitschaften durch die abseits und 'oppositionell' erfolgende Bildung von Nichtordinarienverbänden gebunden.

15) nach dem Drahtbericht der Täglichen Rundschau, Nr. 478, Hauptblatt vom 12.10.1909, S.3

der deutschen Universitäten, nämlich annähernd 60% aller Professoren des deutschen Reiches.¹⁶⁾ Ihre gering bleibende Teilnahme an den Hochschullehrertagen war Resultat der Zentralisierung der Verwaltung der einzelnen preußischen Universitäten und ihrer Bürokratisierung. Bereits 1869 hatte Ernst Immanuel Bekker, Webers erster Heidelberger Lehrer der Pandekten, die Auflösung der dezentralen Konkurrenzsituation zwischen den einzelnen Universitäten durch den Einfluß Preußens als potentielle Etatisierung und Rationalisierung der gelehrten Schulen prognostiziert:

"Jetzt hat Preußen drei Universitäten mehr, zum Norddeutschen Bund gehören außerdem Leipzig, Jena, Gießen, Rostock, Baden und Baiern werden auch in Universitätssachen dem Bunde keine scharfe Opposition machen, und nach Tübingen passt nicht jeder hin. Kurzum die Möglichkeit, daß Ein Wille auf alle deutschen Hochschulen entscheidenden Einfluß gewinne, scheint erheblich näher gerückt zu sein. Dabei wird man sich nicht verhehlen wollen, daß der Ausbau der Norddeutschen Bundesverfassung, eine Erweiterung der Kompetenzen und die Anstellung des entsprechenden Verwaltungspersonals nicht mehr lange auf sich warten lassen kann. (...) Demnach mag die Befürchtung nicht gerade aus der Luft gegriffen sein, daß die Zeiten des behaglichen Vegetirens auch für uns bald aufhören könnten. Die Universitäten können sich gefasst machen, größeren Veränderungen entgegenzusehen und all dem Sturm und Staub der davon unzertrennlich ist." Da er es für möglich hielt, daß "(..) schon bei der nächsten Änderung (..), die Universitäten aus den Händen der Einzelstaaten in die Bundesverwaltung übergangen", beantwortete er die Frage: "Wohin wir dann gelangen werden?" mit der Vermutung, daß dann in den höheren Unterrichtsverwaltungen ein "(..) bestimmter Rationalismus (..) die Universitätsangelegenheiten mit gesteigener Energie in Angriff nehmen" würde (Bekker 1869, S.128-132).

Im Kern traf diese Prognose zu. Auch Heinrich von Sybel, der die "(..) große Wandlung von 1871" für die Universitäten positiver einschätzte, empfahl - "(..) namentlich in einem Staate wie Preußen" - eine "(..) Decentralisation der akademischen Verwaltung" (Sybel 1874, S.35).

Bis zum ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts hatte sich demzufolge auch die Topographie der Standesehre verändert, wobei im späten Kaiserreich insbesondere die Universität Berlin als Hochburg des "akademischen Konservatismus" in Bezug auf eine Gesamtinteressenvertretung galt: Zum einen versuchten nun vor allem jüngere preußische Dozenten an Universitäten zu gelangen, die von 'liberalen' Kultusbürokratien (Baden, Sachsen, Sachsen-Thüringen) verwaltet wurden. Zum anderen wurde schon vor der Einberufung der Hochschullehrertage "(..) öfters behauptet (..), Professoren süddeutscher Universitäten hätten um der Persönlichkeit Althoffs willen Berufungen an preußische Hochschulen abgelehnt." Althoff bemerkte zwar zu diesem Vorwurf in einem Brief an Arnold Sachse vom Oktober 1907: "Davon ist mir nicht das Mindeste bekannt. Ich halte das für eine fabula conventa, zu der die fortschrittliche Presse in Berlin das meiste beigetragen hat" (Sachse 1928, S.196f.), doch steht fest, daß gerade die Professoren der zur "Centralhochschule" avancierten Universität Berlin eine fast vollständige Zurückhaltung gegenüber den Hochschullehrertagen zeigten, und ein korporatives Unabhängigkeitsbewußtsein eher auf den

16) Auf den preußischen Universitäten lehrten im WS 1908/09 etwas mehr als 2000 Professoren (Berlin: um die 500; Bonn: 200; Breslau: 200; Göttingen: 165; Greifswald: 105; Halle: 175; Kiel: 130; Königsberg: 160; Marburg: 115; Münster: 95; Straßburg: 165). Auf den mittel- und süddeutschen Universitäten lehrten über 1400 Professoren; davon in Bayern an die 450 (München: 260; Würzburg: 105; Erlangen: 80); in Baden an die 300 (Heidelberg: 155; Freiburg: 145); in Württemberg 110 (Tübingen); in Hessen 115 (Gießen); in Mecklenburg-Schwerin an die 70 Professoren (Rostock) und in Sachsen und Sachsen-Thüringen an die 360 Dozenten (Leipzig: 240; Jena: 120). Ausgezählt nach den einzelnen Personal- und Vorlesungsverzeichnissen der Universitäten Berlin, Bonn usw. vom Wintersemester 1908/09. Die Zahlen sind jeweils geringfügig auf- und abgerundet, wobei durch die Auszählung der einzelnen Verzeichnisse eine Fehlerquote von plus/minus 2-3% pro Universität einzurechnen ist.

süd- und mitteldeutschen Universitäten anzutreffen war, deren Professoren auf der Tradition professoraler Unabhängigkeit von oben beharrten.

Über die rückschrittliche Rolle der Universität Berlin gibt dabei die Abfolge der einzelnen Versammlungsorte der Hochschullehrertage nach der Salzburger Zusammenkunft Aufschluß, wenn man sich die Aufeinanderfolge Jena-Leipzig-Dresden-Straßburg topographisch vergegenwärtigt und als 'intentionales' Handeln begreift. In dieser Perspektive läßt sich die Aufeinanderfolge als zielgerichteter und schließlich fehlgeschlagener 'Marschplan' der süddeutschen Vertreter der "Standesehre" auf dem Weg nach Berlin verstehen:

Nach dem Auftakt in Salzburg wurde sofort eine Zusammenkunft in süddeutschen Universitätsstädten vermieden, und man steuerte mit der Wahl der mitteldeutschen 'Zwischenstationen' Jena (Thüringen-Sachsen) und Leipzig (Sachsen) direkt auf den Mittelpunkt der preußischen Wissenschaft, die Universität Berlin, zu. Die darauffolgende Wahl Dresdens (Sachsen) ist bereits als 'Niederlage' der süddeutschen "philosophia militans" anzusehen. Denn nach der Zusammenkunft in Leipzig (Oktober 1909) hatte man für den Herbst 1910 ein demonstratives Treffen in Berlin geplant, welches wegen des bevorstehenden Universitätsjubiläums der Berliner Universität (1910) zuerst um ein Jahr verschoben werden mußte und schließlich am Widerstand der Berliner Professoren scheiterte. Wollte man den bisher erreichten 'Gebietsgewinn' nicht durch einen vollständigen 'Rückzug' verspielen, so blieb nur Dresden als Ausweichort der nächsten Tagung übrig. Damit war die 'Offensivtaktik' durch die Abfolge Jena-Leipzig-Dresden gescheitert, und geriet so zu einem im gebührenden Abstand verbleibenden 'belagern' der "(..) wahren deutschen Central-Hochschule" (Wagner).

Mit der darauffolgenden Wahl der Universität Straßburg (Oktober 1913) als Versammlungsort des V. Hochschullehrertages hatte man die im auf der Stelle treten vor der Universität Berlin gescheiterte Strategie des direkten und demonstrativen Zugriffs aufgegeben. Der damit erfolgte 'Rückzug' brachte den 'kleinen Sieg', sich auf einer der preußischen Verwlatung zugeordneten Universität versammeln zu können.

Die Tatsache, daß keine Versammlung in Berlin stattfinden konnte, verweist auf die Sonderstellung dieser Universität. Schon 1830 konnte Liebig an Wöhler schreiben, daß ein "(..) Gießener Professor gar manches bleiben lassen muß, was sich ein Berliner erlauben darf" (Carriere 1893, S.11), und in den 1860er Jahren gewährte eine Stellung an der Berliner Universität bereits einen entsprechend größeren Etat an Sachmitteln zur Forschung und höhere Honorareinnahmen (vgl. den Briefwechsel Jahn/Mommsen: Wickert 1962, S.256f.).

In den 1870er Jahren war die "(..) Metropole der deutschen Intelligenz" (Schönbein: Kalhbaum/Thon 1900, S.195) als Universität zu einem "(..) Riesen" geworden, und damit zur "(..) Gralsburg der deutschen wissenschaftlichen Geistigkeit" aufgerückt (vgl. Hübner 1961), wobei die materielle Vorrangstellung dieser Universität von Althoff ebenso als hochschulpolitisches Ziel weiterverfochten, als auch die pekuniäre Sonderstellung der in Berlin versammelten "Großen Männer" immer beibehalten wurde (vgl. Sachse 1928, S.234f.). In ihrem "(..) Charakter als wahre deutsche Central-Hochschule" und "(..) wahre Weltuniversität" (Wagner 1894, S.54) bejubelt,

nutzten die Professoren Berlins die Möglichkeit der direkten Kontaktaufnahme mit Regierungsstellen und preußischer Kultusbürokratie. Dies führte ab den 1890er Jahren zu einer durch die zeitgenössische Publizistik kritisierten gouvernementalen Anbindung der Professoren Berlins und einer entsprechend loyalen Haltung der dortigen Dozenten zu Althoff (vgl. vom Bruch 1980, S.92ff.). Daß die exponierte Stellung der Universität Berlin einen entsprechend unsolidarischen Typus des Berliner Dozenten schuf, wurde von einigen Teilnehmern der Hochschullehrertage offen ausgesprochen. Ein Jahr nach dem im großen Stil gefeierten Universitätsjubiläum der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin (1910) hob Georg Kaufmann in der Festrede zur Hundertjahrfeier der "Provinzialuniversität" Breslau hervor:

"Auffallend ist (..) die Teilnahmslosigkeit gegenüber den allgemeinen Interessen der Universitäten Preußens, der viele Kollegen nach ihrer Übersiedlung nach Berlin verfallen". Und der ebenfalls in den Hochschullehrertagen engagierte Karl Lamprecht schrieb 1912 in einem Brief über die Schwierigkeiten der Vorbereitung einer Universitätsreform: "Nach meiner Auffassung ist augenblicklich das größte Hindernis auf dem gesamten Gebiete, auf dem so unendlich viel zu tun ist (..), die gänzliche Interesselosigkeit der Universität Berlin. Die Berliner Herren Professoren kommen sich ja selbst als eigentlich schon von Natur aus besonderem Holz geschnitzt vor, dazu kommt ein wenig das Gefühl der beati possidentes und so entsteht denn der Hang zu dem, was Erich Schmidt in seiner Berliner Gratulationsrede so artig akademischen Konservatismus genannt hat" (nach vom Bruch 1980, S.109f.).

Die Berliner Universität spielte damit im Professionalisierungsversuch der Professoren Deutschlands eine ähnlich hemmende Rolle, wie die Colleges Oxford und Cambridge in England, die bis in die 1930er Jahre hinein nicht der 1919 gegründeten "Association of University Teachers" beitraten (vgl. dazu Perkin 1969, S.49f.). Daß sich die Berliner Professoren den Hochschullehrertagen nicht anschloßen, mußte dabei den Verlauf des Organisationsversuches umso negativer beeinflussen, als allein 15% aller reichsdeutschen Dozenten an der Universität Berlin lehrten.

Dieser negativen Topographie der Standesehre im späten Kaiserreich läßt sich eine Landkarte jener Universitäten zur Seite stellen, von welchen aus die Hochschullehrertage initiiert wurden, oder die als Tagungsorte dienen konnten, wobei sich für alle Universitäten Sonderbedingungen der Existenz einer "akademischen Solidarität" und "Standesehre" angeben lassen:

Die Hochschullehrertage wurden von München und Leipzig aus initiiert. Nach Berlin mit annähernd 500 Dozenten, stellten sie die zwei Universitäten mit dem größten Lehrkörper dar (München: 260; Leipzig: 240 - Angaben für das WS 1908/09). Unter König Max II. war der Versuch unternommen worden, die bayrischen Universitäten zu einem wissenschaftlichen Zentrum zwischen Österreich und Preußen auszubauen. Bis 1856 erfolgten dabei 55 Neuberufungen, die, wenn auch oft gegen den Willen der Fakultäten durchgesetzt, alle unter dem Gesichtspunkt der Gewinnung hervorragender und liberaler Lehrkräfte vorgenommen worden waren. Diese fortschrittliche Berufungspolitik, die vor allem für München zur Vokation norddeutscher und protestantischer Gelehrter führte, hatte eine vollständige Umschichtung des Lehrkörpers der Ludwig-Maximilians-Universität zur Folge, wobei die Konfrontation zwischen neuberufenen "Nordlichtern" und eingessenen "Ultramontanen" ein einmaliges Spannungsfeld konfessioneller, bildungspsychologischer und korporativer Art schuf (vgl. Boehm 1975, S.102off.), welches eine bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts reichende Politisierung der Münchner Dozenten begünstigte. Von den in München lehrenden Professoren, die den 'harten Kern' der Hochschullehrertage bildeten, stammten

nur der junge Historiker Siegmund Hellmann und der antiultramontan engagierte Karl von Amira direkt aus München. Die auf den Hochschullehrertagen aktiven Professoren Lujo Brentano, Walter Lotz, Georg von Mayr und Emil Kraepelin, die zwischen 1891 und 1904 nach München berufen worden waren, trafe alle auf ein in Angelegenheiten "Ultramontanismus" hochpolitisiertes Milieu, welches durch die Polarisierung des Lehrkörpers und dem politischen Einfluß des Zentrums zur Stellungnahme zwang und zur Herausbildung einer professionspolitisch nutzbaren 'Wehrhaftigkeit' führte!¹⁷⁾ Daß die Wahl der auf Salzburg folgenden Hochschullehrertage auf die Universitäten Jena, Leipzig und Dresden fallen konnte, war ebensowenig zufällig. In Sachsen war nach dem 1871 erfolgten Sturz des Kultusministers Falkenstein der Leipziger Rechtswissenschaftler Karl von Gerber an dessen Stelle getreten, so daß nicht nur in Jena eine liberale Tradition erhalten blieb, sondern auch in Leipzig Gelehrte wirkten, die bereits auf den Salzburger Ferialkursen in Erscheinung getreten waren (Lamprecht, Ostwald, Eulenburg, Weigand, Hirt) oder organisatorische Schlüsselstellungen auf den Hochschullehrertagen innegehabt hatten (Binding, Wach, Bücher).¹⁸⁾ Dieser Tradition einer liberalen Kultusverwaltung in Sachsen ähnelte nur die Situation in Baden (Heidelberg, Freiburg, s.u., S.115), während in Straßburg, wo der V. Hochschullehrertag stattfand, durch die 1872 erfolgte Gründung einer Universität im "Reichslande" des annektierten Elsaß-Lothringen, eine besondere akademische Solidarität schon dadurch gegeben war, daß sich die Professoren in einem kulturfremden Milieu befanden, was als eine Art 'Emigrantenstatus' erlebt wurde!¹⁹⁾

Das Führungsprofil der Hochschullehrertage

Eine Zusammenstellung derjenigen Dozenten, die die Hochschullehrertage (künftig in diesem Abschnitt: HLT) organisierten und die somit zur Kerngruppe der "Hochschullehrerbewegung" (Binding) zählten, ergibt folgende Liste:²⁰⁾

An erster Stelle ist der Münchner Rechtshistoriker Karl von Amira (1848-1930) zu nennen, der

17) Hinweise auf die allgemeine politische Kampf Stimmung finden sich in den die bayrischen Verhältnisse betreffenden Dokumenten in der Quellensammlung des Salzburger Ferialvereins (vgl. Salzburg 1904).

18) vgl. R.Kötzschke/H.Kretzschmer: Sächsische Geschichte; Frankfurt 1965, S.347ff. E.Maschke: Die Universität Jena; Köln/Graz 1969, S.82-114. H.Helbig: Die Universität Jena; Frankfurt 1961, S.74-90.

19) Die Professoren fühlten sich teilweise als "(..) Einwanderer" (Hoche 1939, S.130). Diese Art des Quasi-'Emigrantenstatus' zog eine engere Tuchfühlung zwischen den einzelnen Kollegen nach sich: "Es hat wohl nie eine deutsche Universität gegeben, in der ein so reger Zusammenschluß unter den Professoren stattgefunden hat, wie damals in Straßburg. Man traf sich täglich für eine halbe Stunde bei einem Glase Bier. Das Zentrum der einen war die 'Espérance' in der Kalbgsasse, das der anderen bei der Dicken Anna in der Goldschmiedegasse. Dort verkehrten hauptsächlich Mediziner, Naturforscher, aber auch Mitglieder anderer Fakultäten, hier mehr die Vertreter der humanistischen Fächer. An beiden Orten wurden die Tagesereignisse auf dem Gebiet der Politik und der Wissenschaft, selbstverständlich auch alle Universitätsangelegenheiten erörtert. Beide Lager standen in enger Tuchfühlung miteinander. Sie dienten der Übereinstimmung des gesamten Lehrkörpers in allen großen Fragen (..)"(Brentano 1917, S.56f.).

20) Als Auswahlkriterien galten: stetige und aktive Teilnahme an den Hochschullehrertagen, Übernahme von organisatorischen Funktionen über mehrere Tagungen hinweg (Schriftführer, Vorstand, Tätigkeit im geschäftsführenden Ausschuß), häufig erfolgte Übernahme von Referaten. Vgl. bes. HLT/I, S.IV, 1f., 22; HLT/II, S.628f.; HLT/III, S.4f. und 61; HLT/IV, S.3f. und 86f. und HLT/V, S.1f.

von seinen Kollegen als eigenwilliger, vornehm-aristokratischer und "temperamentvoller" Charakter geschätzt wurde. Zugleich freisinnig und konservativ orientiert, engagierte er sich in der "Anti-Duell-Liga"²¹⁾ präsidierte der Münchner Organisation des "Antiultramontanen Reichsverbands" (1910 trat er aus der katholischen Kirche aus)²²⁾ war im "Verband für internationale Verständigung" aktiv und unterstützte an der Ludwig-Maximilians-Universität die "freie Studentenschaft."²³⁾

Eine organisatorische Schlüsselrolle kam ferner dem Leipziger Straf- und Staatsrecht lehrenden Karl Binding (1841-1920) zu, der, anders als Amira, exponiert im Rahmen akademischer Selbstverwaltung tätig war, dem man aber, ähnlich wie diesem, "(..) ehrliches Draufgängertum", "(..) harten Wahrheitstrotz" und "(..) impulsives Temperament" attestierte.²⁴⁾ Schließlich sind von den Juristen noch der neben Binding in Leipzig lehrende Adolf Wach (1843-1926) und der Kieler Handelsrechtslehrer Max Pappenheim (1856-1935) zu nennen. Hatte Wach während seiner Studienzeit in derselben Verbindung wie Max Weber seine 'Schule der Ehre' durchlaufen (vgl. ALA, S.304), so galt Pappenheim im Kreis seiner Kollegen als "(..) das Gewissen der Selbstverwaltung" und ging, sein "(..) Ehrenschild immer blank haltend", keinen Zwistigkeiten aus dem Weg.²⁵⁾

Adolf Wach war zugleich der erste Vorsitzende des auf dem Dresdner Hochschullehrertag gegründeten "Deutschen Hochschullehrervereins" und Geschäftsführer des 1903 ins Leben gerufenen "Akademischen Schutzvereins", bei welchem auch der Leipziger Nationalökonom und spätere Zeitungskundler Karl Bücher (1847-1930) eine organisatorische Schlüsselstellung innehatte. Wach und Bücher, zugleich Herausgeber des "Korrespondenzblatts des akademischen Schutzvereins" (Jg. 1(1907) bis 10(1920)), hatten damit eine sich in ihrem äußeren Auftreten kämpferisch gebärdende Interessenvereinigung der Professoren als "(..) geistige Arbeiter" (Autoren) zu schaffen

21) Amira und die ebenfalls bei den Hochschullehrertagen aktiven Münchner Professoren Brentano und von der Leyen bildeten den Vorstand der Landesgruppe Bayern, Fr. Paulsen übernahm ähnliche Funktionen in Norddeutschland. 1906 waren 200 Hochschullehrer in der Anti-Duell-Liga Mitglied (vgl. Ehrenschild 1(1910)H.1,S.11;2(1911)H.1,S.60 und 1(1910)H.1,S.13).

22) Auf dem Dresdner Hochschullehrertag wurde eine Resolution verabschiedet, wonach derjenige kein Mitglied des "Vereins Deutscher Hochschullehrer" werden konnte, der den Antimodernisten-eid geleistet hatte (vgl. HLT/IV,S.4-15; zum Thema Antimodernismus und katholische Kirche vgl. Horstmann 1976; ferner die entsprechenden Verfügungen in: K.Klitzka (Hg.): Lumen de Caleo,Praktische Ausgabe der wichtigsten Rundschreiben Leo XIII. und Pius XI.;Ratibor)1934).

23) vgl. Paul Puntchart: Karl von Amira und sein Werk; Weimar 1932.

24) Joachim Nagler: Karl Binding zum Gedächtnis; in: Der Gerichtssaal 91(1925),S.1-66;hier59 u.56f.

25) K.A.Eckhardt: Nachruf auf M.Pappenheim;in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanist.Abt., Bd.55(1935),S.XIV-XXIV, hier S. XXIII und XIV.

versucht, die anfänglich wesentlich mehr Resonanz fand als die HLTe.²⁶⁾

Neben dem auf Kollegialität bedachten²⁷⁾ und zu wehrhaftem Auftreten²⁸⁾ neigenden Karl Bücher war Lujo Brentano (1844-1931) der zweite, in seinem äußeren Gebaren in vielem Bücher ähnelnde Nationalökonom, der mit Amira zu den aus München kommenden Mentoren der Hochschul-Lehrertage zählte. Der auch sozialpolitisch ungemein exponierte Brentano, wurde als "(..)stets (ritterlich) für den mit Unrecht Verletzten" eintretender "(..) Kämpfer" und als der in "(..) klirrenden Waffengängen" fechtende, "(..) größte Polemiker" der Nationalökonomie eingeschätzt (Kundgebungen 1915, S.7 und 12).

Weiter ist eine Gruppe jüngerer Nationalökonomien zu nennen: Der einst bei Brentano assistierende, schon ein Jahr nach Brentanos Berufung nach München ebendort zum Professor (1891) avancierte Walter Lotz (1865-1941), der später zusammen mit E.Francke den zweiten Teil der vom Verein für Sozialpolitik Angeregten Untersuchung "Die geistigen Arbeiter" (1922) veröffentlichte, und Franz Eulenburg (1867-1943), der sich bei Bücher mit einer Arbeit über die Entwicklung der Universität Leipzig habilitierte. Eulenburg, der wie Werner Sombart, Alfred Weber und Ferdinand Tönnies beim ersten Salzburger Ferialkurs auftrat, engagierte sich nur auf den ersten drei HLTen und zog sich, wohl aus Enttäuschung über die herbe Aufnahme seiner Nachwuchs-enquete, wieder zurück. Insofern ist er, wie die nur partiell teilnehmenden 'Soziologen', nur bedingt dem harten Kern der HLTe zuzurechnen.²⁹⁾

26) Begonnen hatte die Debatte mit Friedrich Paulsens Artikeln über "Bücherpreise", in welchem er dem "Börsenverein des deutschen Buchhandels" wegen der Abschaffung des Kundenrabatts und der steigenden Bücherpreise kritisierte und eine Mitbestimmung der Autoren bei der Festlegung der Endverkaufspreise sowie eine Gewinnbeteiligung forderte (vgl. Paulsen/Ruprecht 1903). Kurz danach trat Karl Bücher mit einer Denkschrift des "Akademischen Schutzvereins" hervor. Büchers Arbeit, die öffentlich lebhaft diskutiert wurde und mehrere Auflagen erlebte, betonte, daß die "(..)deutsche Wissenschaft" jetzt "(..) das Recht für sich in Anspruch " nehmen würde, "(..) in Fragen des Vertriebs ihrer Schriften mitzusprechen" (Bücher 1903, S.243f.). Die "akademischen Lehrer" seien in eine "(..) Kampfesstellung" gedrängt worden, wobei man nicht vor dem Gedanken zurückschrecke, "(..) Gewalt mit Gewalt vertreiben zu müssen": "Gründe der allgemeinen Wohlfahrt" würden es verlangen, die "(..) von einer Interessengruppe über die Volksbildung, den Jugendunterricht, die Wissenschaft verhängte Besteuerung, die Unterdrückung des freien Verkehrs, die Ausbeutung der geistigen Arbeiter (zu) bekämpfen". Immer noch gelte der Grundsatz der alten sächsischen Herzöge, "(..) die da meinten, daß wer 'die Leute mit übermäßiger Taxe und unchristlichem Wucher beim Verkauf der Bücher übersetzt', keine Rücksicht verdient und daß 'die Autoren wegen ihrer Mühe Rekompensation haben müssen'" (Bücher 1903, S.239f.).

27) So beklagte er schon 1904 gegenüber A.Schulte "(..) aufs tiefste den (...) Mangel an akademischen Gemeinsinn" (braubach 1965, S.386), der den Kollegen eigen sei.

28) Voelcker spricht von Bücher als einer Person, die ihre "(..) Überzeugung mutig und ohne Rücksicht auf die Folgen" vertrat, Goetz von einer "(..) leidenschaftlichen und kämpferischen Natur" (W.Goetz: Historiker in meiner Zeit, Gesammelte Aufsätze; Köln/graz 1957, S.280. H.Voelcker: Karl Bücher, in: Nasauische Lebensbilder II(1943), S.280-294, hier S.293).

29) Von den angehenden Soziologen wäre noch am ehesten Max Weber hinzu zu zählen, da er an drei Hochschullehrertagen teilnahm und bei den Wahlen des Vorstandes des "Vereins für Hochschullehrer" in den "Großen Ausschuß" delegiert wurde (HLT/IV, S.87). Sombart hatte zwar zum Vorbereitungs-komitee des I.Hochschullehrertages gehört (HLT/I, S.IV), trat dann aber nicht mehr in Erscheinung. Er las nur auf dem 1. Salzburger Ferialkurs "Über den Geist im Wirtschaftsleben" und 1906 über "Revolution und Sozialismus". Auch Alfred Weber, der schon beim ersten Salzburger Kursus über "Probleme der großindustriellen Entwicklung" referierte, und auf dem I. und II. Hochschullehrer-tag aktiv war, trat später nicht mehr hervor. Tönnies hielt auf dem 1.Ferialkurs eine Vorlesung "Über sozialpolitische Ansichten der Geschichte", leitete in Kiel die Ortsgruppe des Hochschullehrertages, trat aber auf den Tagungen kaum in Erscheinung (nur nachweisbar für HLT/III). Die übrigen Soziologen scheinen nur in Salzburg aktiv gewesen zu sein. So las Georg Simmel über "Schopenhauer und Nietzsche"(1905) und Othmar Spann "Ausgewählte Kapitel der Soziologie"(1913) (Nachweise in: Deutscher Hochschulwart 10(1914), S.6-11).

Derselben Generation wie Eulenburg und Lotz gehörte auch der auf den HLTen äußerst engagierte und in Wien lehrende Nationalökonom Ludo Moritz Hartmann (1865-1924) an, welcher zugleich in der Sozialdemokratie politisch tätig war und eine von den deutschen Historikern umstrittene Mommsen-Biographie veröffentlicht hatte. Wie Hartmann war auch der jüdische Historiker Siegmund Hellmann (1872-1945) auf allen fünf HLTen anwesend. 1909 wurde er zum außerplanmäßigen außerordentlichen Professor in München ernannt, vollzog später durch den Einfluß Max Webers eine Hinwendung zur Sozial- und Wirtschaftsgechichte und galt ferner als eine "(..) grundsätzlich auf Gerechtigkeit eingestellte Natur", wodurch er "(..) wiederholt Zusammenstöße mit Kollegen" hatte.³⁰⁾ Von den älteren Historikern gehörte nur der in Breslau lehrende Georg Kaufmann (1842-1929) zur Kerngruppe der HLTen. Er hatte bereits 1904 in Salzburg gelesen und pflegte Universitätsgeschichte als Schwerpunkt seiner Fachinteressen.³¹⁾

Zum harten Kern der Hochschullehrertage zählten schließlich auch der 1904 nach München berufene Psychiater Emil Kraepelin (1856-1926), der in Jena lehrende und vor allem die frühe Volkshochschulbewegung mitorganisierende Pädagoge Wilhelm Rein (1847-1929) und die in das deutsche Universitätswesen noch immer nicht vollständig integrierten Lehrer der Technischen Hochschulen: der Leiter des anorganisch-chemischen Laboratoriums der TU Charlottenburg Hugo Erdmann (1862-1910), der an der TH Hannover lehrende Bauingenieurwissenschaftler Karl Georg Barkhausen (1849-1922) und der Direktor der TH Karlsruhe Wilhelm von Oeckelhäuser (1850-1923).

Die obige Zusammenstellung läßt folgendes Merkmalsprofil erkennen: Die in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts geborenen und zum Zeitpunkt der Entstehung der HLTen zwischen 60 und 70 Jahren alten Professoren bildeten die zahlenmäßig stärkste Gruppe. Davon hob sich eine Gruppe jüngerer, in den 60er Jahren geborener Dozenten ab, die nun zwischen 40 und 45 Jahre alt waren. Diese Generationendifferenzierung brachte entsprechende Erfahrungsdivergenzen mit sich, die teilweise Spannungsmomente im Hinblick auf unterschiedliche hochschulpolitische Optionen enthielt, und führte dazu, daß sich die älteren Dozenten kontinuierlicher beteiligten, als die jüngeren Lehrer, welche der Generation Max Webers angehörten.

Ferner stellten die der Jurisprudenz (Amira, Binding, Wach, Pappenheim) und Nationalökonomie (Bücher, Brentano, Eulenburg, Lotz) angehörenden Lehrer das Hauptkontingent der organisatorisch aktiven Professoren. Sie wurden von einer kleineren Gruppe von Historikern (Kaufmann, Hartmann, Hellmann) wie von Personen gefolgt, denen in je unterschiedlicher Weise eine randständige und desintegrierte Disziplinenzugehörigkeit im Gesamtgefüge der Fächerstruktur der deutschen Hochschulen eigen war (Erdmann, Barkhausen und Oeckelhäuser als Vertreter der Technischen Hochschulen; der Pädagoge Rein; der Psychiater Kraepelin und die nicht eindeutig dem harten Kern zurechenbaren 'künftigen' Soziologen Alfred und Max Weber, Tönnies und Sombart).

30) Siegfried Hoyer: S. Hellmann; in: M. Steinmetz (Hg.): Bedeutende Gelehrte in Leipzig. Bd. 1; Leipzig 1965, S. 219-227, hier S. 225. Vgl. auch Hellmann 1908.

31) Neben dem zweibändigen Werk zur "Geschichte der deutschen Universitäten" (Stuttgart 1888 und 1896), kleineren Urkundensammlungen ist auch die "Festschrift des 100-jährigen Bestehens der Universität Breslau" (2 Bde.; Breslau 1911) erwähnenswert.

Schließlich zeigt sich, daß einem Großteil der Teilnehmer besondere Dispositionen der Wehrhaftigkeit attestiert wurden. Amira, Binding, Wach, Pappenheim, Bücher, Brentano und Hellmann schrieb man entweder aristokratisch-vornehme Grundhaltungen und "Ritterlichkeit", oder "Gerechtigkeitssinn" und "Wahrheitstrotz", wie auch Überzeugungstreue, "Kämpfertum", Neigung zum "Ehrenhändel" und "Draufgängertum" zu. Damit ähnelt die Führungsgruppe einer versammelten "philosophia militans" (Paulsen).

Der 'harte Kern' der HLTe bestand also aus Personen mit besonderen Konflikt dispositionen. Ferner läßt sich vermuten, daß mit der jeweiligen Disziplinenzugehörigkeit besondere Motivlagen zur Teilnahme an den HLTen und womöglich spezifische Bündel von Dispositionen zu solidarischem und organisatorischem Verhalten verknüpft waren. Da Max Weber ähnliche Verhaltensbesonderheiten zugeschrieben wurden, wie der wehrhaften Kerngruppe der HLTe, und da seine Disziplinenzugehörigkeit sich gleichermaßen auf Jurisprudenz, Nationalökonomie und Soziologie erstreckte, bietet es sich im folgenden an, einige typische Bedingungskonstellationen der Teilnahme an den HLTen am Beispiel seiner Person zu erläutern, wobei jedoch auch auf 'außeralltägliche' Bedingungen seines hochschulpolitischen Handelns hingewiesen werden soll, die für seine Kollegen nicht galten.

c.) 'Außeralltägliche' Bedingungen von Max Webers professionspolitischen Heroismus

"Ich gelte als etwas außerhalb des Universitätsbetriebes stehend."
(Max Weber an Honigsheim)¹⁾

Die zeitgenössische Einschätzung von Webers Person bezog sich "(..) weit mehr auf die bei ihm wahrgenommene oder ihm zugeschriebene moralische Haltung, als auf die Ergebnisse seiner Arbeit" (Lepsius 1977, S.104). In den Nachrufen und Erinnerungen ist oft von Weber als einem "(..) Charakter von heldenhafter Größe" oder "(...) mittelalterlichen Recken vor dem Auszug in den Kampf" (Birnbäum) die Rede. Er wird ferner als Person stilisiert, die "(..) auch am Rednerpult (..) wie auf der Mensur zu stehen schien" (Frankfurter Zeitung), oder sein Charakter wird schließlich als "(..) Verbindung von Skepsis, Heroismus und moralischer Strenge" (Troeltsch) beschrieben. Wenn diese Urteile auch, wie jene von Marianne Webers "Lebensbild", von dem epochalen, in bildungsbürgerlichen Kreisen ausgeprägten Wunsch nach einem "(..) geistigen Führer" mitbestimmt sind, wie dies Loewenstein offen zugab,²⁾ und sich eher auf Webers Person allgemein beziehen, so können sie dennoch als Ausgangspunkt von Überlegungen dienen. Denn Webers hochschulpolitisches Handeln wurde ebenfalls in der zeitgenössischen Presse als von einem "(..) besonderen 'Mut'" (1911g, Sp.2) getragen charakterisiert.

Während jedoch in diesen Urteilen Weber als Person 'außeralltägliche' Qualitäten zugeschrieben werden, geht es im folgenden um Weber als 'Person' im soziologischen Sinn des Wortes und damit um eine Explikation von 'besonderen' Handlungsbedingungen und Dispositionen,

1) Honigsheim 1963, S.172.

2) Alle Zitate nach König/Winckelmann (diess. 1963, S.19, 35, 39, 46, 49). Die Nekrologe auf Weber wären teilweise als Illustrationsmaterial zu Webers Herrschafts- und Religionssoziologie zu gebrauchen. Erste Hinweise auf Möglichkeiten der Analyse von Nekrologen von Gelehrten bietet Treiber (ders. 1979), der teilweise auch mit Webers Soziologie des Charismas arbeitet.

die Weber soziologisch gesehen von einem (preußischen) 'Normalprofessor' unterschieden.

Stellvertretendes hochschulpolitisches Handeln eines "süddeutschen" Professors

Die erste Bedingung für Webers Teilnahme an den Hochschullehrertagen kann darin gesehen werden, daß er ein süddeutscher, spezieller: ein dem badischen Kultusministerium unterstellter und der Heidelberger Universität zugehöriger Professor war. Wie Weber selbst herausgestellt hat, war Badens Kultusverwaltung gegenüber den von Preußen und Bayern liberaler eingestellt:

"Die beiden Universitätsbürokratien Sachsen und Badens stehen an der Spitze aller an Wohlwollen und verständnisvoller Berücksichtigung der Wünsche der Universitäten, auch da, wo sie ihnen im ersten Augenblicke irrationell und töricht erscheinen, wo sie vielleicht auch einmal wirklich töricht sind. Diese beiden Verwaltungen sind, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, ganz heterogen gegenüber der Verwaltung Preußens seit langen Jahren, und es scheint auch gegenüber der Verwaltung Bayerns; man sagt es so" (1912, S.71; vgl. über die Unterschiede der einzelnen Kultusverwaltungen auch erste Hinweise bei Biermer 1903 und Bornhak 1901).

Besonders für die Universität Heidelberg galten Sonderbedingungen, denn "(..) Heidelberg war keine Landesuniversität, wollte es nicht sein und sollte es nach dem Willen der Regierung selbst nicht sein" (Mohl 1902, S.219). Da sie den Charakter einer "(..) allgemeinen deutschen Hochschule" tragen sollte, und sich infolgedessen der Kontakt zwischen Universität, Professoren und Regierung locker gestaltete, konnte sich ein entsprechend fortschrittliches Selbstverständnis der Heidelberger Professoren herausbilden, von welchem Levin Goldschmidt bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts berichten konnte. Als Webers Doktorvater zwischen Juli und August 1854 eine Rundreise unternahm, um sich wegen seiner jüdischen Herkunft an den Universitäten Berlin, Heidelberg, Tübingen, München, Wien, Leipzig, Jena und Göttingen nach seinen Habilitationschancen zu erkundigen, wurde er nur in Heidelberg und Göttingen positiv aufgenommen, wobei sich an der Ruperto-Carola Mohl und Mittermaier in den "(..)stärksten Ausdrücken" über die Verhältnisse an den preußischen und anderen Universitäten ergingen.³⁾ Diese korporative Aufgeschlossenheit blieb auch noch nach 1870 bis zur Jahrhundertwende erhalten, da die "Provinz" Heidelberg ähnlich Freiburg gerade für die "(..) freien und starken Naturen" (Salin 1956, S.13) unter den angehenden Professoren aus Preußen attraktiv wurde, welche die gouvernementale Anbindung der Berliner Professoren oder das "System Althoff" ablehnten.

Webers Teilnahme an den Hochschullehrertagen war, da er süddeutscher Professor war, ebenso durch die Stellung Heidelbergs als "Provinz" - Universität mitbestimmt,⁴⁾ wie auch von der Befürchtung mitgetragen, daß die Kultusreferentenkonferenz ein "Kartell"(Weber) der Unterrichtsverwaltungen schaffen würden und - wie selbst Delbrück eingestehen mußte - Professoren nach Art der "Göttinger Sieben" künftig keine Aufnahme mehr finden könnten. Über die damals "(..) schon (..) nicht selten erbitternde Art, wie das preußische System (..) auch außerhalb Preußens seine Kreise zu ziehen" (1908a, Sp.3) begann, schwieg Weber sich jedoch aus.

Wie allen anderen 'süddeutschen' Kollegen standen Weber so im Gegensatz zum 'preußischen'

3) Goldschmidt 1898, S.197ff. Da Goldschmidt über seine Universitätsanfragen immer dem Vater Bericht erstattete, stellt dieser dokumentierte 'Bittgang' eine wertvolle Topographie korporativer Voreingenommenheit um die Mitte des 19. Jahrhunderts dar.

4) Man denke an eine Anmerkung in der "Protestantischen Ethik": "Die ganz ungenügende Ausstattung der deutschen Bibliotheken bringt es mit sich, daß man in der 'Provinz' die allerwichtigsten Quellschriften und Arbeiten nur auf kurze Wochen leihweise von Berlin oder anderen Bibliotheken erhalten kann" (PE/I, S.192).

Professor 'außeralltägliche' Handlungsfreiräume offen, wenn es um den Beitritt in eine gegen die preußische Kultusbürokratie gerichtete Organisation ging, die notwendigerweise eine Stellvertreterfunktion für die preußischen Universitäten übernahm.

Die "außerordentliche" Stellung Webers im Gefüge der Lehrkörperstruktur

"(Ich) bin jetzt eigentlich auch nur Privatdozent (..)"
(Weber auf dem III. Hochschullehrertag)

Was Weber jedoch von anderen süddeutschen Professoren unterschied, war die Tatsache, daß er wie Michaelis öffentliche Kritik am 'System Althoff' - 'nach Althoff' übte. Die Form, in der Weber sie auf dem IV. Hochschullehrertag und danach gezwungenmaßen in der Presse formulierte, hätte für jeden süddeutschen Professor in Baden ein Risiko dargestellt. Weber, der im Zusammenhang mit den Presseerörterungen zum Thema Althoff dem badischen Kultusministerium Rede und Antwort stehen mußte (vgl. GLA 235/2644), war jedoch schon 1903 mit dem Rücktritt von der ordentlichen Professur zum Honorarprofessor mit Lehrauftrag ohne Promotionsrecht und ohne Mitspracherecht in der Fakultät ernannt worden. Durch diese 'außerordentliche' Position war Weber zwar einerseits noch in die Heidelberger Universität eingebunden, andererseits repräsentierte er aber insofern den 'Privatgelehrten', als eine Einbindung in bürokratische Strukturen wegfiel. Da er keine umfangreichen Sachmittel zu verwalten hatte (Institut, Seminar), fielen entscheidende, aus dem bürokratischen Abhängigkeitsverhältnis resultierende Handlungsrestriktionen und Sanktionsmöglichkeiten seitens des Kultusministeriums weg. Es war ihm bewußt, daß ihm mit dieser 'exzentrischen Positionalität' einer nur 'quasibeamtlichen Stellung', analog der Situation eines Privatdozenten ohne Absichten auf das Amt einer ordentlichen Professur, ein gegenüber den anderen Professoren spezifisch außeralltäglicher 'Handlungsfreiraum' zuwuchs. Als sein Angriff auf das "System Althoff", der in der Presse lebhaft diskutiert wurde, eine Teilcharismatisierung seiner Person nach sich zog, betonte er deshalb⁵⁾

"Hier und da ist in der Presse von dem besonderen 'Mut' gesprochen worden, den die offene Erörterung solcher Dinge von meiner Seite - mit einem unangenehmen Seitenblick auf meine Kollegen - beweise. Sehr mit Unrecht. Meine Kollegen, speziell in Preußen, setzen bei offener Erörterung solcher, allseitig bekannten, Dinge keineswegs nur ihre persönliche Stellung, sondern vielfach auch die sachlichen Interessen ihrer Institute aufs Spiel, da sie bezüglich der Lehrmittel vielfach auf den guten Willen des Unterrichtsministeriums angewiesen sind. Bei mir ist dies nicht der Fall, da meine, in Erinnerung an frühe Jahre mir wertvolle Beziehung zur Universität Heidelberg, welche ich äußerstenfalls aufs Spiel setze, leider zur Zeit und für die absehbare Zukunft nur eine formelle sein kann. Auf den, etwas bequemen, Standpunkt freilich: 'solche Erörterungen nutzen voraussichtlich doch nicht, darum soll man sie lassen', stelle ich mich nicht, jedenfalls nicht in diesen Angelegenheiten"(1911g, Sp.2).

Ob Weber im Fall der Kritik am "System Althoff" von einzelnen Professoren "vorgeschickt" wurde, womit eine manifeste Stellvertretung professionspolitischer Interessen vorläge, oder ob nur von einer latenten Stellvertretung zu sprechen ist, läßt sich jedoch nicht endgültig klären.

5) Weber wurde ambivalent eingeschätzt: Von den einen wegen seines 'Mutes' bewundert, formulierten andere, daß ihm "(..) im Augenblick rhetorischer Erfolge die Hemmungen" fehlen würden, welche allein einen "8..) soliden Inhalt seiner Reden gewährleisten" würden. Er habe "(..) wie unter einem akuten Anfall von Psychopathia incriminialis" zum Sturmloch ausgeholt (Salvisberg 1911, S.8).

Die Disziplinenzugehörigkeit zu Jurisprudenz, Nationalökonomie und Soziologie: Motive und Dispositionen

Es wurde bereits die Vermutung ausgesprochen, daß bei den Professoren die die Kerngruppe der Hochschullehrertage bildeten, das Profil der Fachzugehörigkeit auf entsprechende Motivlagen der Teilnahme verweist. Dies ist nun für Weber und die anderen Professoren aufzuzeigen: Für den hohen Anteil der Vertreter der Jurisprudenz scheint eine solche Annahme auf den ersten Blick nicht plausibel, da die Rechtswissenschaft aus heutiger Sicht eine anerkannte Disziplin mit entsprechend hohem inner- und außeruniversitären Prestige ist. Zwar hatte die juristische Fakultät auch um die Wende ins 20. Jahrhundert eine entsprechend anerkannte Stellung, was daran erichtlich wird, daß die Personen, welche den Hochschullehrertagen kritisch eingestellt waren, davon sprachen, daß es die "(..) Wortführer in Leipzig" verstanden hätten, "(..) die Verhandlungen wieder auf die Höhe emporzuheben, die deutschen Hochschullehrern entspricht"(Salvisberg 1909,S.10), womit auf das Engagement der in Leipzig lehrenden Juristen Binding und Wach angespielt wurde. Doch faktisch zehrten die Vertreter der Jurisprudenz vom tradierten Prestige ihrer Fakultät, das bereits seit den 1890er Jahren zerfiel. Von den Disziplinen, die an den Hochschullehrertagen teilnahmen, war die Jurisprudenz zweifellos die anerkannteste. Gegenüber der positionsranggleichen medizinischen Fakultät, deren Vertreter nicht auf den Hochschullehrertagen zu finden waren,⁶⁾ war das Ansehen der Jurisprudenz jedoch bereits ins Schwanken geraten: Schon ab der Mitte der 1890er Jahre wurden ihre Fakultäten als "(..)Doktorfabriken" kritisiert, in welchen um der Honorareinnahmen willen ein "(..)(un)würdiger Handel mit Doktordiplomen" (HLT/I,S.16) getrieben werde. Besonders an der Universität Leipzig würde die die Promotionsstatistik der juristischen Fakultät "(..) zur Schande" (1909d,S.675) gereichen, wie dies Weber später formulierte.⁷⁾ Leipziger Juristen wie Binding und Wach, die schon 1894 diese Vorwürfe zurückwiesen, hatten daher ein Interesse an der Disziplinierung ihrer Fachkollegen, um das schwindende Ansehen der juristischen Fakultät zu sichern.

Erklärt sich die überdurchschnittliche Teilnahme der Vertreter der Rechtswissenschaft durch den inneruniversitären Statusverlust ihrer Fakultät, so waren die Motivlagen der an den Hochschullehrertagen teilnehmenden Nationalökonomen eher durch ihre prekäre außeruniversitäre Stellung bestimmt: Nach den Angriffen des Freiherrn von Stumm auf die Berliner Nationalökonomie und den Kathedersozialismus (vgl. Andernach 1972), konnte Paulsen die Situation

6) Inneruniversitär wurde die Medizin von den 'Philosophen' mit Ressentiments bedacht (vgl. am Beispiel Berlin Harndt: ders. 1971), insgesamt gesehen nahm sie jedoch den höchsten Rang der Wertschätzung ein. Als Althoff anlässlich der Berufung Spahns angegriffen wurde, erklärten sie: "Wir Mediziner freuen uns des Systems Althoff (..)" (Sachse 1928,S.147). Ob Althoff Honorare gekürzt, politische Berufungen vorgenommen oder das Disziplinargesetz geschaffen habe, sei nicht bekannt, gegenüber Althoffs "(..) Verdiensten" um die Medizin würden diese eventuellen Fehler "(..) federleicht" wiegen. Dieses unsolidarische Verhalten der Professoren der Medizin resultierte nicht nur aus ihrer Stellung als 'beati possidentes' in der inoffiziellen Fächerhierarchie, es war ebenso durch eine tradierte arrogante Geringschätzung mitversursacht, mit welcher 'Philosophen' dieses "Handwerk" betrachteten und ihre Kollegen als "Apotheker und Mistfahrer" (Treitschke) diskreditierten.

7) Die Kritik an den "Doktorfabriken" hatte Mommsen initiiert (vgl. die entsprechenden Aufsätze in: ders. "Aufsätze und Reden"; Berlin 1905; vgl. insgesamt auch HLT/V,S.1ff.).

8) vgl. Akademische Blätter 9(1894/95),S.46

für die "Lehrer der Nationalökonomie" um die Wende ins 20. Jahrhundert wie folgt beschreiben:

"Mit derselben Regelmäßigkeit, wie die Schwalben, stellen sich im Frühjahr in den deutschen Reichs- und Landtagen die Verhandlungen über Universitäten ein; es werden Brandreden gegen Professoren gehalten, die Staat und Gesellschaft untergraben, der Regierung werden freiwillig Ratschläge erteilt, wie diesem unterträglichen Zustand ein Ende zu machen sei" (ders.1899,S.45).

Diese Situation war auch nach der Wende ins 20. Jahrhundert insofern erhalten geblieben, als die Auseinandersetzung um nationalökonomische "Strafprofessuren" gegen den "Kathedersozialismus" andauerten.⁹⁾

Während Nationalökonomie und Jurisprudenz in das Gefüge der Fächerstruktur der deutschen Universität integriert waren, erklärt sich die überdurchschnittliche Teilnahme von Vertretern der Technischen Hochschulen und das Engagement von Soziologen durch deren randständigen Status. Zwar waren die Professoren der Technischen Hochschulen institutionell etabliert, doch fehlte ihnen noch immer eine inneruniversitäre Anerkennung, denkt man an die Auseinandersetzungen um das Titelverleihungsrecht und den aus diesem Konflikt resultierenden Kompromiss vom "Doktor-Ingenieur" (vgl. Sachse 1928,S.303-309 und umfassendere Hinweise bei Rürup 1979). Sie erklärten auf dem III. Hochschullehrertag: "(..) die sogenannte Gleichberechtigung der Technischen Hochschule gegenüber der Universität ist für den Kenner der Verhältnisse eine Fadenscheinigkeit; sie soll erst allmählich im Kampfe errungen werden; zu diesem Kampfe hoffen wir gerade in den Hochschullehrertagen einen Bundesgenossen zu finden"(HLT/III,S.31).

Ähnlich war die Situation für die Teilnahme der 'Soziologen' beschaffen. Allerdings mit dem Unterschied, daß sie als 'künftige' Disziplinenvertreter institutionell noch kaum in den

9) Man kann in der Nationalökonomie nach 1900 drei Lager unterscheiden: Die alte Kerngruppe der im "Verein für Sozialpolitik" Tätigen, die den Standpunkt einer "wertenden Wissenschaft" verfochten und deren Engagement für "Lehrfreiheit" insofern widersprüchlich war. Bereits anlässlich der Spahn-Berufung konnte der Fachkollege Bücher von "(..) einer großen Clique" des "national-liberalen Professorentums" sprechen (Braubach 1965,S.394), womit er die Schwachstelle ihrer Aktivitäten offenlegte. Ebenso waren die späteren Stellungnahmen gegen Ludwig Bernhard auch Proteste einer "liberalen Clique" von nationalökonomischen Professoren, die einen Gelehrten, der keine "kathedersozialistische" Denkungsart vertrat, ablehnten (vgl. die Anspielungen bei G.Bernhard -ders.1908- und das späte Gefecht zwischen Brentano und L.Bernhard: Brentano 1912a bis 1912c und Bernhard 1912a und 1912b). Zur zweiten Gruppe gehörten Professoren wie Ludwig Bernhard, Adolf Weber, Ludwig Pohle, Andreas Voigt und Richard Ehrenberg, die überwiegend ursprünglich Schüler und Anhänger des Kathedersozialismus waren, dann aber von der Schmoller-Schule abrückten und eine Entwicklung von "Sozialethikern" zu "reinen" und "exakten" Wirtschaftswissenschaftlern vollzogen. Im Gegensatz zu den im Verein für Sozialpolitik engagierten Professoren waren sie nicht auf den Hochschullehrertagen vertreten. Da sie teilweise von Industriellen unterstützt wurden, hatten die sich Schmoller zugehörig fühlenden Professoren ein leichtes diese Bemühungen abzukanzeln. Erwähnenswert bleibt, daß diese Gruppe in der "Zeitschrift für Socialwissenschaft" (1(1898)-12(1909) und N.F. 1(1910) bis 5(1914)) den Versuch unternahm, "(..) das politische Moment aus den wissenschaftlichen Erörterungen zu verbannen", den Kathedersozialismus als "(..) Gefühlswissenschaft" bezeichneten und ein an den Naturwissenschaften angelehntes Modell der "exakten" Nationalökonomie zu entwickeln suchten. Zwischen diesen beiden Lagern standen Gelehrte wie Max Weber. Weber führte nicht nur eine Synthese beider Wissenschaftskonzeptionen herbei (vgl. die Rezension über Adolf Weber und die Auseinandersetzungen im Verein für Sozialpolitik 1909b versus 1913a), er war der einzige "Nationalökonom" der Hochschullehrertage, dessen Engagement 'widerspruchsfrei' war, da er sich zugleich gegen Werturteile in der Nationalökonomie (nicht: 'Wertbeziehung') und gegen nichtuniversalistische Einflußnahme von außen richtete. Brentano und seine Fachkollegen forderten dagegen 'Lehrfreiheit' ohne die Konsequenzen einer 'Selbstbescheidung'. Vgl. für die Angriffe auf die Nationalökonomie im Zeitraum 1894-1900 vor allem Lindenlaub (ders. 1967/1,S.53-84). Für die Zeit danach vor allem vom Bruch (ders. 1980,S.294-319 und 438f.), der auch auf den Kreis um die "Zeitschrift für Socialwissenschaft" und die Konflikte um Lehrstuhlbesetzungen der Nationalökonomie nach 1900 (Ehrenberg) eingeht (vgl. für Einzelhinweise ferner auch die Briefe Büchers: Braubach 1965).

Fächerkanon der deutschen Universität integriert waren (vgl. zur Institutionalisierung der frühen deutschen Soziologie: Käsler 1984). Während die Teilnahme von Franz Eulenburg, Werner Sombart, Ferdinand Tönnies, Alfred Weber, Georg Simmel und Othmar Spann an den "Salzburger Ferialkursen" eher durch Popularisierungsabsichten mitbestimmt war,¹⁰⁾ trug Webers Engagement auf den Hochschullehrertagen auch Züge einer Auseinandersetzung um die Etablierung und Anerkennung der Soziologie. In der polemischen Auseinandersetzung zwischen ihm und Delbrück, der das Projekt der Hochschullehrertage der Lächerlichkeit preiszugeben suchte (vgl. Weber 1908a und 1908b und Delbrück 1907a, 1907b, 1908), bezog Delbrück das Engagement seines "(..) süddeutschen" Kollegen sehr schnell auf die Ablehnung des Habilitationsgesuchs von Sombart an der Berliner Universität.

Weber beantwortete Delbrücks Versuch, sein Engagement durch freundschaftliche Beziehungen zu Sombart zu erklären, mit einem handfesten Angriff:

"Die Deutung, welche Herr Delbrück seinem Publikum allen Ernstes vorträgt: meine sachlichen Ausführungen (..) seien durch persönliche Motive bestimmt, würde ich, rührten sie von einem anderen her, natürlich einfach als Niederträchtigkeit bezeichnen und beurteilen. Allein: so ernsthaft darf man - ich würde allerdings sagen: leider! - diese Dinge bei ihm nicht nehmen." Delbrück fehle das "(..) Verantwortungsgefühl des echten Berufsjournalisten": "Denn eben weil er Dilettant ist, so glaubt er (..) wie der Bauer glaubt, der Handel sei für ihn allemal Gaunerei. Und eben auf dieser durchaus naiven Unkultur beruht auch die völlige (..), absolut gutgläubige Verständnislosigkeit, welche er für die Pflicht der Scheidung persönlicher Beziehungen und sachlicher Probleme besitzt. Wer so denkt, der kann natürlich auch keine Gewissenslosigkeit darin erblicken, wenn er dem Gegner leichthin unterstellt, er habe mit der Vertretung einer ersichtlich ernst gemeinten Sache einem 'nahen Freund' einen Gefallen erweisen (wohl gar: ihn an der Fakultät rächen?) wollen" (1908b, Sp.2).

Webers Charakterisierung von Delbrück ist bezeichnend, da sie in einer an die Grenze der persönlichen Beleidigung gehenden Schonungslosigkeit, dennoch eine angemessene Analyse von Delbrücks Vorgehen enthält. Betrachtet man Delbrücks Texte näher, so muß man Webers Urteil zustimmen, denn der Artikel über die "Professorengewerkschaft" beginnt mit einer euphemistischen Diskussion von sachlichen Problemen (vgl. Delbrück 1907a, S.128-136) und endet mit der "(..) delikate(n)" Frage: "Sind es wirklich die führenden Männer der Wissenschaft, die dazu einladen?" (ders. 1907a, S.137). Darauf folgt dann die Deutung, daß die Teilnehmer einen 'salon des refusés' bilden würden. Es seien "(..) auch ganz auffällig viele solcher Namen darunter (..), die man in der gelehrten Welt kennt als inexakte, unzuverlässige Forscher, als Konfusionäre, als Schönredner, als Mitarbeiter der der Harden'schen Zukunft" (ders. 1907a, S.137f.). Sondert man aus der Unterschriftenliste zum I. Ferialkursus und dem I. Hochschullehrertage alle Lehrer der Technischen Hochschulen und die Namen älterer und angesehener Gelehrter aus, so kommen als mögliche "Konfusionäre" nur in Frage: Ludo Moritz Hartmann, Werner Sombart, Franz Eulenburg, Alfred Weber, Ferdinand Tönnies, der Mitarbeiter der "Zukunft": Kurt Breysig¹¹⁾ und offenbar Georg

10) Der Zusammenhang zwischen randständigem Status als 'Disziplinenerneuerer' und entsprechendem Popularisierungsverhalten ist evident, für die frühe deutsche Soziologie jedoch wenig untersucht. Man denke allgemein an Justus Liebig's Gebaren als "(..) akademische Wanderniere" oder an Ernst Haeckel. Am Beispiel der Psychoanalyse hat Wolf Lepenies Überlegungen zu diesem Problemfeld angestellt: ders. "Schön und Korrekt". Die Literatur als Bezugsgruppe wissenschaftlicher Außenseiter; in: H.v.Alemann/H.P.Thurn (Hg.) Soziologie in weltbürgerlicher Absicht (FS R.König); Opladen 1981, S.90-100.

11) Über Delbrücks Stellung zur "Zukunft" und seine Einstellung gegenüber den historischen und sozialwissenschaftlichen Außenseitern (Breysig, Lamprecht, Sombart, A.Weber) informiert vom Bruch (ders. 1980. bes. S.195ff. 150ff. 40)

Simmel, Ignaz Jastrow und Waldemar Zimmermann (vgl. zu letzteren Delbrück 1908, S.181).

Einige dieser künftigen 'Soziologen' hatten "(..) durch (..) maßgebende Berliner Instanzen viele Jahre lang" eine "(..) unwürdige Behandlung" (Weber 1908b, Sp.1) erfahren, was für Webers Engagement auf den Hochschullehrertagen mit ausschlaggebend war, wie an seiner Reaktion auf die offene Diskreditierung der Fachkollegen durch Delbrück deutlich wird. Analog der Analyse der Mehrfachdetermination von "Symptomen" in der Psychoanalyse, wäre jedoch eine Sozioanalyse von Webers Teilnahme unvollständig, konstatierte man nur eine "(..) 'Suche nach Respektabilität'", wie man das Verhalten der Soziologen in der frühen Phase der Institutionalisierung ihrer Disziplin nannte.¹²⁾ Zwischen den im soziologischen Sinn zu verstehenden 'Motiven' und Webers Beiträgen zur Analyse von 'sachlichen Problemen' bleibt also weiterhin zu unterscheiden. Es steht fest, daß sich der institutionelle Kontext der Hochschullehrertage gegenüber den Motiven der beiden Webers, Tönnies und Sombarts relativ gleichgültig verhielt; ebenso bleibt es evident, daß alle in diesen Rahmen eingebundenen Sozialwissenschaftler wichtige (Gelegenheits-) Beiträge zur Analyse der Universität im späten Kaiserreich vorgelegt haben (vgl. etwa Sombart 1907 und A.Weber 1907).

Möglicherweise hätte Weber nicht in jener soziologischen Präzision die Voraussetzungen der 'Berufsinteressen' von Professoren und die Konsequenzen einer Verstetigung kollegialen Mißtrauens durch Althoffs System von Vertrauensleuten erfassen können, wäre er nicht durch seine Fachzugehörigkeit soziologisch in Fragen der 'Lehrfreiheit' (Michels) und der Stellenbesetzungen in Preußen unter dem Diktat Schmollers (Sombart) involviert gewesen. Selbst dies vorausgesetzt, bleibt jedoch an einen Gedanken Webers aus der "Wissenschaftslehre" zu erinnern: "Bei dem Urteil, daß ein bestimmter mathematischer Satz 'richtig' sei, kommt auf die Frage, wie seine Erkenntnis 'psychologisch' zustande gekommen sein mag (..) natürlich gar nichts an" (1906c, S.225).¹³⁾

Es ist nun nach den Dispositionen zur professionspolitischen Interessenvertretung in Abhängigkeit von der Disziplinenzugehörigkeit zu fragen: Folgt man den Resultaten von Ringers Untersuchung über die mentale, teilweise überzogene Reserviertheit einiger geisteswissenschaftlicher Gelehrter des Kaiserreichs gegenüber der Vorstellung von "Interessenpolitik" (vgl. ders. 1969), dann kann es nicht verwundern, daß gerade Nationalökonomien die Kerngruppe der Hochschullehrertage bildeten, wenn es um öffentlichkeitsinitiatives Verhalten, die Propagierung eines solidarischen Zusammenstehens und ihre organisatorische Schlüsselstellung ging. Einmal waren sie durch die Fachspezifik und die Tradition des "Vereins für Sozialpolitik"

12) Diese umgangssprachliche, der damaligen Zeit entnommene Formulierung verwendet Käsler (vgl. ders. 1984, S.52f., 69, 252 u.ö.), so treffend sie erscheint, bleibt sie dennoch zweideutig und suggeriert eine 'Illegitimität' des Verhaltens. Man vergißt dabei auf Handlungszwänge aufmerksam zu machen, denen auch die 'Gründungsväter' der Soziologie unterworfen waren. Daß sie, als "unexakte Forscher und Konfusionäre", anders hätten handeln können als mit 'Suche nach Respektabilität', wäre eine relativ un(-sozio-)logische Annahme.

13) Durch den autoritären Überhang der wilhelminischen Gesellschaftsverfassung teilweise zur Identifikation mit dem Forschungsgegenstand neigend, andererseits als "königliche Beamte" zur Treuepflicht gezwungen, barg diese Konstellation vielfältige 'Lösungsmöglichkeiten' der Problematik von 'Werturteilsfreiheit' und 'Wertbeziehung'. Charakteristisch sind einige Äußerungen Sombarts (vgl. die Hinweise bei Käsler 1984 und bei vom Brocke 1980, S.108).

zu entsprechendem professionspolitischen Handeln geschult, zum anderen übertrugen sie relativ unvermittelt die in ihren Studien zur "sozialen Frage" und zur Gewerkschaftsbewegung gewonnenen Vorstellungen von solidarischem Handeln auf den Bereich der gelehrten Zunft.¹⁴⁾

Zwar müßte der Prozeß der Übertragung von Vorstellungsschemata solidarischen Handelns auf den Bereich des Professorenhandelns detailliert untersucht werden, doch läßt sich zumindest andeuten, daß die Idee gewerkschaftlicher Organisation für die Vertreter der Nationalökonomie eine relativ unreflektierte Faszinationskraft besaß:

Bücher hatte schon im Vorfeld der Entstehung der Hochschullehrertage bei der Gründung des "Akademischen Schutzvereins" von "geistigen Arbeitern" und deren "Ausbeutung" gesprochen (ders. 1903); Sombart fragte später anläßlich der Diskussion um das "System Althoff" die Professoren in der "Neuen Freien Presse": "Warum hat man es in unserer Zeit der Arbeitseinstellungen nie mit dem Streik versucht?" (ders. 1907, Sp.2). Alfred Weber kritisierte an Delbrück, daß diesem das "(..) Wesen kollektiver Geistesarbeit" (ders. 1907, Sp.2) verschlossen bleibe und Lujo Brentano veröffentlichte schließlich relativ unbedacht und damit das Gros der Professoren abschreckend, einen Gründungsaufruf unter dem Titel "Eine Professorengewerkschaft" (ders. 1907a). Als dann Alfred Weber 1922 im "Verein für Sozialpolitik" sein Referat über "Die Not der geistigen Arbeiter" (ders. 1923) hielt, war der Begriff längst geläufig geworden (15). Lotz hatte als ehemaliger Teilnehmer der Hochschullehrertage 1920 im "Verein für Sozialpolitik" das damals drängende Thema "Die Organisation der geistigen Arbeiter" ange-regt (vgl. Boese 1939, S.163-65, 170-176), und 1922 war bereits die Untersuchung "Die geistigen Arbeiter" in der Schriftenreihe des Vereins erschienen.

Wo die Vorstellung vom "geistigen Arbeiter" nicht in einem dezidiert soziologisch-analytischen Sinne Verwendung fand,¹⁶⁾ sondern der Gedanke der Gewerkschaft relativ unvermittelt auf alle möglichen Berufsgruppen übertragen wurde,¹⁷⁾ blieb eine diffuse Vorstellung von der "Professoren-gewerkschaft" zurück, die selbst dem Schöpfer der Bezeichnung Kopfzerbrechen bereitete. So antwortete Brentano als Urheber der Idee der "Professorengewerkschaft" verlegen auf Delbrücks Kritik, daß der Gewerkverein etwas für Maurer und Zimmerleute, nicht aber für die Professoren als "Individualitäten" sei:

"Als ich sie las, kam ich mir vor wie eine Henne, der man Stücke eines Eierkuchens vorsetzt, der aus Eiern gebacken ist, die sie selbst gelegt hat. Vor 36 Jahren war ich es, der in meinen Arbeitergilden auseinandersetzte, warum gerade die Tüchtigsten unter ihnen sich häufig den Arbeiterorganisationen fernhalten, und kam dabei auf die Verschiedenheit der ausgezeichnet Qualifizierten, der mit Durchschnittseigenschaften Begabten und der unter dem Durchschnitt Befindlichen zu sprechen." Schließlich entgegnet er Delbrück, daß die "(..) Eier (..) in dem langen Zeitraum, seit dem sie gelegt sind, etwas verdorben sind." Und fährt dann fort: "Aber überall haben selbst die Ausgezeichnetsten es auf die Dauer als in ihrem Interesse gelegen gefunden, sich der Organisation der Menge ihrer Berufsgenossen anzuschließen. Der gemeinsame Feind aller nämlich sind die minderwertigen Arbeitswilligen, und ihrer kann man sich nur durch eine Berufsorganisation erwehren, die auf Hochhaltung und Steigerung der Ansprüche gerichtet ist" (Brentano 1907b, Sp.2 und 3).

14) Vgl. zu den entsprechenden Diskussionen im Verein für Sozialpolitik Lindenlaub (ders. 1967/1, S.196-237 und 1967/2, S.385-392).

15) Vgl. dazu die Hinweise bei Engelsing (ders. 1976, S.30ff.). Offenbar geriet der Begriff in den 1890er Jahren in Umlauf.

16) So faktisch bei Alfred Weber, der von der Verwandlung der oberen Schichten "(..) in Beamte" sprach (s.o., S.16f.) und bei Max Weber, für den der Assistent im soziologischen Sinne zum "(..) Arbeiter" wurde (s.o., S.48f.). Seltsam genug bleibt es freilich, daß man erst jetzt realisierte, daß man als Professor "Beamter" war.

17) Brentano befürwortete den Aufbau von Beamtenorganisationen und -gerichten (vgl. ders. 1911), und Alfred Weber erkannte "(..) Beamtenstreiks" aus "(..) kulturell notwendigen Gesichtspunkten" heraus an (in: Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik in Wien 1909, Bd.132, Leipzig 1910, S.247).

Interessant an Brentanos Argumentation ist, daß er sich selbst durch die Vorstellung verletzt fühlt, daß die Versammlung der Hochschullehrertage keine Versammlung einer 'Aristokratie des Geistes' sein könnte. Die Konfrontation zwischen falsch verstandenem "aristokratischen" Selbstbild und entsprechender ständischer Disqualifizierung der "Arbeiter" trat jedoch hinter der Idee einer umfassenden Solidarität zurück, wobei die Nationalökonomien versuchten entsprechend solidarisches Verhalten zu üben und sich bei Organisationsfragen bewährten.

Max Webers Verhalten auf den Hochschullehrertagen weist dagegen jedoch keine besondere Entfaltung organisatorischer Aktivitäten auf und es erweckt nicht den Eindruck, als wäre er besonders auf Solidarität bedacht gewesen. Da er in vielerlei Hinsicht das 'enfant terrible' der Hochschullehrertage darstellte und die Funktion des 'Gewissens' der Versammlungen übernahm, zeigt sich in seinen Aktionsmustern der Habitus einer durch juristische Berufserfahrung erworbenen Prägung: Wie den Vertretern der Jurisprudenz war auch ihm die Vorstellung einer Interessenpolitik nicht fremd, da u.a. durch einstige juristische Schulung und Praxis gewohnt, vom "(..) alltäglichen Kampf zwischen mein und dein" (JB,S.277) auszugehen. Während Weber jedoch die Interessen der ausgeschlossenen sozialdemokratischen Habilitationsanwärter kämpferisch 'vertrat' und auf der Jenaer Versammlung unverblümt zu erkennen gab: "Ich pfeife auf die akademische Freiheit derer, die schon Hochschullehrer sind, wenn eine Durchsiebung durchgeführt wird, ehe man begonnen hat, akademischer Lehrer zu sein" (1908j,Sp.2), agierten die anderen Juristen (Wach, Binding, Pappenheim) auf eher gemässigte und vermittelnde Art und Weise, wobei Wach bei der erneuten Diskussion der Lehrfreiheitsfrage seine entgegengesetzte Anschauung mit dem an Weber gerichteten Schlußsatz vortrug: "Aber darum keine Feindschaft, Herr Professor Weber" (1909j,Sp.4).

In diesen Passagen, die für die Aktionsmuster der Vertreter der Jurisprudenz exemplarisch waren, hatten sich Weber, Binding und Wach die komplementären Rollen von 'Rechtsanwalt' und 'Richter' geteilt. Während Binding und Wach praktisch-juristische Erfahrungen in richterlicher Tätigkeit gesammelt hatten, war Weber 1892 in Vertretung eines Rechtsanwalts beim Berliner Kammergericht tätig gewesen, hegte auch entsprechende Pläne, sich als Rechtsanwalt niederzulassen (vgl. JB,S. 373; LB,S.188ff.), und nahm später wiederholt Anwaltsfunktionen wahr (vgl. LB,S.489 und 532ff.). Im Gegensatz zu Binding und Wach war Weber also zum "(..) Kampf" und zur "(..) wirksamen Vertretung einer Sache durch Kampf" (GPS 2,S.364)¹⁸⁾ geschult und wurde auch von Arthur Salz als eine Person charakterisiert, die ihre "(..) Materie mit der Leidenschaft des Anwalts für die Sache seiner Partei" behandle.¹⁹⁾

18) Weber hat oft ausgeführt: "(..) die Advokatenarbeit (bedeutet) im Gegensatz /!-M.S./ zu der des Richters (..) eine Schulung zum Kampf mit dem Wort" (GPS 2,S.273; vgl. ferner 1919e, S.522ff.). Und so wie Weber teilweise als "(..) Querulant" gesehen wurde (vgl. LB,S.479), betonte er, daß der Beamte den Advokaten als "(..) Querulanten" hasse.

19) Salz konstruierte den "(..) juristisch veranlagten Lehrer" Max Weber zugleich als Rechtsanwalt und Richter, da er praktisch im Rechtsanwalt nur das zu sehen vermochte, was Weber allenfalls einen demagogischen Advokaten genannt hätte (vgl. dazu etwa GPS 2,S.524). Das vollständige Zitat lautet: "Das lebendige Wort, die zündende Rede, und nicht der tote Buchstabe ist sein Werkzeug und Kasusistik, nicht begriffliche Subsumtion die Form, in die sein Denken sich unwillkürlich kleidet. Dieses sein Ethos und Pathos hat auf seine ganze wissenschaftliche Arbeit abgefärbt. Er behandelt seine Materie mit der Leidenschaft des Anwalts für die Sache seiner Partei und mit der kühlen, leidenschaftslosen Gelassenheit, Gewissenhaftigkeit und Mitleidlosigkeit des Richters, der nur dazu da ist, das Gesetz anzuwenden" (Salz 1921,S.39).

Die Schule der "Wehrhaftigkeit": Zur Präformierung von Webers professionspolitischem Heroismus durch die Couleurerziehung

Es wäre zu kurz gegriffen, in dem von Weber auf den Hochschullehrertagen praktizierten Verhalten nur den Ausdruck fachspezifischer Prägung zu erblicken, denn es läßt sich zeigen, daß dieses Verhalten direkt durch Regulative einer während der Couleurzeit erworbenen 'Wehrhaftigkeit' generiert wurde. Als am 16. Juni 1920 die Todesnachricht über Max Weber in der "Frankfurter Zeitung" erschien, wurde er dort als jemand charakterisiert, "(..) der immer, auch am Rednerpult (..), wie auf einer Mensur zu stehen schien" (König/Winckelmann 1963, S.35). Um dies zu prüfen, scheint es angebracht, sich zuerst der Verhaltensprägung der Couleuren zu Webers Zeit zu vergewissern, und danach die Verhandlungsprotokolle der Hochschullehrertage nach Homologien der Verhaltensmuster durchzumustern:

Weber sah das Ziel der Couleurerziehung unter anderem in einer "(..) Pflege der Männlichkeit" (1919c) im Sinne von Behauptungsvermögen und Wehrhaftigkeit: "Man kann allgemein sagen: Wer einem Verband angehört, sei es zum Beispiel einer Couleur in Deutschland (..), der muß sich in der Mitte seiner Verbandsgenossen im äußerlichen und im innerlichen Sinn des Wortes 'behaupten'" (1910b, S.443). Für die Mitglieder von studentischen Verbindungen und Corps wurde das Erziehungsziel zum Behauptungsvermögen dadurch erreicht, daß man einen Verhaltensraum schuf, in welchem die physische Unversehrtheit des einzelnen als "Hasard" verstetigt wurde.²⁰⁾ Grundbedingung für den Verbleib in einer Couleur war, daß die "Beleidigung" der Person oder der Verbindung mit dem Antritt zur Mensur erwidert werden mußte, also Genugtuung zu fordern war. Wo "Satisfaktion" gegeben wurde, womit man zugleich seine physische Unversehrtheit 'aufs Spiel setzte',²¹⁾ stellte man unter Beweis, daß man seine "Ehre" zu verteidigen imstande war. Die Mitgliedschaft in einer Couleur verlangte so das Einverständnis, das Risiko einer physischen Verletzung der eigenen Person zu verstetigen, womit die ^{Erziehung} zu "Mut", "Willens-

20) "Zufall" läßt sich in verschiedener Weise material spezifiziert institutionalisieren. Das "Glücksspiel" (s.a. Anm21) stellt nur eine Form der Verstetigung von Kontingenz dar. Während hierbei materielle Chancen 'verzufälligt' werden, sind bei der derzeitigen Numerus-clausus-Regelung teilweise Lern- und berufliche Zukunftschancen 'hasardiert', indem für einen bestimmten Prozentsatz von Bewerbern ein 'Losverfahren' gewählt wird, welches über die Zulassung entscheidet.

21) Ähnlich wie Weber von dem "(..) in dem Hasardbetriebe des akademischen Wesens begründeten Zufälle(n)" (MW, S.492f.) sprach, begriff er "Glücksspiel" als einen Bereich der Regelfremdheit und brachte den Mut zum "Hasard" latent insofern mit dem Couleurwesen in Verbindung, als er diesen als "germanische" Tugenden begriff. So schrieb er einmal in einem Brief über den Besuch einer Spielbank, wo er sich 1000 Fr. 'abknöpfen' ließ: "Mir ist etwas verlegen zu Mut - aber wenn B. das Gebiet des 'Alogischen' betritt, warum nicht ich das Gebiet des absolut 'Irrationalen'? (..) Vielleicht hätte ich es besser ganz gelassen? Aber das tun nur Philister und Leute ohne Schwung! Der Germane hat von jeher gespielt" (LB, S.424f.).

treue" und "Selbstständigkeit" angestrebt wurde.²²⁾ Die Mensur war ein "(..) Symbol des 'Standpunktes', des 'Standhaltens.'" Durch sie sollte realisiert werden, daß man für das 'eintrat', was man aus freiem Entschluß gewählt hatte (Hunger/Meyer 1958,S.76).

Weber, der diese Schule der "Männlichkeit" schon sehr früh absolvierte,²³⁾ gestand später:

"Ich scheue mich nicht, ganz offen zu sagen, und überlasse es gern jedem, der Lust dazu hat, darüber zu scherzen: dass ich die Schwierigkeit, diese in unreifen Jahren auf der Universität unwillkürlich eingeübten 'Gesten' wieder, sozusagen, aus den Gliedern loszukriegen, am eigenen Leibe erfahren habe" (Schreiben vom 7.11.1911 über Handelshochschulen: GLA 235/2643, Blatt 145).

22) Diese Werte zählt Immisch auf. Er fügt hinzu: "Wer sich gewöhnt hat, einer scharfen Klinge mit Zuversicht und Freudigkeit gegenüber zu stehen, ohne zu zagen und zu wanken, der wird überhaupt im Leben nicht leicht in Verlegenheit zu bringen sein" (Otto Immisch: Über das 'Pauken' und die bei der Behandlung der 'Schmisse' eintretenden sowie die schnelle Heilung der Wunden störenden Störungen; Heidelberg 1885,S.2ff. - Immisch war 'Paukdoktor' in Heidelberg). Bezogen auf die Couleurerziehung ist der Begriff physischer Unversehrtheit weder auf das Riskieren physischer Existenz überhaupt, noch auf Verletzungen des ganzen Körpers, sondern zu Webers Zeit zumeist nur noch auf "Schmisse" im Gesicht zu beziehen (vgl. dazu Immisch und ferner Huhle und Schorr/Bauer. Sie geben interessante, aus soziologischen Gesichtspunkten heraus allererst noch zu interpretierende Hinweise auf entsprechende 'Rationalisierungsprozesse' im studentischen Fechten, durch welche physische Risiken minimiert wurden: Henner Huhle: Die Entwicklung der Fechtens an deutschen Hochschulen; Stuttgart 1977;H.Schorr/E.Bauer: Das Erscheinungsbild unserer Messuren seit 1800 im Wandel der Zeiten; in: Einst und Jetzt 7(1962),S.80-90). Die Mensur ist als Verstetigung des Risikos der physischen Unversehrtheit zu differenzieren von den Duellen als Verstetigung der Möglichkeit physischer Existenzvernichtung (vgl. zu diesem Unterschied Studier 1967,S.158).

23) Weber wurde mit entsprechenden Werten schon in der Kindheit, dann während des Studiums und schließlich während der Militärzeit affiziert: Neben einer allgemeinen Grundeinstimmung zum 'ritterlichen' Handeln durch seine Jugendlektüre (bspw. Walter Scott), ist der früh erfolgte Fechtunterricht im elterlichen Hause zu erwähnen, über welchen Webers Mutter schrieb: "Max bekommt jetzt immer mehr das Aussehen eines angehenden Studenten.(..) Zweimal in der Woche übt er sich im Fechten, und wenn ich auch nicht sehr für diese Vorübung zum Duell bin, so ist's ihm doch sehr gesund (..)"(LB,S.42). (Webers Scott-Lektüre wird deshalb erwähnt, weil Scotts schon im frühen 19. Jahrhundert ausgeprägte Popularität bei der deutschen Leserschaft damit zusammenhing, daß er einer der vielen war, über welchen eine Rezeption angelsächsischer Ideale der Vornehmheit erfolgte - vgl. dazu Einzelhinweise in der Arbeit von Rainer Schüren: ders. "Die Romane Walter Scotts in Deutschland 1815-1967;Berlin 1969 (Diss.); über die Bedeutung von "Ritterspielen" in der frühen Kindheit um die Mitte des 19. Jahrhunderts informieren vor allem die Erinnerungen Dahns: vgl. ders. 1890/1,S.82ff.). Über Webers Zeit als Verbindungsstudent mögen die vier Eintragungen im Paukbuch der Allemannia über die von ihm ausgefochtenen Messuren genügen: "Hirschgasse, den 12. Dezember 1882. Weber, 5bl.,2N." gegen "Buder, 3 bl., 13 N."; "Allemannia c/a. Allemannia (Bonn) (..) Bonn, den 24. Jan. 1883. Weber, 1 bl.,abg." gegen "Schmalfuß"; "Hirschgasse, den 25. Febr. 1883, Weber, 3 bl., susp. wegen Nachhiebes" gegen "Fend, o, 1 bl." (AL 1,S.212,213 und 214; bl.= Zahl der blutigen Wunden; N.= Zahl der Nadeln, welche zum Vernähen der Verletzungen erforderlich waren; abg.= "abgeführt", d.h. jemanden eine Wunde zugefügt haben, die zur zeitigen Aufgabe der Messur führt; susp. wegen Nachhiebes= Abbruch der Messur wegen eines "incommentmäßigen", nach dem "Halt" fallenden Hiebes; o= nichtfarbentragender Student - vgl. als Nachschlagewerk für diese und ähnliche Termini, Abkürzungen etc. Golücke: ders. 1983; zur Hirschgasse vgl. man: Anonym "Chronikder Jirschgasse";Heidelberg 1910). Weber, der sich in der Allemannia besonders Otto Lubarsch anschloß, der einerseits als "Säbellubarsch" verrufen war, andererseits aber wie Weber schon damals die "geistige Inzucht" der Verbindungen beklagte (vgl. Lubarsch 1931,S.19), unterstellte sich damit bereitwillig den Anforderungen, sein "Ehrenschild blank zu halten" und dem Trinkzwang, unter dem sich damals "(..) sein körperlicher Habitus völlig (veränderte)": "Als die Mutter ihn zum erstenmal in dieser Verwandlung und mit breitem Schmiß quer über die Wange begegnet, weiß die tatkräftige Frau Staunen und Schreck nicht anders als durch eine schallende Ohrfeige auszudrücken" (LB,S.79). Schließlich unterstand Weber als "Offizier a.D." dem Ehrenkodex des Offizierswesens. Hier war im Gegensatz zum Couleurwesen nicht nur physische Unversehrtheit als "Hasard" verstetigt, sondern durch die Möglichkeit der Duell- und Pistolenforderung die physische Gesamtexistenz 'verzufälligt' (vgl. zum Ehrenkodex der Offiziere Schwerin 1886; Dietz 1910 und Demeter 1962).

In seinem hochschulpolitischen Handeln wird nun die verhaltensprägende Resistenz dieser 'Gesten' insofern offenbar, als Weber sich dort direkt mit Mitteln der ritualisierten Konfliktbewältigung der Couleuren zu behaupten suchte und so bemüht war, seine hochschulpolitischen Optionen durchzusetzen:²⁴⁾

Als auf dem II. Hochschullehrertag die Lehrfreiheitsfrage diskutiert wurde, 'platzten' die beiden Brüder Weber gleichsam mitten in die Diskussion hinein und verlangten (vgl. Fogt 1977), daß die Debatte sich nicht nur auf die im Amt befindlichen Lehrer beschränken dürfe, wobei Alfred Weber als Resolution vorschlug, daß "Weltanschauung und politische Stellung des Lehrers niemals Grund zur Nichtzulassung zum Lehramt" sein dürfe. Als der "Antrag Weber" zur Diskussion stand, votierte zwar Reich (Wien) für dessen Annahme, aber alle danach erfolgten Stellungnahmen relativierten die Forderung oder schlugen eine Vertagung der Diskussion auf den nächsten Hochschullehrertag vor. Auf diese Entgegnungen hin formulierte Max Weber: "Ich betone nochmals, daß wir unseren Antrag nur zurücknehmen können, wenn Sie einstimmig der Meinung Ausdruck geben, das Gesinnungsschnüffelei an keiner Stelle der Universität betrieben werden darf. Wer der Gesinnung eines akademischen Lehrers nachschnüffelt ist ein Schuft!(Beifall und Unterbrechungen)." Alfred Weber hakte nach: "Ich möchte Sie doch bitten, nicht aus irgendwelchen Rücksichten heraus von einer freien Meinungsäußerung Abstand zu nehmen, Sie setzen sich sonst dem Verdacht aus, daß Sie sich ganz bestimmten politischen und gesellschaftlichen Vorurteilen beugen und in das kaudinische Joch gehen, durch das leider heute ein großer Teil der bürgerlichen Klassen kriecht." Daraufhin wurde der "Antrag Weber" abgelehnt und beschlossen, diese Fragen erst auf dem III. Hochschullehrertag zu behandeln: "Die beiden Antragsteller verlassen hierauf unter Protest den Saal!"

Auch wenn das Gebaren der Brüder Weber gleichermaßen kämpferisch erscheint, zeigt sich ein Unterschied darin, daß Alfred Weber noch die Diskursregeln der 'Höflichkeit' wahrte, während Max Weber auf den ersten Blick relativ unvermittelt zu einer Artikulationsform seiner Interessen griff, die dann Binding kurz darauf als "(..) schon in der Form ganz verfehlt" bezeichnete.

Gleichwohl wäre es verkürzt, in Webers Äußerung nur den Ausdruck seines 'persönlichen Temperaments' zu sehen, denn er realisierte damit direkt ein in den Couleuren angesonnenes Muster der Konfliktaustragung. Hätte Weber dieser Äußerung in einer Situation face-to-face unter Studenten getätigt, so wären darauf - wie er einmal scherzhaft die Konsequenzen einer studentischen "Ohrfeige" versinnbildlichte - "(..) gewisse Reaktionen spezifischer Natur von seitens eines davon betroffenen Couleurstudenten" (1907a, S.323) erfolgt. Während die Ohrfeige eines der wirksamsten Mittel war, um jemanden zur Mensur zu zwingen, übernahmen im studentischen und bürgerlichen Bereich Bezeichnungen wie "Hundsfott", "Schuft" oder "Lump" ähnlich festgeschriebene Funktionen in einer dem Ehrenkodex unterstehenden Konfliktbewältigung. Das verwenden eines dieser sog. "Tuschwörter" stellte eine überlegte und konventionalisierte Form von Provokation dar, und verletzte die "Ehre", was als Erwiderung die Anfrage verlangte, ob der Beleidiger die "Satisfaktion" gebe.

24) Alle nachfolgenden Zitate finden sich in 1908j.

Webers 'Zornausbruch' gehorcht also vollständig der Mechanik des Ehrenkodex, in welchem gewisse Formen der Realinjurie (Rempeln, Ohrfeige) ebenso festgelegt waren wie entsprechende Verbalformen der Beleidigung. Sein "Tusch" war daher dem "Comment" angemessen, stellte jedoch zugleich eine generalisierte Duellforderung dar, da niemand gezielt angesprochen wurde.²⁵⁾

Auch in seiner Stellungnahme zum "System Althoff" hätte die Formulierung: "Ich bekenne ganz offen, daß, als ich seinerzeit aus dem Gebiete der preußischen in das der badischen Unterrichtsverwaltung versetzt wurde, ich das Gefühl hatte, in saubere Luft zu kommen" (1912, S.71), in einer Interaktionssituation face-to-face ausgesprochen, eine Satisfaktionsforderung nach sich ziehen können, da Weber mit der 'Reinheits'-metapher prononciert Angelegenheiten der "Ehre" tangierte.²⁶⁾ Schließlich folgte Weber in den späteren Auseinandersetzungen mit den Studenten dem Ritual konventionalisierter Verbalinjurie (vgl. LB, S.724), und instrumentalisierte später eines der schärfsten Tuschwörter ("Hundsfocht") direkt, als er diese Äußerung mit der Absicht gebrauchte, eine Beleidigungsklage zu erzwingen (vgl. LB, S.743f.).

Weber verhält sich damit in verschiedenen Diskurskontexten so, als ob er "auf der Mensur" stünde. Will man nun nicht schon die Tatsache, daß sich Weber bei der Lehrfreiheitsfrage gegen die Meinung der Kollegen stellte, als Ausdruck von individuellem Heroismus werten, so muß man das von Weber sozusagen am falschen Ort ausgesagte Ritual einer fiktiven Duellforderung als spezifische Realisierungsform von individuellem Heroismus begreifen. Sinnlogisch gesehen inszeniert Weber durch das deplazierte Verwenden der Tuschwörter ("Schuft" etc.) eine Situation der Bewährung von individuellem Heroismus. Indem er sich so verhält, als stünde er bei der Diskussion der Lehrfreiheitsfrage "auf der Mensur", konstruiert er für die Kollegen und für sich selbst die Situation eines wertrationalen Handelns. Einmal gibt er mit diesen, nicht psychologisch als Äußerung seines Temperaments, sondern soziologisch als latente Sinnstruktur zu interpretierenden Äußerungen in symbolisierter Form zu erkennen, daß er selbst unter allen Umständen bereit 'wäre', für seine Meinung einzutreten; zum anderen versucht er dieselbe Handlungsorientierung den Kollegen aufzunötigen. In der Lesart der fingierten Duellforderung heißt dies, daß er sozusagen jeden 'herausfordert', um zu beweisen, daß er seinen 'Mann' für diese Meinung 'stehen' wird; andererseits gibt er gegenüber den Kollegen zu erkennen, daß sie im Falle der Nichtübereinstimmung mit den von ihm als richtig erachteten Optionen für ihn nicht mehr 'Männer', sondern fortan - in der Sprache des Heroismus: - 'Feiglinge' seien.

Mit dem sich-so-verhalten-als-ob-man-auf-der-Mensur-stünde fingiert Weber die Situation des wertrational Handelnden, denn rein wertrational handelt, "(..) wer ohne die Rücksicht auf die auf die voraus zu sehenden Folgen handelt im Dienst einer Überzeugung von dem, was Pflicht,

25) Vgl. zu einzelnen "Tuschwörtern" und deren Bedeutung die Einzelhinweise bei Golücke (ders. 1983). Die Konventionalisierung der Verbalinjurien bildete sich historisch im Zusammenhang mit Versuchen der Studenten heraus, einerseits den "Paukbedürfnissen" genüge zu tun, andererseits den Vorgang ihrer "Befriedigung" zu 'rationalisieren' und zu 'reglementieren'. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden bei der Kneipe "Kontrahierabende" eingerichtet, auf welchen die Studenten denjenigen, auf welchen sie "losgehen" wollten, so lange mit Beschimpfungen "reizten", bis dieser mit einem "Tusch" ("dummer Junge" etc.) antwortete (vgl. dazu die Hinweise bei Adolf Kußmaul: Jugenderinnerungen eines alten Arztes; München 1960, S.72ff.).

26) Vgl. über den Zusammenhang von "Reinheit" und "bürgerlicher Ritterlichkeit" bei Weber LB, S.437ff.

Würde (..) oder Wichtigkeit einer 'Sache' gleichviel welcher Art ihm zu gebieten scheinen"(WuG,S.12). Wo Webers Handlungszwang eines unbedingten Behauptungswillens im Rahmen der Hochschullehrertage realisiert wurde, diente dies zwar zum einen der Ausformulierung von Prinzipienfragen, in anderer Hinsicht war Webers 'Querulantentum' jedoch dysfunktional: So formulierte Salvisberg über die Jenaer Tagung, daß dort eine "(..) wenig akademische Tonart" geherrscht habe, welche die "(..) Mehrheit der Interessenten entfremdet" hätte, und erst in Leipzig hätte man sich wieder einer "(..) etwas feineren Ausdrucksweise" bedient (Salvisberg 1911,S.7). Über Webers Kritik am "System Althoff" auf dem Dresdner Hochschullehrertag hieß es schließlich, daß man sich "(..) durch Verunglimpfung eines Toten /Althoff war 1908 gestorben -M.S./ vor aller Welt (..) blamiere" (ders. 1911,S.7).

Salvisberg, der Weber als "Allerweltsnörgler" und als Vertreter einer "Tonart" bezeichnete, welche schlecht mit einer Gesellschaft harmoniere,"(..) die eben erst aus eigener Mitte zur 'Elite der deutschen Hochschullehrer' promoviert worden war" (ders. 1911,S.8), macht damit auf einige Verhaltensaspekte, die die mit 'Landsknechtmanieren' vermengte Kehrseite von Webers Habitus als "lonely knight" (Ben-David) darstellt. Weber hat 1917 in "Wahlrecht und Demokratie in Deutschland" die Erziehungskonventionen der Couleuren nicht als 'weltmännisch' im Sinne des angelsächsischen Ideals eines kultivierten Gentleman, sondern als "(..) durchaus plebejisch" bezeichnet. Inhaltlich gesehen seien sie, "(..) weil jeglicher ästhetischen Würde und Vornehmheit entbehrend", nicht aristokratischen, sondern plebejischen Charakters (GPS 2,S.283f.). Was Weber hier über die "(..) Unerzogenheit" der Couleurkonventionen formuliert, läßt sich auf sein Verhalten auf den Hochschullehrertagen beziehen, da dieses eine Vermengung von Draufgängertum und einem Selbstverständnis wertrationaler Prinzipientreue und somit eine gelebte "verwilderte Ehre"²⁷⁾ darstellt.

Bereits auf der Jenaer Tagung formulierte er derb: "Wir dürfen uns (..) in unseren Beschlüssen nicht beschränken auf die Freiheit derer, die schon das Glück haben, Hochschullehrer zu sein. Wie man das aber wird, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Ich pfeife auf die akademische Freiheit derer, die schon Hochschullehrer sind (..)" (1908j,Sp.1). Und als Weber in Dresden von der "unsauberen Luft" des System Althoff sprach, erhielt er zwar den Beifall der Münchner Ordinarien, doch mehrere Professoren "(..) protestierten" gegen seine Ausdrucksweise, wobei Pappenheim (Kiel) schließlich verlauten ließ: "Ich schließe mich dem Protest gegen Weber an. Ich will nichts sagen über die Vorzüge und Schattenseiten des Althoffschen Systems. Aber ich muß sagen, daß ich die heutige Sitzung dazu garnicht für geeignet halte. Ja, daß ich es für mißbilligenswert halte wenn in dieser einseitigen Art eine mit dem Gegenstand der Tagesordnung nur sehr lose zusammenhängende Sache in dieser Ausführlichkeit behandelt wird, wie Prof. Weber es getan hat. Der Hochschullehrertag wird sich mit seinen Ausführungen keine Sympathien in den Kreisen

27) Dieser Begriff ist Rassems Arbeit über das studentische Lebensideal des frühen 19. Jahrhundert ("wilder Kavalier"; "derber Ritter") nachgebildet (vgl. ders. 1963, 1968 und 1979; es wird am prägnantesten bei Arndt ausformuliert: vgl. ders. 1815).

Webers Soziologie läßt sich in vieler Hinsicht als genuine Entfaltung autohermeneutischer Kompetenz begreifen. So wie Weber hat kein anderer Handlungskontexte, in welche er selbst direkt involviert war, so distanziert und diszipliniert reflektiert. Anstoß zu Webers Ausführungen über die "Parvenüphysiognomie" seiner eignen Schicht war wohl seine Schottlandreise; in den diese Reise begleitenden Briefen wird die Konfrontation eines anglophilen Liberalen mit seiner 'derben' Nachbildung angelsächsischer Konvention minutiös geschildert (vgl. bes. LB, S.24of.).

erwerben, in denen er sie zu erwerben wünscht, nämlich bei den Professoren, die noch nicht zu uns gehören. Wenn in den Statuten steht, daß wir die Erziehung an uns selber nicht vergessen dürfen, so hat das der heutige Tag nicht gezeigt" (1911r, Sp. 2f.).

Weber, der sich auf dem III. Hochschullehrertag "(..) beklagt" hatte, "(..) daß man ihm nicht glaube, was er behauptete" (1909j, Sp. 4), antwortete Pappenheim kurz und bündig mit einem Bekenntnis zu militanter Ruppigkeit und Prinzipientreue:

"Im übrigen ist von seiten der preußischen Unterrichtsverwaltung in letzterer Zeit den Hochschullehrern der Fehdehandschuh hingeworfen worden. Da brauchen wir keine Rücksicht zu üben. Was ich gesagt habe, mußte gesagt werden und ist durchaus gehalten in dem Rahmen unseres Hochschultages. Ich weiß, daß ich damit den Herren aus Preußen unbequem werde, aber das kann mich nicht abhalten, das zu sagen, was ich für nötig halte" (1911r, Sp. 3).

d.) **Schlußbemerkung**

Die Nachzeichnung von Webers Deutung zum "Fall Bernhard" und des "Systems Althoff" führte zu dem Resultat, daß sich sein Urteil über die preußische Kultusbürokratie nur bedingt als Kritik an einer "Bürokratisierung" der Universitäten begreifen läßt (vgl. in dieser Perspektive bspw. noch vom Brocke 1980). In einer Art 'Institutionenberatung' mobilisiert Weber vielmehr soziologisches Wissen über die Folgen der Verstetigung persönlicher und unpersönlicher Strukturen für kollegiale Verhältnisse. Dabei kommt er bezüglich des "Systems Althoff" zu dem Schluß, daß dort Verfahrensweisen institutionalisiert wurden, die zwischen akademischem Nachwuchs, Ordinarien und Ministerialbeamten Beziehungsmuster der 'Patronage' verankerten. Wollte man Webers Kritik personalistisch formulieren, so könnte man sagen, daß er Althoff nicht vorwarf, er sei ein 'Bürokrat' gewesen, sondern gerade umgekehrt dessen fehlende Qualitäten als 'Beamter' monierte. Damit stellt sich die Frage, inwieweit Webers zuletzt genannte Analyse das Gesamtbild der Faktoren verändert, die als Hintergründe der Entstehung der "Hochschullehrerbewegung" (Binding) angesehen werden können. Da Weber in den letzten beiden Kapiteln als Analytiker von Professionalisierungsprozessen im engeren Sinne vorgestellt wurde, bietet sich eine abschließende Auflistung der Problemformulierungen an:

- (a) Allgemein betrachtet hing der Professionalisierungsversuch u.a. mit den Befürchtungen der Professoren zusammen, daß ihr Handeln künftig auf dieselbe Art und Weise 'rationalisiert' würde, wie die beruflichen Tätigkeiten in der sich in weiteren Schüben der Industrialisierung und Bürokratisierung befindenden 'Umgebung' (s.o., S. 16-18). Damit wurden Professionalisierungsprozesse als Phänomene begriffen, die nicht ohne Bezug auf Interaktionen zwischen 'Binnenraum' ('Profession') und 'Außenkontext' ('Gesellschaft', 'Staat' etc.) aufgefaßt werden können.
- (b) Wurde zuerst davon ausgegangen, daß das Handeln der Professoren von einem "(..) diffusen", "(..) nicht im einzelnen klar durchdachten, sondern unklar vorschwebenden 'Sinn'" (1907a, S. 333) gegenüber 'Bürokratisierung' im Sinne von 'Rationalisierung' mitbestimmt war, so stellte sich im weiteren Verlauf der Untersuchung heraus, daß besonders die Austauschbeziehungen zwischen preußischem Kultusministerium und Universitäten spezifischere Konfliktlagen enthielten. Offenbar erlebten die Professoren die preußische Kolleggeldreform als eine Art 'Verbeamtung' und sahen Fragen der 'Lehrfreiheit' bedroht (s.o., S. 68ff.). Es wäre jedoch verkürzt, das letztgenannte

Problem nur auf dem Hintergrund des Spannungsbogens zwischen der Universität als korporativ bestimmter "Staatsanstalt" und dem (preußischen) Kultusministerium zu betrachten, ohne die Außenbeziehung "Universität" und "Gesellschaft" zu problematisieren.

(c) Webers Beiträge zur Lehrfreiheitsfrage zeigten vielmehr, daß ein Strukturproblem der deutschen Universität im späten Kaiserreich darin bestand, sich an einer 'universalistischen Öffentlichkeit' auszurichten. Dabei schuf der für das Deutsche Reich typische Verlauf der Modernisierung (Hysteresis eine pseudokonstitutionellen Semi-Absolutismus bei nur mühsam zurückgehaltener Ausdifferenzierung von für Klassengesellschaften typischen Formen der über Parteien geregelten Konfliktaustragung) für die Professoren eine spannungsreiche Ausgangslage. Sie waren den Angriffen von "Parteien" und "Gesellschaft" umso mehr ausgesetzt, als sie zugleich noch von den autoritären Strukturen der "dynastischen Staatsverfassung"(Weber) mitbestimmt blieben ("Fall Arons", "Fall Spahn"), und so der "Parteilichkeit" geziehen werden konnten. Weber bot hier einerseits eine Analyse der Strukturproblematik der Universität (Notwendigkeit der Ausrichtung an einer 'abstrakten' Gesamtheit), konnte aber zum anderen nur eine 'heroische' Lösung der Konfliktsituation anbieten (freiwillige 'Enthaltensamkeit' von den mit der Beamtenposition gewährten politischen Kathederfreiheiten - s.o.,S.81-88, bes. S.87f.). Auch wenn Webers Optionen auf den Hochschullehrertagen kein Gehör fanden, reagierten die dort versammelten Professoren im Prinzip auf diesselbe Strukturkonstellation, da sie wie Weber die "Unabhängigkeit" der Professoren gegenüber den "Kultusbürokratien" zu sichern suchten. Die durch den Zusammenschluß intendierte "(..) Deckung des Rückens für jeden" - "(..) wir sind Menschen und brauchen eine solche Nachhilfe" - ,sollte gewährleisten, "(..) sich zu erinnern, daß die akademischen Körperschaften keine bloße Regierungskommissionen sind" (HLT/I,S.14). Diese Betonung der "Unabhängigkeit nach oben" (Weber) war aber genau deshalb notwendig geworden, da (a) infolge des Nebeneinanders von autoritären und demokratischen Strukturen im Außenkontext, (b) infolge der Einbindung des Binnenraums in die autoritären Strukturprinzipien des Außenkontext, (c) durch die von demokratischen Strukturen bestimmte "Öffentlichkeit" eine Kritik an der Universität verstetigt wurde, die (d) Distanzierungsleistungen der Professoren von den durch die "Regierung" bestimmten Kultusbürokratien evozierte, um so das "verloren" gehende "moralische Gewicht der Hochschulen allmählich wieder zu erobern" (Weber; s.o.,S.67-91,S.105ff.).

(d) Auch durch die Industrialisierung und Bürokratisierung wurde in einem allgemeinen Sinne eine 'Kritik' an den Universitäten auf Dauer gestellt, da nun diese als 'Korporationen' erschienen, die für ihre Mitglieder tendenziell 'illegitime' Handlungsfreiräume ('Privilegien') zu erhalten strebten (s.o.,S.16-18). Auf dem I. Hochschullehrertag wurde diese Art der 'Kritik' aufgenommen: "Draußen /!-M.S./ heißt es, unsere Herren Professoren haben immer Ferien (..)", danach wurde in einer Art "Bußpredigt" (Brentano) über die "(..) Lebensführung" und das "Pflichtbewußtsein" der Professoren festgestellt: "Wollen wir uns doch nicht belügen, es steht schlimm". Da man an der Autonomie der Universitäten festhalten wollte, bot man schließlich der "Öffentlichkeit" Vorschläge autonomer Verhaltenskontrolle und der Selbstdisziplinierung an (Ethisierung des Binnenraums): "Nur wir selbst können die Übel heilen. (..) dazu gehört aber eine Organisation, durch die wir (..) den Schwächeren den Rücken

stärken" (HLT/I, S.15,14,19; s.u., die Ausführungen über "Ehrengerichte" auf S.171ff.).

(e) Eine Ethisierung und Disziplinierung des Binnenraums war jedoch auch noch aus Gründen des inneren Strukturwandels notwendig geworden. Webers Analyse des "Systems Althoff" legte dar, daß die Konstitution der Hochschullehrtage mit partiell durch "Bürokratisierung" erzeugten Strukturproblemen der akademischen Kollegialität zusammenhing (Verstetigung kollektionalen Mißtrauens - s.o., S.98ff.). Beachtet man, daß Weber seine These von der Bürokratisierung der Universitäten zum einen nur im Zusammenhang mit der Entstehung der "Assistenten" als "Arbeiter", zum anderen nur durch den Hinweis auf den Aufstieg der Universität als "(..) 'staatskapitalistische' Unternehmung" explizierte (s.o., S.43ff. und 48ff.), so fällt auf, daß er das Problem der Rückwirkungen der Bürokratisierung auf die Ordinarien faktisch ausklammerte. Während er in "Wissenschaft als Beruf" ausführlich darlegt, was es heißt, ein "Assistent" zu werden, bemerkt er zu der "(..) außerordentlich starke(n) Kluft", die er zwischen dem "(..) Chef eines solchen kapitalistischen Universitätsunternehmens und dem gewöhnlichen Ordinarius alten Stils" postuliert, nur: "Ich möchte das hier nicht weiter ausführen" (1919a, S.585). Webers Stellungnahmen zum "System Althoff" enthalten m.E. die dort unterlassenen Ausführungen auf verschlüsselter Art und Weise: Ein herausragendes Merkmal der Bürokratisierung der Universität war Weber die "(..) ungeheure(n) auch relative(n) Zunahme der Ausgaben für sachliche Unterrichtsmittel (Institute)", die er nur anhand statistischer Indikatoren aufwies, aber nicht qualitativ als Distributionsproblematik schilderte (1909d, S.675).

Diese Sachmittel wurden an Institutsdirektoren weitergegeben, deren "schalten" und "walten" nicht von korporativen Kontrollinstanzen geregelt war: "(..) der Institutsdirektor stellt sich ganz gutgläubig vor, daß dies 'sein' Institut sei, und schaltet darin" (1919a, S.584). Weber unterscheidet dabei den Institutsdirektor von dem alten Ordinarius, der, "(..) wie (..) der alte Handwerker", noch die "Arbeitsmittel (im wesentlichen: die Bibliothek)" (1919a, S.584f.) selbst besaß. Nimmt man Webers Bemerkung nicht wörtlich, denn dann wäre sie paradox, da man keinen Professor je von seiner Bibliothek als seinem Arbeitsmittel "getrennt" hat, dann läßt sich Webers Formulierung folgendermaßen interpretieren: Zum einen wurde im späten Kaiserreich endgültig der Übergang vom Professorenhandeln mit "charismatischem" zum "bürokratischen" Organisationsprinzip vollzogen. Eine Struktur der "(..) Qualifikation kraft Eigenleistung" (WuG, S.147) wurde durch sachaufwendigere, arbeitsteilige Handlungsvollzüge ("bürokratisches" Organisationsprinzip) abgelöst. Zum anderen war jedoch die Verteilung der nun zur Arbeit notwendigen Apparaturen etc. noch über persönliche Strukturen geregelt. Als das Professorenhandeln nicht mehr nur mit der eigenen "Hausbibliothek" zu realisieren war, sondern eine entsprechende Verfügung über staatliche Ressourcen implizierte, geriet die Distributionsinstitution 'Vertrauensleute' ins Zwielicht (Weber: "System von Schiebungen"). Webers Kritik am "System Althoff" ist damit eine Analyse von Bürokratisierungsprozessen bei gleichzeitiger Hysterese persönlicher (charismatischer) Strukturen. Analog der Entstehung der Nicht-Ordinarien-Bewegung, deren Hintergrund ebenfalls eine Überlagerung von charismatischen und bürokratischen Strukturelementen war (s.o., S.43-51), läßt sich die Konstitution der Hochschullehrtage unter anderem als einen Versuch begreifen, einen latent drohenden 'Verteilungskampf' um materielle

Chancen der Zuwendung von Forschungsmitteln zu regeln und Monopolisierungstendenzen von Sachmittel- und beruflichen Zukunftschancen (Weber: die Sorge um "persönliche Schützlinge") einzudämmen (s.o., S.95-102).

Über Weber als Analytiker von Professionalisierungsprozessen (Entstehung von Berufsvereinen und -verbänden) lassen sich deshalb folgende Schlüsse ziehen: Professionalisierungsvorgänge im engeren Sinne sind für Weber bereits Ausdruck von Deprofessionalisierungskrisen. Er versteht Professionalisierungsphänomene als Probleme sich wandelnder 'Innenraum'-'Außenkontext' Beziehungen, wobei der Außenkontext bei ihm unterschiedlichst spezifiziert wird ("Rationalisierung"; "Industrialisierung"; "Bürokratisierung"; "Demokratisierung" etc.), und seine Perspektive ein spezifisches Licht auf die Beziehung zwischen "Berufsethik" und "Professionalisierung" wirft. Weber untersucht Professionalisierungsvorgänge zudem in einer machttheoretischen Perspektive ("Lehrfreiheitsfrage"; "System von Vertrauensleuten"), vergißt dabei jedoch nicht einen zumindest latenten Bezug zu einer strukturtheoretischen Perspektive herzustellen. Denn Weber hielt das "(..) Privileg der Unkontrolliertheit" im "(..) Bereich der rein fachlichen Qualifikation des Professors" (1913a, S.107) für angemessen. Damit weist er auf die 'Professionalisierungsbedürftigkeit' des Professorenberufs hin, die nur auf der Basis einer Strukturexplication des Professorenhandelns nachweisbar ist. Im folgenden wird deshalb die in vielerlei Hinsicht unvollständig gebliebene Analyse der "äußeren" Gegebenheiten abgebrochen. Es ist an jene Stelle von Webers Argumentationsführung in "Wissenschaft als Beruf" anzuknüpfen, wo er die Analyse der historischen Typik des Professorenberufs für beendet erklärt, und eine dritte Dimension der Erfassung des Gegenstandsbereichs einführt.

□

6. Zur Struktur des Professorenhandelns

"Bei jeder beruflichen Aufgabe verlangt die Sache als solche ihr Recht und will nach eigenen Gesetzen erledigt sein."

(Weber: "Der Sinn der 'Wertfreiheit' der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften")

"Soviel schien nötig, über die äußeren Bedingungen des Gelehrtenberufs zu sagen. Ich glaube nun aber, Sie wollen in Wirklichkeit von etwas anderem: von dem inneren Berufe zur Wissenschaft, hören"(1919a,S.588). - Mit dieser Bemerkung leitet Weber seine Explikation der Struktur des Professorenhandelns als einem professionellen Handeln ein (vgl. 1919a,S.588-593).

Was dort auf wenigen Seiten gedrängt, in einer auf den ersten Blick relativ unsystematischen Art und Weise und offenbar nur mit rein deskriptiver Begrifflichkeit skizziert ist, stellt allenfalls in Ansätzen ein Strukturmodell professionellen Handelns dar. Weber, der im Rahmen der "Wissenschaftslehre" primär mit Fragen der Methodologie der Kultur- und Sozialwissenschaften wie mit Fragen der Geltung von Erkenntnis beschäftigt war, hat die Frage nach der Handlungsstruktur von Wissenschaft - die er meist etwas irreführend die "(..)psychologisch interessante" Frage nach dem "(..)tatsächlichen Verlauf des Erkennens" (1906c,S.278; 1905a,S.98) nannte - nur zwischen den Zeilen gestellt. Demzufolge bleibt seine Deutung inhaltlich von eigener Erfahrung und gelegentlicher Lektüre bestimmt. Die wenigen Seiten zum "inneren" Beruf sind jedoch eindrucksvoll. Sie sind Ausdruck dessen, was man mit seinen Worten als "(..)(k)ondensierte 'Erfahrung'" (1906b,S.119) bezeichnen kann.

Da bereits von anderer Seite teilweise nachgewiesen wurde, daß Webers Deutung des Professorenhandelns produktive Einsicht in die Logik professionellen Handelns gewährt (Seyfarth 1981 und 1984a), kann im folgenden auf diese Arbeiten zurückgegriffen werden. Hierbei wird jedoch versucht in zwei Punkten über die bereits vorliegenden Interpretationen hinaus zu gehen: Versteht man Webers Deutung des Professorenhandelns als Ausdruck kondensierter Erfahrung, dann wird es unumgänglich, die von Weber verwendete Begrifflichkeit - etwa seinen Begriff einer für das Professorenhandeln konstitutiven "Leidenschaft" - auf die Ebene der Handlungswirklichkeit von Professoren rückzubeziehen. Dies legte es nahe, auf Briefwechsel von Professoren des 19. Jahrhunderts zurückzugreifen, in welchen noch am ehesten Erfahrungen mit der Spezifik des Professorenhandelns ausformuliert sind!¹⁾ Diese 'Übersetzung' Weberscher Begrifflichkeit in Erfahrungstat-sachen des Professorenhandelns ist sicher kein unproblematisches Unterfangen. Sie bleibt aber unverzichtbar, denn die Arbeit über und mit einem Klassiker kann nur dann auf produktive Art und Weise durchgeführt werden, wenn man zur geduldigen Beachtung der Fundamentierung von Aussagen in einer Sachproblematik bereit ist. Ferner hat Weber wissenschaftliches Handeln als "Gnadengabe" begriffen, und damit Homologien zur Handlungsspezifik charismatischer Berufe angedeutet. Es wird deshalb auch die Frage zu stellen sein, welche Strukturspezifika das 'tertium comparationis' beim Handeln des Professors und dem der charismatischen Berufe bilden ?

1) Ausgewählt wurden sowohl Personen seines disziplinären Umfelds (Jurisprudenz, Geschichtswissenschaft, Nationalökonomie: Ihering, Goldschmidt, Mommsen, Ranke, Schmoller), wie auch Professoren, die nicht den 'Kulturwissenschaften' zuzurechnen sind (Helmholtz, Liebig, Schönbein).

a.) **Der Zwang zur Bewältigung des Hiatus irrationalis zwischen Begriff und Wirklichkeit**

Max Weber sieht die für wissenschaftliches Handeln grundlegende Ausgangsproblematik in dem "(..)'hiatus irrationalis' zwischen der stets nur konkret und individuell gegebenen Wirklichkeit und den durch Abstraktion vom Individuellen entstehenden allgemeinen Begriffen und Gesetzen" (1903a,S.35). Für die historischen Wissenschaften hat er dies am Beispiel der Differenz zwischen dem "Erleben" und der "begrifflichen" Erfassung der Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit verdeutlicht:

"Wo die empirische Wissenschaft eine gegebene Mannigfaltigkeit als 'Ding' und damit als 'Einheit' behandelt, z.B. die 'Persönlichkeit' eines konkreten historischen Menschen, da ist dieses Objekt zwar stets ein nur 'relativ bestimmtes', d.h. ein stets und ausnahmslos empirisch 'Anschauliches' in sich enthaltendes Gedankengebilde, - aber es ist gleichwohl ein eben durchaus künstliches Gebilde, dessen 'Einheit' durch Auswahl des mit Bezug auf bestimmte Forschungszwecke 'Wesentlichen' bestimmt ist, ein Denkprodukt also von nur 'funktioneller' Beziehung zum 'Gegebenen' und mithin: ein 'Begriff' (..). - Schon deshalb ist natürlich auch (..) die weitverbreitete (..) Laienansicht durchaus irrig, als ob die Geschichte eine 'Reproduktion von (empirischen) Anschauungen' oder ein Abbild von früheren 'Erlebungen' (des Abbildenden selbst oder anderer) sei. Schon das eigene Erlebnis kann, sobald es denkend erfaßt werden soll, nicht einfach 'abgebildet' oder 'nachgebildet' werden, das wäre eben kein Denken über das Erlebnis, sondern ein nochmaliges 'Erleben' des früheren (..)"(1906b,S.109f.).

Was Weber hier in einem 'erkenntnistheoretischen' Kontext ausführt,¹⁾ ist für eine Explikation der Struktur wissenschaftlichen Handelns nicht folgenlos. Aus handlungstheoretischer Perspektive ist es so möglich, wissenschaftliches Handeln als fortwährenden Zwang zur Bewältigung des 'hiatus irrationalis' zwischen Begriff und Wirklichkeit zu verstehen. Damit ist wissenschaftliches Handeln allerdings nur als 'Kunst', also als Einheit unpersönlich-sachlicher und persönlicher Momente zu begreifen. Es unterscheidet sich also, sofern ein Zwang "(..) zum 'schöpferischen' Verstehen und zur Explikation alltäglich und wissenschaftlich vorverstandener Sinnzusammenhänge" (Seyfarth 1981,S.201f.) vorliegt, bereits vom Expertenhandeln, welches qua Struktur vollständig im Bezugsrahmen einer Zweck-Mittel-Rationalität zu erfassen ist (vgl. dazu b).

Ferner ergibt sich bereits an dieser Stelle ein Ausblick auf die spezifische, dem handelnden Forscher qua Struktureigentümlichkeit auferlegte Handlungsorientierung: Weber deutet dies dort

1) Insofern um solche Fragen geht, muß betont werden, daß es ihm hier nicht um eine bestimmte 'Position' selbst ging. Er spricht nämlich vom "Hiatus irrationalis" gerade dort, wo er die verschiedenen "(...) Möglichkeiten" darstellt, diesen zu "überwinden" (1903a,S.15). Jede Erörterung des Problems muß also von dem "(..)'hiatus irrationalis' zwischen Begriff und Wirklichkeit" (ebd.) auf irgendeine Art und Weise ausgehen. Diese Behauptung soll nur an einem Beispiel untermauert werden, am Beispiel einer Passage aus dem Briefwechsel Brentano/Schmoller. Brentano schrieb am 27. Oktober 1878 an Schmoller: "Was ich wissenschaftlich an Ihnen auszusetzen habe, ist daß Sie erstens zu sehr über der historischen Beschreibung auf Eruirung des Gesetzmäßigen verzichten. Die Feststellung von Gesetzen, d.h. des Allgemeinen im Besonderen, erscheint mir aber als das allein stets wissenschaftlich Interessante. Das übrige ist eigentlich so gleichgültig wie ob Salomo grüne oder rote Hosen getragen hat." Darauf antwortete Schmoller: "Zu einem positiven Zeitalter uns. Wissensch. kommen wir nur durch dens. Respekt vor den Tatsachen, durch diesselbe selbstlose Sammelarbeit, wie sie die Naturwissensch. seit ein oder zwei Generationen betreiben. Daher lege ich auf gute Beschreibungen so viel mehr Werth als auf neue Gesetze. Gesetze wachsen nicht wie die Brombeeren an der Hecke" (Goetze 1941,S.199 und 206). Ob man die Aufgabe der Wissenschaft eher im Sinne Brentanos oder Schmollers sehen will, ist insofern gleichgültig, da beide Autoren von der Kluft zwischen Begriff und Wirklichkeit ausgehen. Der Hiatus ist nicht explizierter Hintergrund und Anlaß der Auseinandersetzung.

an, wo er am Beispiel der Geschichtswissenschaften ausführt, daß die "(..) prinzipielle Unausschöpfbarkeit des empirisch gegebenen Mannigfaltigen jede Darstellung nur als einen 'relativen' Abschluß des historischen Erkenntnisprozesses" (1906b,S.120f.) erscheinen läßt. Was dies für den einzelnen Wissenschaftler bedeutet, hat er in "Wissenschaft als Beruf" näher erläutert: "Jeder von uns (..) weiß, daß das, was er gearbeitet hat, in 10, 20, 50 Jahren veraltet ist. Das ist das Schicksal, ja: das ist der Sinn der Arbeit der Wissenschaft: jede wissenschaftliche 'Erfüllung' bedeutet neue 'Fragen' und will überboten werden und veralten" (1919a,S.592). Er fügt hinzu: "Damit hat sich jeder abzufinden, der der Wissenschaft dienen will".

Der Zusatz läßt erkennen, daß der handelnde Wissenschaftler aus Webers Sicht mit einer paradoxen Ausgangssituation seines Tuns zu rechnen hat. Einem Tatbestand, der, "(..) rein logisch betrachtet, (ein) durchaus widerspruchsvolles Gebilde darstellt" (1903a,S.41).²⁾ Dort, wo er andeutet, daß der einzelne sich damit "(..) abzufinden" hat, verweist Weber jedoch nicht auf Handlungsprobleme, die durch Befolgung bestimmter Normen einfach zu eliminieren wären. Es geht ihm vielmehr um eine Explikation von Spannungen zwischen Antrieben und Bestrebungen des einzelnen und den durch die Struktureigentümlichkeiten des Handelns gesetzten Schranken, die im Professorenhandeln stets existent sind. Daß er die Antriebe des einzelnen mitthematisiert, zeigt sich, wenn er davon ausgeht, daß der Forscher das "(..) Vollgefühl" erstrebt, etwas zu leisten, "(..) was dauern wird" (1919a,S.588).

Weber expliziert also einerseits das durch die Kluft zwischen Begriff und Wirklichkeit konstituierte, 'ewige' Handlungsproblem der Wissenschaft, und andererseits die dem entgegengesetzten Bestrebungen des einzelnen. Die in Webers Idee der nie endenden 'Wahrheitssuche' enthaltene Paradoxie verweist somit auf Spannungsmomente, die, sollten sie nicht nur 'erklügelt' sein, als Realwidersprüchlichkeit im eigenen Tun erfahrbar sein müßten und als solche nicht durch simples Regelbefolgen eliminierbar, sondern höchsten distanziert und diszipliniert handhabbar wären.

Webers normative Formulierung, daß Wissenschaft insofern ein "(..) 'Beruf' (..)" sei, als man sie "(..) 'um ihrer selbst willen'" (1919a,S.593) zu tun gezwungen sei, hätte auf diesem Problemhintergrund einen genuin handlungstheoretischen Sinn: Gerade für den Beruf des Historikers, über welchen Max Weber sagt, daß er der "(..) Resignation"³⁾ gleichkomme, läßt sich verdeutlichen was es heißt, mit der Bewältigung der Kluft zwischen Begriff und Wirklichkeit konfrontiert zu sein, und in der erfahrenen Spannung, die Dinge 'um ihrer selbst willen'

2) Weber hat diese Formulierung zur Charakterisierung von Roschers historischer Methode benützt. Sie wird hier für die Betrachtung von Handlungsproblemen des Forschers verallgemeinert. Was in einer 'abstrakten' Betrachtung wissenschaftlichen Handelns als Paradoxie oder logischer Widerspruch erscheint, ist für den handelnden Wissenschaftler ein praktisch zu bewältigender 'Realwiderspruch'.

3) vgl. zu Webers Urteils über den Beruf des Historikers Honigsheim (ders. 1963,S.192f.). Auch über die Arbeit des Soziologen schreibt Weber, daß sie "(..) mit dem resignierten Bewußtsein belastet" ist, "(..) daß man allenfalls dem Fachmann nützliche Fragestellungen liefert" (1919a, S.588). Dieser 'Alltag' der "Resignation" beschränkt sich nicht nur, wie dies später noch gezeigt werden wird (vgl. die Ausführungen zu einer Typologie des Umgangs mit Erfolgswahrscheinlichkeit), auf den Bereich der Kulturwissenschaften. Weber begreift diese Resignation als zum beruflichen Alltag gehörend, wobei der handelnde Professor mit ihr zu rechnen hat und deshalb mit ihr diszipliniert umgehen muß.

tun zu müssen, zu handeln. Dies sei zunächst anhand einer Auseinandersetzung zwischen Ulrich von Wilamowitz und Theodor Mommsen, danach an einem Brief Leopold Rankes an Heinrich Ritter verdeutlicht. Als Wilamowitz im Oktober 1884 den V. Band von Mommsens "Römische Geschichte" erhielt, antwortete er nach der Lektüre und eingehend auf einige Fragen Mommsens:

"Du wirfst die Frage auf, ob Du nicht besser tätest, die Sache ruhen zu lassen und das Staatsrecht zu machen, und motivierst das damit, daß sich wohl die Institution, aber nicht das Werden, die Geschichte darstellen ließe. Offenbar hat Dich der Ekel gegen die Unzulänglichkeit der Kenntnis gefaßt. Subjektiv ist dieser ganz berechtigt, und wer etwas von den Dingen weiß, wie sie gemacht werden, muß in der Überwindung desselben, in der Überwindung der Resignation die schwerste und damals beste Tat anerkennen, wenn das Werk zustande kommt. Auch objektiv hast Du leider recht: Die Geschichte des zweiten und dritten Jahrhunderts wird nie eine wahre Geschichte werden. Aber Du hast dieser deprimierenden Tatsache längst ins Auge geschaut. Wenn Du die skythischen Kriege des Decius und Claudius aus der Reichsgeschichte heraushobst, auch die parthischen Verwicklungen einschließlich der Züge des Corbulo und Traian, so lag darin der Verzicht auf die einheitliche Erzählung. (..) Und darin liegt das Große: Du sagst den Leuten, implicite oder explicite, 'seht einmal, ihr bildet euch ein, die Kaiserzeit ließe sich schildern wie das siebzehnte oder achtzehnte Jahrhundert, oder wie die römische Revolutionszeit. Ihr seid ja die Sklaven der Hofgeschichte, des heiligen Tacitus und Sueton und Marius Maximus. Diese miserablen Klatschereien mit viel Blut und etwas Unzucht verhalten sich zur wirklichen Geschichte wie Voltaires Charles XII. Ich will euch zeigen, was eigentlich erzählt und erforscht werden soll. Mein langes und reiches Leben habe ich daran gesetzt, die Institutionen und treibenden Kräfte zu erforschen, tief bin ich gegangen, bis in das Mark des Baumes, dessen Rinde ihr allein kennt, und deren Moose und Flechten ihr für seine Früchte haltet. Ich bin am Ziel; am Ziel als Mensch, die Wissenschaft steht am Anfang. Ich habe ihr die Wege gewiesen und ihr die Thora gegeben, die ihr Leben ordnet durch ihre Ewigkeit; wie Mose schaue ich das gelobte Land - aber unzulänglich ist der Irdische. Da seht, das was ich habe, gebe ich Euch - wie ich es habe. Das ist nicht das Volle und Ganze, aber die volle und ganze Forderung ist gestellt. Möge es der Messias besser machen; auf den Messias können wir nicht warten, und die Baalspaffen sollen wenigstens sehen, daß sie einen Klotz anbeten statt des lebendigen Gottes.' Das ist das Große, wie ich es empfinde, das ist mein Glaube. Daß Du matt dabei wirst und die Unzulänglichkeit selbst am tiefsten ermißt, daß ist subjektiv berechtigt, ach, nur zu sehr (..): aber dieser Stimmung werde Herr und wenn der Engel Jahwes Dir den Weg versperren will, so ringe mit ihm und zwinge ihn wie Jakob: 'Herr, ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.' Das imponiert ihm, und der Segen pflegt dann nicht auszubleiben. Du hast das oft genug erfahren." Nach einer langen Reihe von Vorschlägen schließt Wilamowitz den Brief mit der Bemerkung: "Ich könnte lange so fortfahren - - lieber will ich dies endlich abschicken. Das Kurze und Lange ist doch nur eins: vorwärts" (Mommsen/Wilamowitz 1935, S. 192ff.).

Bemerkenswert an diesem Brief ist, daß Wilamowitz direkt auf die erfahrene Kluft zwischen Begriff und Wirklichkeit, oder - allgemeiner - , zwischen erstrebter und doch nie zu erreichender 'Wahrheit' Bezug nimmt. Seine Erörterungen gehen aus von der Spannung zwischen der "Unzulänglichkeit der Kenntnis"⁴⁾ und dem Ideal, die "wahre Geschichte" schreiben zu wollen, zwischen der Unmöglichkeit das "Volle und Ganze" zu geben, und der Tatsache, daß die "volle und ganze Forderung" gestellt ist. Wenn Wilamowitz in der religiösen Analogiebildung betont: "Möge es der Messias besser machen; auf den Messias können wir nicht warten (..)", und schreibt, daß "(..) der Irdische (unzulänglich ist)", dann gibt er indirekt Einblick in die Spannung zwischen Mommsens Streben und den Schranken, die durch den 'Hiatus irrationalis' gesetzt sind.

4) Es ist unerheblich, ob Wilamowitz mit der "Unzulänglichkeit der Kenntnis" auf das Problem Bezug nimmt, daß - wie Weber in seiner Habilitationsschrift sagt - eine "(..) ein halbes Jahrtausend umfassende Entwicklung aus einigen Dutzend zum Teil mehrdeutigen Stellen aus Urkunden gewonnen wird" (1892, S. 3), oder ob er von der entgegengesetzten Sachlage ausgeht; die Grundproblematik bleibt dieselbe.

Gäbe Mommsen dem "Ekel gegen die Unzulänglichkeit der Kenntnis" nach, so müßte er seine Arbeit "ruhen" lassen, und sie, da nicht mehr bereit sie um ihrer selbst willen zu tun, als Beruf aufgeben. Wilamowitz' Rat - : "vorwärts", "dieser Stimmung werde Herr" - zwingt Mommsen damit zurück in jenen "(..) ins Unendliche laufenden Betrieb"(1919a,S.593), in welchem der einzelne nach dem "Vollgefühl" strebt, etwas "(..) endgültige(s)"(1919a,S.588) zu leisten und dennoch einsehen muß, daß er "überboten" werden wird.

Damit wird das Professorenhandeln zu einer Art veralltäglichter 'Zerknirschung'. Im Sinne einer 'Verzweiflung als Beruf' hat Leopold Ranke das Professorenhandeln betrachtet. An den offenbar von Selbstzweifeln geplagten Heinrich Ritter schrieb er im Dezember 1827:

"(..) die Schwierigkeiten, welche die Sache hat, und die wohl ganz unüberwindlich, trägst Du auf Dein Talent über und gibst sie Dir selbst schuld. Mein Freund, ich glaube aber: wer die Wahrheit des Weltzusammenhanges, Gottes und der Welt, sucht, mit eigener Wahrhaftigkeit, wird immer verzweifeln, und in der Verzweiflung gerade liegt der Beruf. Ich bin mit einer gewissen Galle gegen die, welche es zu haben glauben, angefüllt. Was sind diese Menschen, wie sie sich auch anstellen intolerant; alles alleinseligmachende Leute ! (..) Nein, mein Freund, wohl Dir, daß Du noch verzweifeln kannst, daß Du noch nicht zu dem besitzenden Geschlecht gehörst, das doch nichts hat, sondern zu dem suchenden, das wenigstens das Wollen besitzt und in der Sehnsucht seinen Schatz ergreift ! Und übrigens der Beruf: können wir uns den wohl machen ? Sind wir nicht an die bestimmte Stelle mit Notwendigkeit geknüpft, von da aus wir in die Welt übergehen sollen und werden, was wir auch tun ? Ich halt es fast damit wie in der Geschichtsforschung: fortgelebt; in jedem Augenblick das getan, was das beste scheint; nicht allzuviel nach dem umgeschaut, was besser sein könnte; eben dies Gott befohlen ! Leider beschleicht auch mich oft Mißmut und bezweifelnde Betrachtung meiner selbst. Ich tröste mich oft damit, daß in der protestantischen Dogmatik der Anfang der Heilsordnung die Zerknirschung ist" (Ranke 1949,S.130).

Auch Ranke geht davon aus, daß die mit dem 'Hiatus irrationalis' gegebene Spannung zwischen Person und Sache zum Alltag des Professors gehört, und als solche diszipliniert zu handhaben ist. Beide stellvertretenden Deutungen der Notwendigkeit, gewahr zu werden, daß Wissenschaft nie 'Erfüllung' darstellen kann und insofern ein ewiger 'Dienst' an der Sache ist, bedeutet nicht, daß für Wilamowitz und Ranke jene Spannung nicht existent war. Nicht zufällig beginnt Wilamowitz' Brief mit dem Bild eines 'Gottesdienstes', endet aber bezeichnenderweise mit der Idee des möglichen 'Gotteszwangs'. Wo er mit der Vorstellung des "Segens" operiert, bleibt er stehen zwischen der Vorstellung eines ausschließlichen 'Dienstes' an der Sache und der Fiktion, es sei möglich ihr 'Herr' zu sein. Auch Ranke hat alles andere getan, als unbekümmert "(..) fortgelebt". Ähnlich wie Weber betonte er zwar: "Wir sind alle Fragmentisten. Ich besonders, glaube ich, bringe in meinem Leben nichts als Fragmente zustande" (Ranke 1949,S.125). Damit war aber ein Streben verbunden, welches er im Dezember 1828 Karl August Varnhagen von Ense gestand: "Übrigens habe ich die Torheit, von jedem Buche zu denken, es sei ein Übergang über den Rubicon: eine alea jacta" (Ranke 1949,S.180).

b.) Wissenschaftliches Handeln als "Kunst"

Wissenschaftliches Handeln verstanden als praktische Bewältigung des Hiatus zwischen Begriff und Wirklichkeit, betrachtet Weber es als "(..) beruflich geschultes (oder diszipliniertes) schöpferisches Handeln" (Seyfarth):

"(..) Kern des beruflich geschulten, schöpferischen Handelns der Wissenschaft ist nicht die Tatsache, daß sie Prototyp einer innovatorischen Veranstaltung ist, woraus sich ihr spezifisches Prestige herleitete, auch nicht die heut viel beredte Logik des 'revolutionären' Paradigmenwechsels - derzufolge die 'normalwissenschaftliche' Entwicklung als weniger 'schöpferisch' erscheinen kann - ,der qua Struktur schöpferische Kern wissenschaftlichen Handelns liegt im fortwährenden Zwang zur Bewältigung des Hiatus irrationalis, der Spannung zwischen der irrationalen Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit und der Rationalität der Begrifflichkeit, zwischen dem Einzelnen, wie es an und für sich selbst ist, und der Allgemeinheit, in der wir es erfassen müssen. Das zwingt den Wissenschaftler objektiv - ob er es wahrnimmt oder nicht (..) - zum 'schöpferischen' Verstehen und zur Explikation alltäglich und wissenschaftlich vorverstandener Sinnzusammenhänge"(Seyfarth 1981,S.201f.).

Dies zeigt sich Weber besonders, wo er wissenschaftliches Handeln als Einheit von unpersönlich-sachlichen und persönlichen Momenten und damit als "Kunst" begreift:

"Es gibt, um mit F.Th.Vischer zu reden, auch auf unserem Gebiete 'Stoffhuber' und 'Sinnhuber'. Der tatsachengierige Schlund des ersteren ist nur durch Aktenmaterial, statistische Folianten und Enqueten zu stopfen, für die Feinheit des neuen Gedankens ist er unempfindlich. Die Gourmandise des letzteren verdirbt sich den Geschmack an den Tatsachen durch immer neue Gedankendestillate. Jene echte Künstlerschaft, wie sie z.B. unter den Historikern Ranke in so grandiosen Maße besaß, pflegt sich gerade darin zu manifestieren, daß sie durch Beziehung bekannter Tatsachen auf bekannte Gesichtspunkte dennoch ein Neues zu schaffen weiß"(1904a,S.214).

Sein Hinweis auf die "(..) echte Künstlerschaft" Rankes beinhaltet insofern die Vorstellung des wissenschaftlichen Handelns als 'Kunst', als Weber von der gelungenen Synthese unpersönlich-sachlicher und persönlicher Momente zwei Derivate wissenschaftlichen Handelns ausgrenzt: das ausschließlich auf Tatsachen ausgerichtete Forschungshandeln und das Handeln der 'freischöpfenden' Forscher - 'persönlichkeit'. Bezüglich jener Vorstellung, die Forschungshandeln vollständig bestimmt sieht von unpersönlich-sachlichen Momenten, merkt er an, daß sie der "(..) naiven Selbsttäuschung des Fachgelehrten (entspringt)" (1904a,S.181). Auch der diametral entgegengesetzten, aus der Romantik stammenden Vorstellung vom 'schöpferischen' Gelehrten steht er kritisch gegenüber (vgl. 1919a,S.590). Die Betonung einer Einheit persönlicher und sachlicher Momente wird etwa an einem Rezensentenurteil¹⁾ über Vinogradoff' "Villainage in England" deutlich:

"Alles in allem bildet die geistvolle Schrift schon durch die strenge Quellennäßigkeit der Behandlung eines Stoffes, den ohne die stete Mitarbeit der 'Phantasie' nach Lage der Quellen Niemand - auch der Verf. nicht - für uns verständlich interpretieren könnte, einem im Ganzen doch sehr wohltuenden Gegensatz gegen Seeborn's geistreich naschende Art"(1894g,S.192). Seine Forderung nach "strenge(r) Quellennäßigkeit der Behandlung eines Stoffes" und "stete(r) Mitarbeit der 'Phantasie'" ist als Aussage über die konstitutiven Momente wissenschaftlichen

1) Anm 1. siehe nächste Seite.

Handelns und nicht als Urteil über die Geltung von Erkenntnis zu verstehen.²⁾

Auch wenn er dies besonders für die Kulturwissenschaften betont,³⁾ teilt Weber nicht die Ansichten, "(..) welche das spezifisch 'Künstlerische' und 'Intuitive' der historischen Erkenntnis (..) als das Privileg der Geschichte ansehen":

"Was den psychologischen Hergang des Erkennens anbetrifft, so ist die Rolle, welche der 'Intuition' zufällt, dem Wesen nach (..) auf allen Wissensgebieten diesselbe (..)"(1906b,S.111). An anderer Stelle heißt es darüber: "Ranke 'erriet' die Vergangenheit, und auch um die Fortschritte des Erkennens eines Historikers niederen Ranges ist es übel bestellt, wenn er über diese Gabe der 'Intuition' gar nicht verfügt: dann bleibt er eine Art historischer Subalternbeamter. - Aber mit den wirklich großen Erkenntnissen der Mathematik und Naturwissenschaft steht es absolut nicht anders: sie alle blitzen als Hypothese 'intuitiv' in der Phantasie auf und werden alsdann an den Tatsachen 'verifiziert', d.h. unter Verwertung des bereits gewonnenen Erfahrungswissens auf ihre 'Gültigkeit' untersucht und logisch korrekt 'formuliert.'" Neben die Intuition tritt also die Notwendigkeit "(..) pedantisch zu 'rasonnieren'"(1906c,S.278).

Es wäre jedoch verfehlt, das, was Weber "Einfall", "Intuition" oder einfach "Phantasie" nennt, als ein schlechthin 'irrationales' persönliches Moment des Handelns zu begreifen, denn gemeint

1) Sein Urteil war zum einen davon bestimmt, daß er das unpersönlich-sachliche Moment betonte: Formulierungen wie: "Höchst sachverständig - die betreffenden Abschnitte sind ganz besonders wertvoll - (..)" (1893b,S.293), treten neben ausdrückliche Würdigungen, wie im Falle Ostwalds: "Soweit 'Stil'-Fragen in Betracht kommen, äußert sich seine Kunst (..) inder heute nur allzu seltenen Fähigkeit, mit dem kleinsten Aufwande an derartigen Mitteln in schlichter Knappheit und Klarheit der 'Sache' das Wort zu lassen und hinter ihr zurückzutreten" (1909g,S.400). Daneben betont er das davon nicht zu trennende Moment wertend-leidenschaftlicher Stellungnahme und konstruktiver Darstellung. Über eine Arbeit Otto Thorschs heißt es etwa: "Sein energischer und sympathischer österreichischer Patriotismus beeinflußt die Darstellung nur zu ihrem Vorteil (..)"(1894d,S.331). Beide Momente gleichzeitig betonend spricht er über eine Arbeit Kaergers: "Mit seiner temperamentvollen aber die sachliche Erörterung fördernden Polemik gegen mich (..)" (1893b,S.294). Auch in den Rezensionen ist also wissenschaftliches Handeln bestimmt als Gleichzeitigkeit persönlicher Momente (Leidenschaft, Phantasie, wertende Stellungnahme) und unpersönlicher Momente (Sachlichkeit, strenger Quellenbezug). Davon ist Webers Bewertungskanon zu trennen, dem er in seiner Funktion als Rezensent folgt, wenn es um Formalia geht: In der Rezension einer Arbeit von Vinogradoff hat er seine Prämissen offengelegt; er spricht von einem "(..)elegant geschriebenen, ein ungewöhnlich umfassendes Material mit ebenso ungewöhnlichem Geschick verarbeitenden Buch"(1894g,S.187). Ähnlich heißt es bei einer Rezension zweier Arbeiten Angelo Sraffas: "Die Arbeiten des begabten Verfassers, (..) tragen die üblichen Vorzüge der besseren italienischen Arbeiten auf diesem Gebiet an sich: eingehende Berücksichtigung der fremden, zumal auch der deutschen Literatur, daneben Eleganz der Schreibweise, hervortretend auch in thunlichster Beschneidung der bei uns zu einer Kalamität ersten Ranges gewordenen Fußnotengeschwulst, und eine die Kritik erleichternde Durchsichtigkeit der Gedankenfolge (..)"(1894b,S.314). Wie die Aufsätze der "Wissenschaftslehre" zeigen, setzte sich Weber später mit Arbeiten auseinander, denen teilweise (so bei Gottl) eine "(..) fast bis zur Unverständlichkeit sublimierte Sprache" eigen war, oder die einen Stil pflegten (so bei Knies), welcher "(..) teilweise bis dicht an die Unverständlichkeit ungelent" blieb; "(..) dank der Arbeitsweise des Gelehrten, der in einem geschriebenen Satz, weitergrübelnd, Nebensatz auf Nebensatz hineinschachtelte, unbekümmert darum, ob die entstehende Periode syntaktisch aus den Fugen ging"(1903a,S.4; 1905a,S.43).

2) Deshalb wäre es verfehlt, die unpersönlichen/persönlichen Handlungsmomente durch den Dualismus objektive/subjektive Erkenntnis zu ersetzen. Die Frage nach dem "(..) tatsächlichen Verlauf" bzw. dem "(..)Hergang" des Erkennens, ist nicht identisch mit der Frage nach dem "(..) Ziel des Erkennens" (1905a,S.98). Und bei "(..) dem Urteil, daß ein bestimmter mathematischer Satz 'richtig' sei, kommt (es) auf die Frage, wie eine Erkenntnis 'psychologisch' zustande gekommen sein mag (..) natürlich gar nicht an" (1906c,S.225).

3) So ist die Rede von der "(..) Bedeutung einer ausgeprägten Individualität des Historikers für das Gelingen einer Deutung".Es geht um die "(..)schöpferische Kraft', welche eigene und starke Werturteile" als "(..) Geburtshelfer kausaler Erkenntnis" entfalten können (1906b,S.124f.).

ist die "(..) aus der persönlichen Lebenserfahrung gespeiste(n) und methodisch geschulte(n) Phantasie" (1904a,S.179) des einzelnen Forschers. Mit der Vorstellung der "geschulten Phantasie" ist also nicht von der 'Sache' losgelöste oder 'freie Schöpfung' gemeint, sondern der während der Arbeit entstehende, "(..) einigermaßen sichere Blick"⁴⁾ Über diesen Typus eines kumulierten Erfahrungswissens heißt es, es sei dem Wesen nach "(..) durchaus gleichartig dem in keiner Weise bewußt artikulierten 'Gefühl', nach welchem etwa ein Schiffskapitän im Moment der Kollisionsgefahr, wo von dem in Bruchteilen einer Sekunde zu fassenden Beschluß alles abhängt, handelt. Kondensierte 'Erfahrung' ist hier wie dort das Ausschlaggebende, die Artikulierbarkeit hier wie dort im Prinzip gleichmöglich" (1906b,S.119). Die "(..) Bedeutung des - wohlgenert: durch konstante denkende Beschäftigung mit dem 'Stoff', d.h. aber: durch Übung, also 'Erfahrung' erworbenen - 'Gefühls'" sei "(..) für die psychologische Genesis einer Hypothese im Geiste des Historikers (..) von eminenter Bedeutung" und "(..) geradezu unentbehrlich", denn: "(..) durch bloßes Hantieren mit 'Wahrnehmungen' und 'Begriffen' ist noch keinerlei wertvolle historische, aber auch keinerlei Erkenntnis irgendwelcher andern Art 'geschaffen' worden" (1906b,S.119).

Das Professorenhandeln läßt sich auch deshalb nicht vollständig in die Begrifflichkeit unpersönlich-sachlicher Momente und im Bezugssystem einer vollständigen Regelmäßigkeit einordnen, da es bei ihm um Lernprozesse geht, die den Wissenschaftler selbst betreffen. Um Erfahrungen und Fertigkeiten also, die gerade der Professor erst im Laufe seiner forschenden Tätigkeit erwerben kann. Dazu gehört auch die "ars ignorandi", jene Kunst, bei der Verfertigung einer wissenschaftlichen Arbeit nur solche Voraussetzungen einzuführen, die durch das vorliegende Material und die begleitende Argumentation abgedeckt sind:

In seiner Habilitationsschrift "Die römische Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Verwaltungsrecht" mußte Weber bekennen, daß das "(..) meiste in dieser Darstellung (Hypothese bleibt)", und das in seiner Arbeit "(..) die schwerste der Künste, die 'ars ignorandi', sicher mehrfach vermisst werden wird" (1891,S.111-Anm.-). Dadurch gewann seine Arbeit einen "(..) vielfach konstruktiven Charakter", und der "(..) bunte Strauss von Hypothesen, welcher (..) in die Darstellung hineingeflochten" (1891,S.2f.) war, wurde auch von den Rezensenten moniert (5). Doch in Webers Versuch, die Arbeit vor den "(..) Augen strenger Forschung" (1891, S.3) zu verteidigen, findet sich auch der Hinweis darauf, daß die 'ars ignorandi' nicht im Sinne einer einfachen 'Regel' befolgt werden kann - was gerade ihren Charakter als 'Kunsthfertigkeit' ausmacht - : "Gewiss bin ich mir bewusst, dass sich in dieser Darstellung so manche in der Formulierung vielleicht nicht geglickte Thesen befinden, auf welche durch Einzelforschung zurückgekommen werden muss. Nur hätte ich nicht gewußt, wie ich die vertretenen Anschauungen, ohne den Versuch, sie in einen größeren Zusammenhang zu bringen, überhaupt hätte zur Darstellung bringen sollen" (1891,S.111-Anm.-; vgl. zur 'ars ignorandi' ferner 1905a,S.46-Anm.-).

Webers Vorstellung vom Professorenhandeln als einer 'Kunst' impliziert die Einheit von unpersönlich-sachlichen und persönlichen Momenten, wie sie insgesamt für den Bereich des professionellen Handelns oft betont und bezüglich des ärztlichen Handelns von Hermann von Helmholtz folgendermaßen

4) Bei der Berichterstattung zur zweiten Landarbeitererhebung ist von diesem "sicheren Blick" die Rede. Er ruhte dort auf der Bearbeitung von "(..) rund 1000 Berichten über denselben Gegenstand" (1894a,S.64) auf, und erwuchs also aus einer intensiven Auseinandersetzung mit der Sache.

5) vgl. besonders das Urteil von Krüger (ders. 1892) aber auch Hartmann (ders. 1892) und unerschwerlich auch Sombart (ders. 1892).

expliziert wurde:⁶⁾

"Handeln müssen wir auch in tausend Fällen, wo wir keine klare Einsicht in den Zusammenhang der Dinge haben, im Staate, im Kriege, in allem Verkehr mit Menschen und so auch in der Heilkunst. Hier tritt nun eine (..) Seite intellektueller Begabung in den Vordergrund, deren reinste Form wir beim Künstler verkörpert sehen. Reiche Erfahrung giebt eine Kenntnis des typischen Verlaufs der Erscheinungen, die der, der sie hat, nicht in Worten beschreiben kann. Und doch, wenn er zum Handeln berufen wird, so kann er es machen, aber er weiss nicht zu sagen, wie und warum er es so macht. Ich habe die grossen Aerzte von jeher als Künstler in diesem Sinne betrachtet (..) "(ders. 1886, S.318f.).

Da Weber das persönliche Moment auf den Prozeß der Hypothesenbildung bezieht, liegt die Differenz zwischen ärztlichen und wissenschaftlichen Handeln darin beschlossen, daß der Arzt unter Handlungsdruck steht, und der Forscher gerade das, was Ausdruck "kondensierter Erfahrung" ist, dem Begründungszwang unterwerfen muß. Webers Vorstellung der 'Kunst' ist jedoch umfassender; sie bezieht sich auf die Forschungsroutine insgesamt. In diesem Sinne spricht er einmal von "(..) Bunsens 'Experimentierkunst'" (1905a, S.98). Ferner auf die "ars ignorandi" bei der wissenschaftlichen Arbeit und der zu ihr gehörenden Schriftstellerei, sodann auf die Lehre als einer "(..) Kunst" (1919a, S.587) und schließlich auf den zu Eingang erörterten Sachverhalt, daß sich wissenschaftliches Handeln als die Kompetenz erweist, den Hiatus zwischen dem zu einem bestimmten Zeitpunkt verfügbaren Regelwissen und dem konkreten Forschungsgegenstand zu schließen. In diesen Punkten unterscheidet sich das Professorenhandeln nicht von der 'Kunst' professionellen Handelns insgesamt.

Wurde allerdings Wissenschaft derart als "(..) Kunst" betrachtet, daß man darunter eine "(..) Aneinanderreihung von 'Intuitionen'" (1906b, S.108) verstand, so lag Weber diese Vorstellung ebenso fern wie der gesamte (nachromantische) "(..) Kultus des Persönlichen" (1917a, S.494), welcher zu seiner Zeit üblich war. Er betonte dagegen: "'Endgültige' historische Begriffe gibt es nicht. Die heutige Schriftstellereitelkeit aber, einer von einem anderen gebrauchten Terminologie gegenüber sich so zu verhalten wie etwa gegenüber einer Zahnbürste, mache ich nicht mit" (1906d, S.64-Anm.-).

c.) **Forschungshandeln als Einheit beruflich-alltäglicher und außeralltäglicher Handlungskomponenten**

In "Wissenschaft als Beruf" bestimmt Weber das Forschungshandeln als Einheit von "Leidenschaft" und "harter Arbeit"; es heißt dort: "Der Einfall ersetzt nicht die Arbeit. Und die Arbeit ihrerseits kann den Einfall nicht ersetzen oder erzwingen, so wenig wie die Leidenschaft es tut. Beide - vor allem: beide zusammen - locken ihn. Aber er kommt, wenn es ihm, nicht, wenn es uns beliebt" (1919a, S.590). Weber mag auf den ersten Blick einen nichtigen Sachverhalt zur Sprache bringen, aber seine Explikation als solche ist voraussetzungsvoll. Geht man nämlich davon aus, daß sich im professionalisierten Handeln alltägliche und außeralltägliche Handlungskomponenten vermengen, und "(..) außeralltägliche Probleme (..) aufgrund außeralltäglicher (..) Leistungen der Professionsangehörigen in beruflich-alltäglicher Manier bewältigt (werden)"

6) So betont auch Hughes (ders. 1951, S.321), daß das Denken der 'professionals' davon bestimmt werde, ihr Handeln als 'Kunst' zu betrachten. Für den Bereich der Wissenschaft vgl. man Roschers Unterscheidung des "historischen Handwerkers" vom "historischen Künstler" in der Prolegomena zu "Klio" (ders. 1842). Anregungen enthält ferner der Begriff der "Kunstlehre" im Werk Schleiermachers.

(Seyfarth 1984a, S.15f.), dann läßt sich an Webers Ausführungen zur "Eingebung", "harten Arbeit" und "Leidenschaft" zeigen, daß Weber hier strukturgenetisch argumentiert hat.

Zuerst möchte ich deshalb Webers Auslassungen zur "Eingebung" in den Mittelpunkt stellen und diese als Explikation einer dem Forschungshandeln eigenen außeralltäglichen Handlungsproblematik interpretieren, für die ich den Terminus "Erfolgsungewißheit" einführe. Davon ausgehend möchte ich dann zeigen, wie Weber in der Folge das Forschungshandeln als Einheit beruflich-alltäglicher Komponenten ("harte Arbeit") und außeralltäglicher Handlungsmomente ("Leidenschaft") rekonstruiert. Abschließend zeige ich dann auf, was an dieser Deutung Ausdruck kondensierter Erfahrung ist und beziehe Webers Explikation auf die Ebene der Handlungswirklichkeit von Professoren. Es wird dann zu fragen sein, inwieweit das Forschungshandeln im Horizont der Außeralltäglichkeit und Erfolgsungewißheit erfahren wurde.

Die "(..)Eingebung" : Erfolgsungewißheit als außeralltägliche Handlungsproblematik von Forschung

Max Weber geht davon aus, daß der "(..) Einfall (..) sich nicht erzwingen (läßt)", und fügt hinzu: "(..) er kommt, wenn es ihm, nicht, wenn es uns beliebt" (1919a, S.589f.). Die "(..)besten Dinge" fallen einem dann ein, "(..) wenn man sie nicht erwartet, (..) und nicht während des Grübelns und Suchens am Schreibtisch." Für ihn macht dies den beruflichen Alltag des Professors aus, denn "(..) diesen Hasard, der bei jeder wissenschaftlichen Arbeit mit unterläuft: kommt die 'Eingebung' oder nicht?, - auch den muß der wissenschaftliche Arbeiter in Kauf nehmen" (1919a, S.590).

Es gibt mehrere Gründe, diese Ausführungen als Explikationen einer außeralltäglichen Handlungsproblematik zu betrachten: Indem Weber das berufliche Handeln als "Hasard"¹⁾ bezeichnet, analysiert er es bereits auf der Folie der Vorstellung von Außeralltäglichkeit (wie der komplementären Idee des Alltäglichen)²⁾ Diese Ausführungen verweisen nämlich auf eine der Handlungsproblematik von Forschung spezifische 'Irrationalität'.

"Irrationalität" meint hier "(..) 'Unberechenbarkeit'" (1905a, S.64) und ist für Weber insofern ein nicht-alltägliches Moment, als das soziale Alltagshandeln dadurch bestimmt ist, daß die Motive des anderen 'berechenbar' sind. Wenn Weber betont, daß "(..) von Irrationalität auf seiten des menschlichen Handelns schlechterdings nicht die Rede sein kann", so bezieht er dies auf das für Alltagshandeln konstitutive Moment der 'Berechenbarkeit' des Handelns "(..) einer uns bekannten Person": "Nun ist (..) zunächst in der 'erlebten' Wirklichkeit von einer spezifischen 'Unberechenbarkeit' menschlichen Tuns ganz und gar nichts zu spüren. Jedes militärische Kommando, jedes Strafgesetz, ja jede Äußerung, die wir im Verkehr machen, 'rechnet' auf den Eintritt bestimmter Wirkungen in der 'Psyche' derer, an die sie sich wendet (..)" (1905a, S.64). Bezogen auf berufliches Handeln läßt sich dann definieren: Von einer außeralltäglichen Handlungsproblematik in einem Beruf soll dann gesprochen werden, wenn die Träger dieses Handelns die den Vollzug abschließenden 'Erfolge' (nicht: Resultate) als 'unberechenbar' betrachten. Wo 'Erfolge' hingegen als 'berechenbar' erlebt werden, soll von einer beruflich-alltäglichen Handlungsproblematik gesprochen werden.

Webers Explikationen zur "'Eingebung'" qualifizieren das Forschungshandeln als ein berufliches

1) vgl. zu diesem Schlüsselbegriff von "Wissenschaft als Beruf" die früheren Ausführungen (s.o., S.34f.).

2) Das Begriffspaar "Alltag" und "Außeralltäglichkeit" (Charisma) hat bei Weber eine den Rahmen seiner Herrschafts- und Religionssoziologie transzendierende Bedeutung. Es handelt sich um im gesamten Werk vorhandene "(..) undefinierte Arbeitsbegriffe" (Seyfarth) (vgl. dazu ders. 1979 und 1984a).

Handeln, welches erfolgsungewiß³⁾ ist. Es läßt sich zwar in dem Sinne verstetigen, als jemand dauernd zur Forschung freigestellt wird, der Erfolg bleibt jedoch dem Kalkül entzogen, er ist strukturell 'unberechenbar'. Weber unterscheidet Forschungshandeln deshalb von anderen Formen (modernen) beruflich-alltäglichen Handelns; für das Forschungshandeln gilt nicht, was er als die "(..) Eigenart der modernen Kultur, speziell ihre technisch-ökonomischen Unterbaues (..)" bezeichnet, die "(..) 'Berechenbarkeit' des Erfolges"(WuG,S.563)⁴⁾

Nun hat Weber zur Eingebung im wissenschaftlichen Handeln gesagt: "Nur ist es ein schwerer Irrtum zu glauben, das sei nur in der Wissenschaft so, und z.B. in einem Kontor gehe es anders zu wie in einem Laboratorium. Ein Kaufmann oder Großindustrieller ohne 'kaufmännische Phantasie', d.h. ohne Einfälle, geniale Einfälle, der ist ein Leben lang nur ein Mann, der am besten Kommiss oder technischer Beamter bliebe (..)"(1919a,S.590). Doch die in dieser Passage enthaltene Kritik an den falschen Selbsteinschätzungen des "Gelehrten dünkels" hält fest am Argument der Erfolgsungewißheit als spezifischem Moment bestimmter Modi beruflichen Handelns. Weber vollzieht also selbst weitergehende Typisierungsleistungen bezüglich dieser Dimension. Das Professorenhandeln wie das Handeln des "modernen Unternehmers" sind ihm gleichermaßen Modi des beruflichen Handelns, die sich in der Dimension Erfolgsungewißheit vom beruflichen Handeln des "Kommiss oder technischen Beamten" abgrenzen lassen.

Für die Verwendung der Weber'schen Idee der "Außeralltäglichkeit" spricht jedoch nicht zuletzt die Tatsache, daß die weiteren Ausführungen hervorheben, daß die "(..) wissenschaftlichen Eingebungen (..) von uns verborgenen Schicksalen abhängen" und eine "(..) Gnadengabe" (1919a, S.591) seien. Damit rekurriert er auf den Begriff des 'Charisma' in einer seiner ursprünglichsten Bedeutungen,⁵⁾ und geht auf den in der Herrschaftssoziologie erläuterten Sachverhalt ein, daß 'Charisma' nur "(..) geweckt", nicht aber "(..) erlernt" werden kann (WuG,S.145)⁶⁾

Weber hat seine Ausführungen zur 'Eingebung', womöglich bedingt durch die Vortragssituation, eher illustrativ und knapp gehalten:

"Es ist in der Tat so, daß die besten Dinge einem so, wie Ihering es schildert: bei der Zigarre auf dem Kanapee, oder wie Helmholtz mit naturwissenschaftlicher Genauigkeit für sich angibt:

3) Da es der Weber'schen Soziologie nicht fremd ist, berufliches Handeln unter dem Gesichtspunkt des "Erfolgs" zu betrachten (vgl. etwa WuG,S.261), ist die Wortwahl gerechtfertigt. Erfolgsungewißheit ist ein Spezifikum aller vormodernen 'Professionen' bzw. 'charismatischen' Berufe und des modernen professionellen Handelns.

4) Weber unterscheidet das Professorenhandeln primär vom Handeln des Beamten, wie ich an späterer Stelle noch ausführlicher darlegen werde (s.u., die Ausführungen über "Leidenschaft"). Dabei wird auch darauf einzugehen sein, daß Erfolgsungewißheit nicht mit Resultatsunsicherheit zu verwechseln ist. Forschungshandeln ist ebenso resultatssicher wie anderes berufliches Handeln.

5) Man vergleiche die entsprechenden Stellen zum "Charisma" bei Paulus: "(..) doch ein jeder hat seine Gabe von Gott, einer so, der andere so"(1.Kor.7) - "(..) untereinander ist einer des anderen Glied, und haben mancherlei Gaben nach der Gnade, die uns gegeben ist (..)"(Röm.12) - "Einem wird gegeben durch den Geist, zu reden von der Weisheit; (..) einem anderen die Gabe gesund zu machen (..)" (1.Kor.12).

6) Es geht um den soziologischen Begriff von Charisma, also um die als außeralltäglich geltende Qualität einer Person. Zu ergänzen ist hier: auch im Sinne der Selbstausscheidung der Gelehrten, und im Sinne der Ausdeutung ihrer Handlungsproblematik. Die Arbeit mit dieser Idee von Charisma als Chiffrierung von Kontingenzerfahrung scheint ergiebig. So schrieb etwa Ranke - um nur ein Beispiel zu nennen - nach dem Erscheinen eines Buches an einen Freund: "Ist kein Genius darin, so hat mir Gott keinen gegeben" (ders. 1949,S.130).

beim Spaziergang auf langsam steigender Straße, oder ähnlich, jedenfalls aber dann, wenn man sie nicht erwartet, einfallen (..) "(1919a, S.590).

Geht man aber den Einzelhinweisen gesondert nach,⁷⁾ 8) dann läßt sich die vorgetragene Interpretation von der 'außeralltäglichen' Handlungsproblematik stützen:

Besonders der Hinweis auf Helmholtz ist aufschlußreich, sind doch bereits die wörtlichen Übereinstimmungen auffallend: Wo Weber davon ausgeht, daß sich die Einfälle nicht "(..) erzwingen" lassen, heißt es bei Helmholtz, daß sich die "(..) lichtgebenden Ideen nicht herbeizwingen (lassen)" (Helmholtz 1886b, S.339); wo Weber betont, daß diese einem "(..) nicht am Schreibtisch" einfallen, stellt auch Helmholtz fest, daß sie "(..) nicht am Schreibtisch" (ders. 1982, S.55) kämen; und wo Weber schließlich äußert, daß nur auf "dem Boden ganz harter Arbeit" der Einfall entsteht, geht auch Helmholtz davon aus, daß "große Leistungen nur durch große Arbeit entstehen" (ders. 1877, S.184). Wo Weber aus dem Gedächtnis auf Helmholtzs Arbeiten zurückgreift und über ihn schreibt, daß Helmholtz die Gedanken bei langsam steigender Straße kämen, fügt er bezeichnenderweise die Relativierung "oderähnlich" hinzu (1919a, S.590).# Bei Helmholtz lautet die Passage tatsächlich anders; hier kommen die Einfälle beim "(..) gemächlichen Steigen über waldige Berge im sonnigen Wetter" (Helmholtz 1892, S.55). Webers Relativierung bestätigt also nur, daß er die Arbeiten Helmholtzs gut kannte.

7) Hier wird Webers Vorgehen deutlich, welches in einem 'intuitiven' Rückgriff auf eine ausgepögte Forscherpersönlichkeit besteht. Neben Helmholtz und Ihering wäre vor allem noch Ranke zu nennen, der in seinen Augen in besonderem Maße eine Art 'Ideal' und 'Idealtypus' des Forschers verkörperte: Für Ranke hält er gleichermaßen die Charakterisierungen "(..) gewissenhafter" und "(..) nüchterner Forscher" wie "(..) echte Künstlerschaft" bereit (1903, S.33. Anm.; 1904a, S.214). Über Ihering als Forscher äußert sich Weber m.W. nur im obigen Zusammenhang, während der Einfluß Helmholtz' auf Weber kaum zu unterschätzen ist. Ranke war sicher nicht im gleichen Sinn ein 'Forscher' wie der 'experimentierende' Helmholtz, und beide genügten dem Bild der 'Gewissenhaftigkeit' eher, als der 'schriftstellernde' und objektiv oft 'dilettierende' Ihering. Gleichwohl waren alle drei in besonderem Maße Forscherpersönlichkeiten.

8) Ihering kann hier eigentlich unberücksichtigt bleiben, und ist nur insofern zu beachten, als Weber ihn als 'Deckerinnerung' benutzt: Iherings 'rechtshistorische Zigarre' konnte er beim Publikum als bekannt voraussetzen. In "Scherz und Ernst in der Jurisprudenz" hatte Ihering das "Geheimnis" gelüftet, welche Methode er bei der Behandlung der Rechtsgeschichte angewandt hatte: "Eine Hauptsache dabei ist eine gute, feine Zigarre, nicht zu schwer, nicht zu leicht, außerdem ein Sofa oder Kanapee. Nachdem man sich mit dem positiven rechtshistorischen Material hinlänglich gesättigt hat, schließt man die Türe ab, um sich durch niemanden stören zu lassen, zündet die Zigarre an, wirft sich aufs Sofa (...). Man denkt sich in den Gedanken hinein, man habe selbst in jener Zeit gelebt und sei nur durch eine seltsame Laune der Natur auf dem Wege der Seelenwanderung im neunzehnten Jahrhundert als Privatdocent oder Professor des römischen Rechts an dieser oder jener Universität wieder zum Vorschein gekommen, ursprünglich sei man ein alter Römer gewesen (...). Es ist unglaublich, was man da alles bei einer einzigen Zigarre erfahren kann! Aber freilich muß man zu rauchen verstehen, und das verstehen Manche nicht" usf. (Ihering 1892, S.125; vgl. auch die Schilderung seiner Arbeitsweise in einem Brief an Gerber: Biermann 1907, S.54). Iherings Formulierungen führen jedoch eher in die Irre. Sie sind eine Art 'Deckerinnerung' für Webers eigene Erfahrungen mit der Logik des Forschungshandelns; so schrieb er im Juni 1891 an Helene Weber: "Ich fand immer, daß Rezensionen sich am besten als Ausnutzung völliger Muße, auf dem Kanapee liegend, ausarbeiten lassen (...)" (JB, S.333). Kurz vor der Heirat hieß es in einem Brief an die Braut: "Die wissenschaftlich brauchbarsten neuen Gedanken sind mir nach meiner Erfahrung stets gekommen, wenn ich mit der Zigarre im Munde auf dem Sofa lag und 'con amore' dachte, und ich betrachte diese eigentlich geistige Produktion im engsten Sinn nur als Produkt von Freistunden (...)" (LB, S.216f.). Weber bringt hier die Spannung zum Ausdruck zwischen Forschung als 'Beruf' im Sinn der Freistellung zur 'Muße' und einem alltäglichen Beruf. Diese Spannung antikuliert er zwischen den Zeilen selbst noch 1910. Auf dem Frankfurter Soziologentag fragt er, ob die "(..) Frage, wie sich der Einzelne z.B. zu der Frage stellt: Soll ich jetzt spazieren gehen oder mich auf das Kanapee legen oder soll ich irgendetwas tun, was im gewöhnlichen Sinn des Alltagslebens /!-M.S./ in das Gebiet der Berufserfüllung fällt - (...) auch unter die Wirtschaftswissenschaft gehöre" (1910b, S.471f.). Allenfalls wird man diese Ausführungen Iherings und Webers als nicht zu Ende gedachte Ansätze zum Thema Erfolgsgewißheit im Forschungshandeln gelten lassen können. Dennoch zeigt sich bei Weber deutlich, daß ihm das Forschungshandeln stets in einer Spannung zwischen Alltag und Außeralltäglichkeit bewußt war.

Bei Helmholtz⁹⁾ ist der Professor zum einen "(..) ein gut geschulter Arbeiter", womit er dasjenige Moment bezeichnet, "(..) was zu thun eben gelernt werden kann" (Helmholtz 1886a, S.317f.). Er stellt dann die Frage, ob es etwas gibt, "(..) was zu thun nicht gelernt werden kann", und meint damit jene Form "(..) intellektueller Begabung", die er vor allem dem Künstler zuschreibt, die "Intuition" (vgl. 1886b, S.318f.). Wissenschaftliches Handeln gilt ihm insgesamt als Einheit beider Aspekte: "Etwas vom Schauen des Dichters muss der Forscher in sich tragen" (ders. 1886b, S.339). Über diese Gemeinsamkeit führt er aus, daß in Kunst und Wissenschaft der "(..) erste erfinderische Gedanke, der der Wortfassung vorausgehen muß", als eine "Ahnung neuer Gesetzmäßigkeiten" präsent sei:

"Das Vermögen, bisher ungeahnte Ähnlichkeiten zu entdecken, nennen wir Witz. Unsre Altvordern brauchten dieses Wort auch im ernstesten Sinn. Immer bezeichnete es eine plötzlich auftauchende Einsicht, die man nicht methodisch durch Nachdenken erreichen kann, sondern die wie ein plötzliches Glück erscheint. In ältester lateinischer Bezeichnung ist deshalb der Name des Dichters mit dem des Sehers identisch. Die plötzlich auftauchende Einsicht wird als Divination, als eine Art göttlicher Eingebung bezeichnet. Gelegentlich kann auch ein günstiger Zufall zu Hilfe kommen und eine unbekannte Beziehung enthüllen; aber der Zufall wird schwerlich benützt werden können, wenn der, der ihm begegnet, in seinem Kopfe nicht schon hinreichendes Material von Anschauungen gesammelt hat, um ihm die Ueberzeugung von der Richtigkeit des Geahnten zu geben" (Helmholtz 1971, S.349). Diese "Aeusserung des Seelenvermögens" lasse sich "nicht herbeizwingen": "Diese springen, wie die Minerva aus dem Kopfe des Jupiter, unvermuthet, ungeahnt; wir wissen nicht, von wannen sie kommen" (1886b, S.339).

Deshalb wird auch bei Helmholtz das Moment der Erfolgsgewißheit offensichtlich: "Ich muss sagen, als Arbeitsfeld sind mir Gebiete, wo man sich nicht auf günstige Zufälle und Einfälle zu verlassen braucht, immer angenehmer gewesen. Da ich aber ziemlich oft in die unbehagliche Lage kam auf günstige Einfälle harren zu müssen, habe ich darüber, wann und wo sie mir kamen, einige Erfahrungen gewonnen (..). Sie schleichen oft genug still in den Gedankenkreis hinein. In anderen Fällen treten sie plötzlich ein, ohne Anstrengung, wie eine Inspiration. So weit meine Erfahrung reicht, kamen sie nie dem ermüdeten Gehirne und nicht am Schreibtisch. Ich musste immer erst mein Problem nach allen Seiten so viel hin- und hergewendet haben, dass ich alle seine Wendungen und Verwicklungen im Kopfe überschaute, und sie frei, ohne zu schreiben, durchlaufen konnte. Es dahin zu bringen, ist ja ohne längere vorausgehende Arbeit meistens nicht möglich. Dann mußte, nachdem die davon herrührende Ermüdung vorübergegangen war, eine Stunde körperlicher Frische und ruhigen Wohlgefühls eintreten, ehe die guten Einfälle kamen. (..) Solche Momente fruchtbarer Gedankenfülle waren freilich sehr schön, weniger schön die Kehrseite, wenn die erlösenden Einfälle nicht kamen. Dann konnte ich mich wochenlang, monatelang in eine solche Frage verbeißen" (Helmholtz 1892, S.55).

Helmholtz' Deutung dessen, "was zu thun nicht gelernt werden kann", kommt Webers Idee des 'Außeralltäglichen' sehr nahe. Die Nähe zur 'Gabe', die man nur "erwecken", nicht aber "erlernen" kann, Webers Vorstellung von charismatischem Handeln als einem spezifisch "regel-fremden" und "(..) 'irrationalen'" Handeln, all diese Verbindungslinien bleiben evident. Und so wie in der Weber'schen Herrschaftssoziologie der Typus charismatischer Herrschaft nur

9) Weber greift vor allem auf Helmholtz' Trinkspruch zum 500-jährigen Jubiläum der Ruperto-Carola zurück (4. August 1886). Im August 1886 war Weber in Heidelberg. Er erhielt dort zum 30-jährigen Stiftungsfest der Allemannia das Band der Mitgliedschaft; die Stiftungsfeierlichkeiten seiner Verbindung wurden mit dem Universitätsjubiläum zusammengelegt (vgl. dazu AL 4, S.336 und AL 2, S.76-78). Ferner greift Weber auf Helmholtz' Tischrede anlässlich der Ehrungen zu seinem 70. Geburtstag zurück (November 1891). Zu diesem Zeitpunkt war Weber als Privatdozent an die Berliner Universität gebunden. Der Rückgriff auf Helmholtz resultierte aber nicht nur aus diesen 'Gelegenheiten'. Webers Bemerkungen zu Robert Mayer und Goethe zeigen ebenso eine intensive Helmholtz-Lektüre an, wie der Einfluß von Helmholtz musiktheoretischen Arbeiten auf Webers Musiksoziologie evident bleibt. Eine Beeinflussung von Webers methodologischen Arbeiten durch Helmholtz' erkenntnistheoretische Arbeiten und dessen Auffassung über die Aufgabe eines Künstlers wäre genauer nachzuprüfen. Helmholtz sieht nämlich die Aufgabe eines Künstlers in der Bildung "(..) idealisierter Typen" (ders. 1876, S.70) und versteht darunter nicht das 'Ideal' im normativen Sinn.

"(..) in statu nascendi" existiert, wurde auch in der bisherigen Erörterung das außeralltägliche Handlungsproblem von Forschung idealtypisch herausgearbeitet und quasi in einer Art 'Momentaufnahme' erfaßt. Es wird nun zu zeigen sein, wie diese außeralltägliche Handlungsproblematik durch die für Forschungshandeln konstitutive Einheit beruflich-alltäglicher und außeralltäglicher Handlungskomponenten bearbeitet. Man kann beide 'Handlungsweisen' dabei als 'Reaktion' auf diese Handlungsproblematik begreifen.

Beruflich-alltägliche Komponenten des Forschungshandelns : "(..)harte Arbeit"

Webers Vorstellung, daß "Leidenschaft" und "harte Arbeit" den Einfall "(..)locken" (1919a,S. 590), kann nicht nur als eine Art 'Faustregel' eines 'erfahrenen' Professors gelten, sondern auch als genetische Argumentationsfolge. Das was Weber "harte Arbeit" nennt und was Helmholtz veranlaßt, von dem zu reden, "was zu thun gelernt werden kann", soll nun als eine beruflich-alltägliche Handlungskomponente von Forschung betrachtet werden. Weber führt dazu aus: "Nur auf dem Boden ganz harter Arbeit bereitet sich der Einfall vor" (1919a,S.589). Zunächst geht es ihm dabei um jene Handlungskomponenten von Forschung, die mittels 'Schulung' erworben werden können. Zwar betont er immer wieder, daß der Einfall "(..) mit irgendwelchem kalten Rechnen (..) nichts zu tun hat", doch er fügt hinzu: "Gewiß: auch das ist unumgängliche Vorbedingung. Jeder Soziologe z.B. darf sich nun einmal nicht zu schade dafür sein, auch noch auf seine alten Tage hin vielleicht monatelang viele zehntausende ganz trivialer Rechenexempel im Kopf zu machen" (1919a, S.589).

Er spricht in diesem Kontext auch von der "(..) schwere(n) Last einer rein mechanischen Arbeit" (1911p,S.425), und in einer Skizze zu einem Forschungsprojekt über die 'Soziologie des Zeitungswesens' (vgl. 1910b,S.434-41) heißt es über diesen Aspekt wissenschaftlichen Handelns: "Sie werden nun fragen: Wo ist das Material für die Inangriffnahme solcher Arbeiten? Dies Material sind ja die Zeitungen selbst, und wir werden nun, deutlich gesprochen, ganz banausisch anzufangen haben damit, zu messen, mit der Schere und mit dem Zirkel, wie sich denn der Inhalt der Zeitungen in quantitativer Hinsicht verschoben hat"(1910b,S.441).

Das "kalte Rechnen" und die Arbeit "mit der Schere und mit dem Zirkel" sind diejenigen Momente des Forschungshandelns, die den Alltag des Forschers ausmachen, und die als "Technik" erlernbar sind. Neben der Veranschaulichung des 'glückspielartigen' Moments im Forschungshandeln weist Weber damit auf Handlungskomponenten hin, die der formalen Rationalisierung zugänglich sind, und die es als "(..) Denk- und Forschungstechnik"(WuG,S.32) mittels "(..) Uebung"(1909i,S.72)¹⁰ ermöglichen, daß anstehende Probleme auf geschulte Art und Weise in beruflich-alltäglicher Manier bewältigt werden können.

Ist diese "(..) an sich so subalterne Arbeit peinlich sauberen Zählens alles dessen, was ein solches Material irgend an Zählbarem bietet"(1909h,S.953) nun wirklich in dem Sinne die Arbeit eines "(..) technischen Beamten", als sie in ihrem formalen Bezug aufgeht? Wäre dem so, dann ließe sich das Forschungshandeln als nur additive Einheit alltäglich-formaler und außeralltäglicher Handlungsmomente zu bezeichnen. Das "(..) Monate lange (..) Sortieren,Zählen und Rechnen" (1909h,S.953) ließe sich dann eigentlich delegieren, der Prozeß an sich auf dem Wege der Arbeitsteilung 'rationalisieren'. Die an sich "so subalterne Arbeit" wäre dann prinzipiell

10) Zum Problem der "Technik" im handlungstheoretischen Sinn vgl. man Schmidt (ders. 1981,S.171f.) und Seyfarth (ders. 1984a,S.16f.).

von einer Art wissenschaftlichem 'Subalternbeamten' ausführbar. Weber geht aber von einer notwendigen Einheit beider Komponenten aus: "Man versucht nicht ungestraft, das auf mechanische Hilfskräfte ganz und gar abzuwälzen, wenn man etwas herausbekommen will - und was schließlich herauskommt, ist oft blutwenig" (1919a, S.589). In einem Diskussionsbeitrag zu den Industriearbeitererhebungen des Vereins für Sozialpolitik heißt es ausführlich:

"Wir hoffen auf eine Elite von Ideologen von Mitarbeitern, die diese schwere Last einer rein mechanischen und auf keine Weise auf bezahlte Kräfte abzuwälzenden Arbeit auf sich nehmen wollen - nicht abwälzbar auf bezahlte Kräfte deshalb, weil nur während der eigenen persönlichen Rechenarbeit - ,darin unterscheidet sich diese statistische Arbeit von der Art eines Produzierens, wie es im allgemeinen bei der offiziellen Statistik der Fall ist - ,weil, sage ich, nur während des eigenen persönlichen fortwährenden Errechnens von Zahlen dem Bearbeiter die Einfälle kommen, die er braucht, um diese Zahlen zu deuten und neue Fragestellungen zu finden"(1911p, S.425).

Nur ein "(..) viele Monate langes, eigenes Sortieren, Zählen und Rechnen" (1909h, S.953) ist nach Weber Grundlage der schmalen Chance dazu, etwas herauszubekommen, und sei es nur "blutwenig". Damit expliziert er zugleich eine innere Grenze für eine Arbeitsspezialisierung im Bereich der Wissenschaft fest.

Was stellt nun aber den strukturgenetischen Aspekt von Webers Argumentation zu den alltäglichen Handlungskomponenten des Professors dar? Es war eingangs von "(..) harter" Arbeit die Rede. In den Anweisungen Webers an die Mitarbeiter der Industrienerhebung heißt es darüber:

"Eines darf den Herren, welche ihr Wissen und ihre Arbeitskraft in den Dienst der Erhebung zu stellen gewillt sind, vorausgesagt werden: die unentbehrliche Eigenschaft, um irgendwelche (neuen!) Ergebnisse zu gewinnen, wird in diesem Fall mehr als bei irgendeiner früheren Erhebung dieses Vereins ein außergewöhnliches Maß von Zähigkeit in der Verfolgung des einmal gesteckten Zieles sein. Wer diese Eigenschaft nicht besitzt, bleibe der Mitarbeit fern. Es ist gänzlich ausgeschlossen auf diesem Gebiet in wenigen Monaten Resultate zu erzielen, welche es wert sind, gedruckt zu werden" (1908g, S.58f.). An anderer Stelle wird dies noch prägnanter ausformuliert: "Nur wer die Selbstentsagung besitzt, seine eigene mühevollen Arbeit vorläufig als 'Material' für andere Leute einfach in den Boden gestampft zu sehen für zukünftige Arbeiter, die nun mit Hilfe dessen, was er dabei an Hypothesen herausgebracht hat, weiter arbeiten, seine eigenen 'Resultate' aber vielleicht völlig umstürzen - nur den können wir als Mitarbeiter wünschen. Meine Damen und Herren, mit dem größten Nachdruck sei gesagt: der Verein steht mit dieser Erhebung heute am Anfang dessen, was er will, und nicht am Ende, und er wird Jahrzehnte an dieser Sache langsam und ruhig weiterzuarbeiten haben. Das ist keine einfache Sache. Glänzende und bequeme Themen für Doktorarbeiten sind Dinge nicht, bei denen man unter Umständen, wie auch ich es getan habe, zirka 30 000 Rechenexempel - bei einigen Mitarbeitern werden es 100 000 gewesen sein - im Kopfe zu machen hat, um dann vielleicht zu finden, daß bei neun Zehntel von ihnen nichts herauskam"(1911p, S.424).

Zweifellos kommen diese Formulierungen, ebenso wie diejenigen in "Wissenschaft als Beruf", der Aufforderung zur Selbstnormierung des Handelns gleich. Weber spricht jedoch vor einem Publikum, daß noch nicht beruflich mit Wissenschaft in Berührung gekommen war. Berücksichtigt man diesen Sachverhalt, dann ist es möglich, den strukturgenetischen Argumentationszusammenhang seiner Erörterung zu verstehen:

Die Logik eines erfolgungswissen Handelns veranlaßt die mit ihr konfrontierten Individuen, entweder mit "Resignation"(Weber) oder gerade umgekehrt, mit der Intensivierung des Strebens nach Erfolg zu antworten. Wenn Weber von einer Notwendigkeit der "Zähigkeit in der Verfolgung des einmal gesteckten Zieles" und einer erzwungenen "Selbstentsagung" spricht, dann bezieht

er sich nur auf die durch die Spezifik der Handlungsproblematik möglicherweise evozierte 'Resignation', was bereits an anderer Stelle erörtert wurde (s.o., S. f.).¹¹⁾ Stellt man sich aber die Frage, warum Weber gerade unter strukturtheoretischem Aspekt von "(..) harter" Arbeit spricht, dann muß gesagt werden: Dort wo Individuen qua institutioneller Einbettung mit einem erfolgungsgewissen Handeln konfrontiert werden, ist die Intensivierung des eigenen Strebens auch eine objektive Möglichkeit der Antwort auf Erfolgungsgewißheit,¹²⁾ die der Logik der beruflichen Situation innewohnt. Qua Erfolgungsgewißheit in der alltäglichen Situation selbst, qua Hiatus irrationalis zwischen Begriff und Wirklichkeit und qua minimaler Aussicht, überhaupt einen nennenswerten Erfolg zustande zu bringen,¹³⁾ wird eine interne Dynamik erzeugt, die in ihrer möglichen strukturlogischen Konsequenz in Analogie zum Wegfall der Sakramentsgnade im Calvinismus vergleichbar ist: Die abhanden gekommene Gnadengewißheit forciert eine "(..) rastlose Berufsarbeit" (PE/I, S. 129) für jenen, für den die Heilsgewißheit ein bedeutsamer Wert darstellt, wie auch die Erfolgungsgewißheit in der Wissenschaft dort in "harte Arbeit" mündet, wo Wissenschaft als Beruf gewählt wurde.

Die systematische Berücksichtigung der Tatsache, daß Webers Texte zumeist auf ein Publikum bezogen sind, welches noch nicht beruflich mit der Logik wissenschaftlichen Handelns affiziert wurde, ermöglicht, ansatzweise vorhandene strukturtheoretische Fundamentierungen seiner Argumentation herauszuarbeiten. Damit gerät ein wichtiger Sachverhalt in den Mittelpunkt, nämlich, daß es für das Professorenhandeln keine eindeutigen 'Normen' im Sinne einfacher Regelbefolgung gibt. Würde man Webers Argumentation vorschnell als eine Aufforderung zur Selbstnormierung auffassen, dann entstünde die Vorstellung, daß die Explikation der Sache sich bereits im Akt der archivarischen Katalogisierung von Elementen einer Berufsethik erschöpfte. Damit würde der Charakter der 'Kunst' des Forschungshandelns eliminiert, denn nur die Strukturexplication kann zeigen, daß, wie oben ausgeführt, sowohl das Ansinnen von "Zähigkeit", wie auch die entgegengesetzte normative Steuerung, verstanden als Distanz zur überzogenen "Selbstentsagung", Verhaltensvarianten auf ein und dieselbe Situationsspezifika darstellen. Will man im Bereich des Professorenhandelns den Bereich der normativen Überformung der Handlungslogik darstellen, dann lassen sich nur ambivalente 'Balance-' bzw. 'kontradiktorische' Normen explizieren.

11) 'Selbstentsagung' heißt dann auch, sachliche Probleme nicht als 'persönliche' Probleme zu betrachten, wie dies in dem eingangs zitierten Brief Rankes an Ritter deutlich wird (s.o., S.). Die Möglichkeit einer Trennung von Person und Sache scheint schichtspezifisch zu variieren. Vgl. dazu die Briefe Peter Wusts (Cleve 1951), Da er aus einfachen Verhältnissen stammte, und somit zur Entwicklung von "Insuffizienzgefühlen" (Wust) in einer ihm 'entrückten' Welt der Gelehrsamkeit prädisponiert war. verstärkten sich diese Spannungen durch die Spezifik der Sache selbst. Das Problem der personenunabhängigen Ausdeutung von Erfolg und Mißerfolg wird noch unten behandelt (s.S.)

12) Viele Hinweise sprechen dafür (vgl. Schwinge 1957, S. 55ff. und 80ff.), daß die 'Überarbeitung' eine Art 'Berufskrankheit' von Professoren gewesen ist. Dementsprechend war es ein von Professoren des 19. Jahrhunderts oft geäußelter Wunsch, den Beruf zu wechseln (s.u., die Ausführungen zu einer Typologie des Umgangs mit Erfolgungsgewißheit). Ab Mitte des 19. Jahrhunderts gehören längere Kuraufenthalte infolge Überarbeitung zur 'Normalbiographie' eines 'deutschen Professors'.

13) Weber erörtert Probleme der Erfolgungsgewißheit in drei zeitlichen Ebenen. Der Wissenschaftler wird damit zuerst im alltäglichen Handeln konfrontiert, denn der "(..) Hasard(..): kommt die wissenschaftliche Eingebung oder nicht?", ist bei "(..) jeder wissenschaftlichen Arbeit" vorhanden (1919a, S. 590); sodann bei der Publikation, wobei jede Arbeit nur als "(..) relativer Abschluß des Erkenntnisprozesses" erscheint, das sie "(..) neue Fragen" evoziert; schließlich im Hinblick auf die 'geniale' Lebensleistung, denn: "Es kann einer ein vorzüglicher Arbeiter sein und doch nie einen eigenen wertvollen Einfall gehabt haben" (1919a, S. 590).

"(..)Leidenschaft" als außeralltägliche Komponente von Forschungshandeln

Neben der "harten Arbeit" ist "Leidenschaft" für Weber ebenso eine konstitutive Handlungskomponente von Forschung, denn er stellt unmißverständlich fest: "Ohne diesen seltsamen, von jedem Draußenstehenden belächelten Rausch, diese Leidenschaft, (..) hat einer den Beruf zur Wissenschaft nicht und tue etwas anderes" (1919a,S.589). Zwar gilt auch hier, daß "(..) mit noch so viel von solcher Leidenschaft, so echt und tief sie sein mag, das Resultat sich noch lange nicht erzwingen läßt", aber Weber hält daran fest, daß sie eine "(..) Vorbedingung des Entscheidenden (ist): der 'Eingebung'" (ibid.).

Mit diesen Stichworten kommt er auf die außeralltägliche Handlungskomponente von Forschung zu sprechen. So wie es über den charismatischen politischen Führer heißt: "(..) hier wurzelt der Gedanke des Berufs in seiner höchsten Ausprägung. Er selbst (..) lebt seiner Sache, 'trachtet nach seinem Werk', wenn er mehr ist als ein enger und eitler Emporkömmling des Augenblicks"(1919e,S.508); und so wie Weber das Handeln des Politikers u.a. als "(..)Leidenschaft im Sinn von Sachlichkeit", als "(..) leidenschaftliche Hingabe an eine 'Sache'" (1919e,S.545); ist auch für den Wissenschaftler die leidenschaftliche "(..) innere Hingabe an die Aufgabe"(1919a,S.592) als "(..) rückhaltlose Hingabe"(1913a,S.108) in gleicher Weise konstitutiv.

Wenn, wie hier behauptet, Weber "Leidenschaft" als außeralltägliche Handlungskomponente auf- faßt, dann muß man zeigen können, daß er das Handeln des Professors in dieser Dimension von beruflich-alltäglichem Handeln unterscheidet.

Weber stellt dem Beamtenhandeln das des Professors gegenüber; es heißt etwa: die "(..) An- sicht (..), daß dem Katheder die 'Leidenschaftslosigkeit' eignen müsse", sei "(..) eine Bürokratenmeinung" (1917a,S.490; vgl. auch gleichlautend 1913a,S.104). An anderer Stelle sagt er, daß es um einen Professor der Geschichte übel bestellt sei, wenn er über die "(..) Gabe der 'Intuition' gar nicht verfügt: dann bleibt er eine Art historischer Subaltern- beamter"(1906c,S.278; vgl. auch die Gegenüberstellung von Unternehmer- und Beamtenhandeln in 1919a,S.590).

Weber hat also eine Kontrastierung beider Handlungsformen in Ansätzen vorgenommen, wobei sich die Differenz offenbar auf das Problem von 'Leidenschaft' und 'Erfolgsungewißheit' bezieht. Zwar ist diese Kontrastierung nicht systematisch entfaltet worden, es bleibt aber zu prüfen, inwiefern die Entgegensetzung Einblick in die Spezifik beider Formen beruflichen Handelns ermöglicht.¹⁴⁾

Es ist also material nachzuweisen, inwieweit die Kontrastierung triftige Gründe hat. Dies bietet sich in den genannten Dimensionen für das Handeln von Beamten, von Politikern und von Professoren an.

In der Dimension Erfolgsungewißheit bleibt für Weber das Beamtenhandeln der Inbegriff eines erfolgsgewissen Handelns, da in der "(..) moderne(n) Bürokratie" die "(..) 'berechenbaren' Regeln die eigentlich herrschende Bedeutung"(WuG,S.563) gewonnen haben. Hier ist Erfolg

14) Webers Bemühung um Kontrastierung steht sein Versuch gegenüber, 'berufsideologische' Fehleinschätzungen zu korrigieren: "(..) gar die Vorstellung: daß der Beamte im subalternen Alltags- wirken aufgehe, nur der Leiter die 'interessanten', geistige Anforderungen stellenden Sonder- leistungen zu vollbringen habe, ist literatenhaft (..)"(GPS 2,S.334f.).

kalkulierbar und strukturell vorausgesetzt. Ganz anders im Bereich des politischen und wissenschaftlichen Handelns. Was für den Bereich der Wissenschaft bereits gezeigt wurde, läßt sich für den Politiker dahingehend behaupten, daß es für ihn ein "(..) Wissen um die Tragik" gibt, "(..) in die alles Tun, zumal aber das politische Tun" verflochten ist. Weber spricht von der Grundtatsache der Geschichte, "(..) daß das politische Handeln oft, nein: geradezu regelmäßig, in völlig inadäquaten, oft in geradezu paradoxem Verhältnis zu seinem ursprünglichen Sinn steht"(1919e,S.547).¹⁵⁾

Deshalb bezeichnet Weber das Beamtenhandeln als nicht von "Leidenschaft" bestimmtes Handeln. Zum Beamten heißt es: "(..) sine ira et studio, ohne Haß und Leidenschaft, daher ohne Liebe und 'Enthusiasmus' (..) waltet der ideale Beamte seines Amtes"(WuG,S.129). Für den Politiker gilt hingegen gerade die "(..) Leidenschaft - ira et studium -"(1919e,S.524f.) als bestimmend. Ähnliches gilt für das Professorenhandeln. Die hier vorgeschlagene Interpretation behauptet also, daß 'Leidenschaft' für Professor und Politiker nur insofern konstitutiv ist, wenn es um erfolgungsgewisses Handeln geht; Weber beurteilt das Beamtenhandeln u.a. auch deshalb als nicht von Leidenschaft bestimmt, weil es erfolgsgewiß ist.

Der naheliegende Einwand, daß Beamtenhandeln bedingt durch Weisungsgebundenheit und universalistische Verpflichtung 'leidenschaftslos' sein müße, entkräftet diese These nicht: Denn einmal ist das universalistische Moment für einen Professor noch zwingender als für den Beamten, und ferner ist bei Weber von 'Leidenschaft' immer auch im Sinne von "(..) Sachlichkeit"(1919e,S.545) die Rede. Leidenschaft ist also nie unabhängig von einem Sachbezug bestimmt. Sachlichkeit hebt Weber aber bei allen drei Modi des beruflichen Handelns hervor: Weber spricht "(..) rein sachliche(n) 'Berufsscharakter' des Amtes" und der "(..) Berufssarbeit kraft sachlicher Amtspflicht"(WuG,S.588; 1922,S.476) beim Beamtenhandeln, von "(..) Dienst an einer Sache"(1919e, S.547) beim Politiker, und betont schließlich beim Professor: "'Persönlichkeit' auf wissenschaftlichem Gebiet hat nur der, der rein der Sache dient"(1919a,S.591). Zweifellos ist Sachlichkeit "qua Amtspflicht" anders einforder- und sanktionierbar als dies für den Bereich von Politik und Wissenschaft gilt. Es läßt sich aber zeigen, daß es auch einen strukturtheoretischen Sinn hat, wenn Weber davon spricht, daß ein Beamter ohne "(..) 'Enthusiasmus'" und "Leidenschaft" handeln kann. Sicher wird dies beim Beamten auch durch Weisungsgebundenheit verstärkt, aber klammert man dieses Problem ein, dann wird ersichtlich, daß Leidenschaft auch ein Struktur-spezifikum einer erfolgungsgewissen Handlungsproblematik ist. Ich möchte also im folgenden zeigen, daß bspw. ein Forscher mit 'Leidenschaft' handeln muß.

Inwieweit "Leidenschaft" durch das Moment der Erfolgsgewißheit erzwungen ist, deutet Weber selbst an:

"Nur durch strenge Spezialisierung kann der wissenschaftliche Arbeiter tatsächlich das Vollgefühl, einmal und vielleicht nie wieder im Leben sich zu eigen machen: hier habe ich etwas geleistet was dauern wird. Eine wirklich endgültige und tüchtige Leistung ist heute stets: eine spezialistische Leistung. Und wer also nicht die Fähigkeit besitzt, sich einmal sozusagen

15) Hier läßt sich der Begriff Erfolgsgewißheit präzisieren: Unterscheiden sich alle drei Modi beruflichen Handelns nicht in der Dimension Resultatssicherheit, so fallen Erfolg und Resultat im Bereich von Wissenschaft und Politik strukturell auseinander, und im Beamtenhandeln zusammen (nicht: empirisch). Was jedoch für den Bereich der Wissenschaft faktisch nur für den Forscher bedeutsam ist, hat für den Bereich der Politik ganz andere, 'äußere' Konsequenzen.

Scheuklappen anzuziehen und sich hineinzusteigern in die Vorstellung, daß das Schicksal seiner Seele davon abhängt: ob er diese, gerade diese Konjektur an dieser Stelle dieser Handschrift richtig macht, der bleibe der Wissenschaft nur ja fern. Niemals wird er in sich das durchmachen, was man das 'Erlebnis' der Wissenschaft nennen kann. Ohne diesen seltsamen, von jedem Draußenstehenden belächelten Rausch, diese Leidenschaft, dieses 'Jahrtausende mußten vergehen, ehe du ins Leben tratest, und andere Jahrtausende warten schweigend!:- darauf, ob dir diese Konjektur gelingt, hat einer den Beruf zur Wissenschaft nicht und tue etwas anderes. Denn nichts ist für den Menschen als Menschen etwas wert, was er nicht mit Leidenschaft tun kann! (1919a, S. 588f.).

Weber erörtert also das konstitutive Moment der Leidenschaft gerade mit Rekurs auf die Erfolgswahrscheinlichkeit. Das "Vollgefühl" einer "tüchtigen Leistung" ist nur dann zu erreichen, wenn der Einzelne 'leidenschaftlich' handelt.¹⁶⁾

Ohne "diese Leidenschaft" hat jemand, so Weber, den "Beruf zur Wissenschaft nicht und tue etwas anderes". Was wie eine Aufforderung zur Selbstnormierung des Handelns klingt, muß auch hier strukturtheoretisch entschlüsselt werden. Es gilt wiederum zu beachten, daß Weber in seiner beruflichen Funktion als Wissenschaftler zu studentischem Publikum spricht. Was faktisch eine Strukturerklärung darstellt, erscheint deshalb auf den ersten Blick als eine Art 'Befehl' zur Leidenschaft!¹⁷⁾

Der strukturtheoretische Sinn seiner Argumentation wird in dem Maße offenbar, als man die von Weber gebrauchte Vorstellung weiterverfolgt, nämlich daß es den "(..) seltsamen, von jedem Draußenstehenden belächelten Rausch" der 'Leidenschaft' gebe. Wenige Seiten später heißt es zum 'Rausch', daß er "(..) im Sinne von Platons mania (..)" und als "(..) 'Eingebung'" (1919a, S. 591) zu begreifen wäre. Ausgehend von dem bei Platon¹⁸⁾ von Mania "befeuernden" Dichter oder mit "rasendem Munde" weissagenden Propheten, ist es zweifellos zulässig, Leidenschaft als spezifisch außeralltägliche Handlungskomponente zu deuten. Vermutlich lag es Weber fern, den Professor durch einen derartigen Rückbezug zur 'charismatischen' Figur zu stilisieren, und diese Erwähnung kommt keiner substanzlosen Erneuerung bildungsbürgerlicher Tradition gleich. Daher sind Webers Ausführungen so zu interpretieren, daß er wohl auf eine 'Wahlverwandtschaft' hinweisen wollte, die Forschungshandeln mit demjenigen Handeln verbindet, welches er in seiner materialen Soziologie als außeralltägliches Handeln verstand. Außerdem rekurrierte er auf Erfahrungen mit dem Forschungshandeln, die jedem geläufig sind, der Wissenschaft als Beruf betreibt.

16) Wäre das nicht so, dann hätte er nicht: "Und wer also(..)" schreiben können, sondern hätte eine andere Formulierung - etwa: Und wer zudem.. - wählen, und die darauffolgenden Ausführungen in einem neuen Absatz abhandeln müssen.

17) Man mißverstehet Weber, wenn man seine Ausführungen als 'normative' Argumentation begreift. Webers Vorgehen ist vielmehr so zu verstehen, daß er vor Studenten Strukturen expliziert und ihnen z.B. verdeutlicht: Der bei jeder Arbeit auftretende "Hasard" ist "(..) in Kauf zu nehmen" (1919a, S. 590). Er arbeitet die spezifische Situation heraus, um den Studenten etwas von der Handlungswirklichkeit eines Berufs zu vermitteln, und wer nicht bereit ist, diese spezifischen Belastungen auf sich zu nehmen, der soll "(..) etwas anderes" tun.

18) Platon schreibt über die dichterische Mania (Wahnsinn), sie sei eine "(..)Eingebung und Wahnsinnigkeit von den Musen", welche eine "(..) zarte und heilig geschaute Seele aufregend und befeuernd (ergreift). Wer aber ohne diesen Wahnsinn der Musen in den Vorhallen der Dichtkunst sich einfindet, meinend, er könne durch Kunst allein ein Dichter werden, ein solcher ist selbst uneingeweiht"(Phaidr. 245a). Diese Mania ist ähnlich dem prophetischen Wahnsinn: "(..)nun aber entstehen uns die größten Güter aus einem Wahnsinn, der jedoch durch göttliche Gunst verliehen wird. Denn die Prophetin zu Delphi und die Priesterinnen zu Dodone haben im Wahnsinn viel Gutes zugewendet, bei Verstande aber Kümmerliches oder gar nichts"(Phaidr. 244a-b). Das "begeisternde" Wahrsagen und die "aufregende" und "befeuernde Eingebung" bezeichnen Momente des 'Enthiasmus' im antiken Sinn: Durch den wissenden Seher und Propheten spricht Gott.

Für die erste Behauptung spricht eine Bemerkung in Webers Herrschaftssoziologie. Er führt dort aus, daß bei "(..) aller abgrundtiefen Verschiedenheit der Sphären, in denen sie sich bewegen, (..) religiöse, künstlerische, ethische, wissenschaftliche, und alle anderen, insbesondere auch politisch oder sozial organisatorischen 'Ideen', psychologisch angesehen, auf wesentlich gleiche Art entstanden (sind)." Er fährt fort, daß man mittlerweile gerne die "(..) einen 'Ideen' dem 'Verstande', die anderen der 'Intuition' (..) zuweisen" wolle, und lehnt dann den Versuch der Zuweisung der verschiedenen 'Ideen' zu einer Sphäre von 'Intuition' oder 'Verstand' ab. Denn die "(..) mathematische 'Phantasie' eines Weierstraß(ist) 'Intuition' genau im gleichen Sinn wie diejenige irgendeines Künstlers, Propheten und - Demagogen." In der diesbezüglichen Anmerkung führt er schließlich aus, "(..) daß sie alle - auch die künstlerische Intuition - ,um sich zu objektivieren, also um überhaupt ihre Realität zu bewähren, ein 'Ergreifen' oder, wenn man will, Ergriffenwerden von den Forderungen des 'Werks' bedeuten, und nicht ein subjektives 'Fühlen' oder 'Erleben' wie irgend ein anderes"(WuG,S.658). Nun wird deutlicher, was Weber zuvor mit 'Leidenschaft' und 'Hingabe' an die Sache meinte. Es ist als ein "Ergriffenwerden von Forderungen des 'Werks'" zu verstehen, welche nicht mit anderen Formen des 'Erlebens' gleichgesetzt werden kann. Und dieses besondere Moment einer Hingabe teilt das Forschungshandeln offenbar - so legt Weber es nahe - mit Formen des 'beruflichen' Handelns, für welche er die Vorstellung des Charisma benützt und immer hervorhob, daß hier der Begriff des 'Berufs' in seiner höchsten Ausprägung realisiert sei.

Doch nur für den Bereich des Forschungshandelns hat er den Charakter dieses spezifischen 'Ergriffenwerdens' beschrieben. In einer charakteristischen Umdeutung eines Zitats von Carlyle führt er aus, es sei "(..) diese Leidenschaft, dieses: 'Jahrtausende mußten vergehen, ehe du ins Leben tratest, und andere Jahrtausende warten schweigend'(..)". Der Kontext dieses Zitats läßt nur die Interpretation zu, daß es Weber um 'Erlebnisqualitäten' von wissenschaftlichem Handeln geht,¹⁹⁾ die nur im Zusammenhang mit Begriffen wie 'Enthusiasmus', 'Ekstase', 'Euphorie', vollständiger 'Hingabe' an und 'Ergriffenheit' von der Sache vorstellbar sind.

Weber nähert damit den Professorenberuf 'charismatischen Berufen'. Wenn es ihm aber nicht um 'Philosophiegeschichte' ging, dann muß dem von Weber ausformulierten 'Erlebnis' der Wissenschaft die Bedeutung einer Strukturexplication zugemessen werden. Es ist also zu hinterfragen, welchen handlungstheoretischen Sinn es hat, von 'Leidenschaft' als konstitutiver außeralltäglicher Handlungskomponente zu sprechen, Webers Explication ist nur dann soziologisch fundiert, wenn Phänomene der Handlungswirklichkeit von Professoren erfaßt sind, und wenn sich in ihrer demzufolge Erfahrungen mit Forschungshandeln verdichtet haben. Gelänge dieser Nachweis, dann wäre es möglich, 'Leidenschaft' präziser zu fassen und sie zu begreifen als der Logik des Forschungshandelns inhärentes Strukturmoment. Dazu werden im folgenden einige Belege zusammengestellt:

Der Chemiker Christian Friedrich Schönbein schrieb im Januar 1857 an Justus Liebig: "Sie wissen es aus eigener Erfahrung, wie dem zu Muthe ist, der von einem wissenschaftlichem Gedanken verfolgt

19) Zweifellos bezieht er sich auf einen 'Höhepunkt' wissenschaftlichen 'Erlebens', den Akt gelingender 'Konjektur' und erfolgreicher 'Entdeckung'.

wird: Tag und Nacht hat man keine Ruhe u. alles Sinnen und Trachten haftet sich nur auf den einen Gegenstand. In einer solchen Gemüthsverfassung bin ich seit Wochen" (Kahlbaum/Thon 1900, S.61); in dieser Schilderung dokumentierte er ex negativo etwas von einer konstitutiven 'Leidenschaft'. Positiv gewendet berichtete er sechs Jahre später an Liebig: "Ich will ihnen nicht verhehlen, dass mich selten ein Gegenstand chemischer Forschung so ganz und gar in Anspruch genommen hat, wie derjenige, der mich eben jetzt beschäftigt: ich gehe mit demselben zu Bett, träume von ihm u. stehe mit ihm auf, von der Ueberzeugung durchdrungen, dass er den Keim einer großen, wenn vielleicht auch langsam reifenden Wissensfrucht in sich trage und die höchsten Fragen der theoretischen Chemie berühre" (Kahlbaum/Thon 1900, S.154f.) (20). Auch bei Liebig kommt das Moment realer 'Hingabe' im Alltag dort zur Sprache, wo er etwa gegenüber einem Briefpartner sein langes Schweigen entschuldigte: "Ich bin von Natur ein so einseitiger Mensch, dass ich nur ein Ding im Kopfe haben kann und dass nichts hineingeht wenn das Uding nicht wieder draussen ist. (...) Ich bin nun wieder von dieser Sache so eingenommen, dass ich seither entweder die an mich mich kommenden Briefe gar nicht las (..) oder keinen Brief beantwortete" (Kahlbaum/Thon 1900, S.50ff.). Und ex negativo findet sich bei Liebig auch ein Hinweis auf eine 'Hingabe', die intagelange Schlaflosigkeit mindete, als er im März 1835 an Berzelius schrieb, wobei er durchaus keinen Ausnahmezustand schilderte: "Wäre ich nicht verheiratet und hätte ich nicht drei Kinder, so wäre mir eine Portion Blausäure willkommener als das Leben. Schließen Sie hieraus, wie sehr jammervoll es mir geht. Keinen Schlaf !!" (Carriere 1893, S.104). Was Leidenschaft und Hingabe im Forschungshandeln alles bedeutet, dies verrät sich selbst noch da, wo brieflich Informationen über verschiedene Beruhigungsmittel ausgetauscht wurden. Nachdem Peter Wust Marianne Weber im Januar 1928 mitteilte, daß ihm das Schreiben eines Aufsatzes "(..) den letzten Rest gab", fügte er hinzu: "Es setzte eine elende Schlaflosigkeit ein. Und zudem ein elendes Schwindelgefühl. Zu starken Mitteln wollte ich nicht greifen, (...) Schließlich gelang es mit Sodobrol (..)". Darauf erwiderte Marianne Weber: "Übrigens, warum bei Schlaflosigkeit nicht ruhig mal ein Schlafmittel nehmen? Nach meiner Erfahrung (ich zahle auch von jeher den kostbaren Schlaf für jede Extraleistung, jede 'Ekstase') ist das weit geringere Übel: Bromural, (...) Phanodorm, Adinal, Medinal etc., muß man ausprobieren. Ohne Schlafmittel wäre für mich öffentliche Tätigkeit - Abendvorträge u.dgl. - einfach unmöglich gewesen" (Cleve 1951, S.66 und 70).

- Ich breche die Zusammenstellung von Belegen hier ab. Marianne Webers Rückgriff auf eine Vokabel ("Ekstase"), welche der historischen Soziologie Webers nicht fremd war, 'autorisiert' sozusagen die hier vorgeschlagene Interpretation, daß Webers Rückerinnerung an Platons Mania nur als Explikation im soziologisch-handlungstheoretischen Sinn zu verstehen ist. Was sich im Forschungshandeln als 'Leidenschaft' und 'Hingabe' zeigt, ist dabei von jener Situation nicht prinzipiell verschieden, die für jeden Alltagsmenschen dort entsteht, wo er mit 'Problemen' irgendwelcher Art konfrontiert ist.²¹⁾ Dort wo eine erfolgsungewisse Handlungsproblematik

20) Hier wird deutlich, daß 'Leidenschaft' auch als 'Überzeugung' und als 'Hingabe an eine Erkenntnisidee' verstanden werden muß. Beides hängt eng zusammen, wie auch bei Weber 'Leidenschaft' immer im Sinne eines nicht folgenlosen 'Hypothesentestens' gemeint ist. Etwas von diesem Festhalten an einer Hypothese am 'roten Leitfaden der Überzeugung' wird bei Schönbein sichtbar: "(..) das Gesagte wird hoffentlich genügen Ihnen einen Begriff von dem Hauptgedanken zu geben, der mich schon seit Jahren bei meiner Arbeit leitet u. der wohl noch ferner mein Führer bleiben wird, Gerne zwar gebe ich zu, daß er ein irrthümlicher sei, da ich ihm aber die Ermittlung einer Reihe von Thatsachen verdanke, die einigen wissenschaftlichen Werth haben dürften u. er für mich als eine nicht ganz unfruchtbare Mutteridee noch täglich sich erweist, so werde ich ihn nur dann aufgeben, wenn derselbe einmal als ungegründet erkannt ist" (a.a.O., S.15).

21) Ich denke an die Bruchstellen täglichen Lebens, an welchen das, was man vielleicht mit Schütz das "fraglos Gegebene" nennen könnte, problematisch wird. Bezogen auf 'persönliche Krisen' bzw. 'sachliche Probleme' bleibt die Reaktion des Alltagsmenschen zwiespältig: entweder sie beschäftigen ihn 'Tag und Nacht' (wie Schönbein das beruflich tut), oder man 'schiebt alles vor sich her'. Auch für einen Professor gelten beide Möglichkeiten: entweder heftet sich alles 'Sinnen und Trachten' auf den Gegenstand, oder dem Problem wird ausgewichen (vgl. etwa Ihering 1913, der, sich des 'Ausweichsverhaltens' bewußt, in einem Akt der Selbstüberlistung Verlagsverträge abschloß, um sich durch Termindruck zum Lösen von Problemen zu zwingen). Die mit der Lösung von Problemen verbundenen Eigengesetzlichkeiten sind im Professorenhandeln auf Dauer gestellt (verstetigt) (die keineswegs untypischen Belege über Schlaflosigkeit sollen dies als 'Grenzfall' veranschaulichen). Sie demonstrieren ferner, daß mit diesen Eigengesetzlichkeiten, da qua Beruf gehandelt wird, auf eine disziplinierte Art und Weise umgegangen werden muß.

vorliegt, ist 'Leidenschaft' die mit der Strukturlogik des Handelns verbundene 'Antwort' eines einzelnen auf die 'problematische' (erfolgungswisse) Situation. 'Leidenschaft', und darum handelt es sich, wenn sich alles 'Sinnen und Trachten' auf einen Gegenstand heftet, ist deshalb ein Strukturspezifikum eines erfolgungswissen beruflichen Handelns.²²⁾ Daß sie sich sowohl in euphorisch empfundener Zuversicht wie auch in einer psycho-physisch belastenden Schlaflosigkeit ausdrücken kann, demonstriert nur, daß das Sich-Einlassen auf ein Problem, von dem Forscher 'Besitz ergreift'. Es ist dies genau der Sinn von Webers Gedanke, daß es um ein 'Ergriffenwerden' von den Forderungen des 'Werks' gehe, welche vom üblichen 'Fühlen' und 'Erleben' zu unterscheiden sei.

Forschung als Beruf zu betreiben bedeutet demgemäß u.a., sich auf diese - mitunter: 'schlafraubenden' - Eigengesetzlichkeiten als einem immer wiederkehrenden, 'außeralltäglichen' Zustand einzulassen, und damit auf beruflich-alltägliche, disziplinierte Art und Weise umzugehen. Wer dies nicht als beruflichen Alltag zu akzeptieren bereit ist, und nur so ist Webers Hinweis zu verstehen, der "tue etwas anderes". Für den Forscher ist also 'Leidenschaft' eine von der Eigenlogik der Sache diktierter und tagtäglich erfahrbare Realität.

Die Verpflichtung zur Gleichzeitigkeit von "Leidenschaft" und "Distanz"

Sollte der Transferversuch von Webers Auslassungen zur 'Leidenschaft' auf die Ebene von der Handlungswirklichkeit von Forschung etwas für sich haben, dann gewinnt der Aspekt des disziplinierten Umgangs mit diesen Eigengesetzlichkeiten einerseits und das Moment der Distanz zur Leidenschaft andererseits entscheidendes Gewicht - bei Weber ist 'Leidenschaft' immer auch ein persönliches Moment ('Überzeugung').

Nun hat Weber in der zur Interpretation immer noch anstehenden Passage (s.o.,S.) zwar das Problem der Verpflichtung zur Gleichzeitigkeit von Leidenschaft und Distanz angesprochen, dies geschah aber nur verdeckt: Er bringt mit dem Bild des Setzens einer "Konjektur" zum Ausdruck, daß Forschungshandeln durch eine unauflösbare Spannung zwischen Leidenschaft und

22) Weber hatte, und dies war eine Hegel-Reminiszenz, gesagt: "Denn nichts ist für den Menschen als Menschen etwas wert, was er nicht mit Leidenschaft tun kann." Hegel erörterte den Gedanken, "(..) daß nichts Großes in der Welt ohne Leidenschaft vollbracht worden ist", mit dem Hinweis: "Daran, daß ich etwas zur Tat und zum Dasein bringe, ist mir viel gelegen; ich muß dabei sein, ich will durch Vollführung befriedigt werden. (..) Dies ist das unendliche Recht des Subjekts, daß es sich selbst in seiner Tätigkeit und Arbeit befriedigt findet"(Hegel 1978,S.38 und 36f.). Wo dieses "unendliche"(!) Recht, wie im Forschungshandeln, nicht leicht zu erringen ist, ist 'Leidenschaft' der Versuch, sich ihm zu bemächtigen. Damit ist auch nachgewiesen, inwiefern "Leidenschaft" nicht für erfolgsgewisses, beruflich-alltägliches Handeln konstitutiv ist. Webers Rückgriff auf 'klassisches Bildungsgut' (Platon) zeigt, daß es ihm nicht um folgenlose 'Philosophiegeschichte', sondern um Explikationen von Handlungsstrukturen ging. Er hätte dabei auch den Topos vom 'zerstreuten Professor' als Strukturexplication heranziehen können, denn Webers Hinweise auf Iherings 'Zigarre' und 'Couch' zeigen, daß er sich der intuitiv 'handlungstheoretischen Sensibilität von Gelehrtenanekdoten bewußt war und daher davon ausging, daß in diesem 'Witz' weiterreichende 'Einsichten' verschlüsselt waren. Auch wenn der oben durchgeführte 'Übersetzungsversuch' von Webers Begriff der 'Leidenschaft' auf die Ebene der Handlungswirklichkeit von Professoren problematisch sein sollte, bleibt festzuhalten, daß solch ein Vorgehen notwendig ist. Dies vor allem dann, wenn man Webers Vortrag soziologisch verstehen, und nicht nur als 'Genußmittel' seiner "(..) künstlerischen Qualität"(1919a,S.592) wegen zitieren will.

Distanz, persönlichen und unpersönlichen Momenten konstituiert wird. Es heißt bei ihm: "Und wer also nicht die Fähigkeit besitzt, sich einmal sozusagen Scheuklappen anzuziehen und sich hineinzusteigern in die Vorstellung, daß das Schicksal seiner Seele davon abhängt: ob er diese, gerade diese Konjektur an dieser Stelle dieser Handschrift richtig macht, der bleibe der Wissenschaft nur ja fern." Im Bild der Konjektur hält er einerseits die Ausgangssituation der auf bloßer Vermutung beruhenden Ergänzung eines teilweise zerstörten Textes fest (lat. 'coniectura': Vermutung),²³⁾ andererseits steht die Formulierung, daß man das "Schicksal seiner Seele" von der Entscheidung abhängig machen soll, für ein gegensätzliches Moment der bis zur letzten Konsequenz gesteigerten Gewissenhaftigkeit im Akt des Setzens der Konjektur selbst.²⁴⁾

Weber hat unmittelbar nach dieser Formulierung das Carlyle-Zitat praktisch sinntstellt wieder gegeben; setzt man es in seinem ursprünglichen Sinn hinter die Vorstellung der Konjektur, dann ergibt sich eine ähnliche Bedeutung wie hier vorgeschlagen:

Weber verwendet diesen Ausspruch auch in seiner Religionssoziologie,²⁵⁾ um die dem Puritanismus eigene, durch die Unerforschlichkeit der Ratschlüsse Gottes erzwungene ethische Selbstdisziplinierung der Lebensführung zu illustrieren: "Nach manchen pietistischen Lehren wurde das Heil nur einmal im Leben (..) angeboten: - immer mußte jedenfalls der Mensch sich instande zeigen, es sich anzueignen. Auf Gottes freie Gnade und auf das Jenseitsschicksal war also alles ausgerichtet, das diesseitige Leben entweder ein Jammertal oder doch nur ein Durchgang. Eben deshalb fiel aber auf diese winzige Zeitspanne und das, was in ihr vorging, ein ungeheurer Akzent, im Sinne etwa von Carlyles Wort: 'Jahrtausende mußten vergehen, ehe du zum Leben kamst, und andere Jahrtausende warten schweigend, was du mit diesem Leben beginnen wirst' (GARS/I, S.526).

Im 'korrekt' verwendeten Carlyle-Ausspruch ist das Bild einer bis zur letzten Konsequenz gesteigerten Gewissenhaftigkeit noch einmal sichtbar: selbst dem unbedeutendsten Moment kommt ein für das gesamte 'Heil'/'Erfolg' zentrale Bedeutung zu. Es gibt im wissenschaftlichen Handeln keinen Spielraum für eine 'unbedachte' Hingabe an die Sache. Die Verpflichtung zur Sachlichkeit bzw. Gewissenhaftigkeit ist eine unbedingte. Dies ist ähnlich Webers Ausspruch über die Kausalität in der Wissenschaft zu verstehen: "(..) sie ist kein Fiaker, den man beliebig halten lassen kann, um nach Befinden ein- und auszustiegen. Sondern: ganz oder gar nicht, das gerade ist ihr Sinn (..)" (1919e, S.550; vgl. auch 1905a, S.77).

Wenn diese Interpretation stimmig sein sollte, dann akzentuiert Weber im Bild der Konjektur die Vorstellung einer bis zum Äußersten gesteigerten Verpflichtung zur unbedingten Sachlichkeit. Jenes 'Erlebnis' von Wissenschaft aber, welches Weber mittels der Umdeutung des Carlyle-Zitats zu schildern versuchte, steht dann im diametralen Gegensatz zur gleichzeitig miterhobenen Sachlichkeitsforderung. Denn 'Leidenschaft' bedeutet immer auch Distanzlosigkeit. Der Schluß aus diesem Befund kann nur sein, die von Weber kaum zum Ausdruck gebrachte Spannung zwischen dem Moment der 'leidenschaftlichen Eingebung', des 'Rauschs' und der Distanz als solche auszuformulieren.

Weber hat diesen Realwiderspruch einer Verpflichtung zur Gleichzeitigkeit von Leidenschaft und

23) Wovon die Emendation als evident richtige Textergänzung sprachlich geschieden wird, bzw. die evident richtige Konjektur auch eine 'coniectura palmaris', d.h. eine des höchsten Ehrenpreises wertige Konjektur ist.

24) Auf den Begriff der Konjektur wurde alltagssprachlich bei Gelehrten durchaus ambivalent Bezug genommen; vgl. etwa die Verwendung bei Paulsen (ders. 1909, S.106), oder den Briefwechsel Böckh/Dissen (Hofmann 1907, S.150 u.ö.), ferner den Briefwechsel Mommsen/Wilamowitz.

25) vgl. auch die Verwendung in 1904c, S.452.

Distanz m.E. explizieren wollen, dies wird daran ersichtlich, daß gerade im Nachfolgevortrag "Politik als Beruf" diese Reflexion in pointierter Art und Weise nachgeholt wird:

"Man kann sagen, daß drei Qualitäten vornehmlich entscheidend sind für den Politiker: Leidenschaft – Verantwortungsgefühl – Augenmaß. Leidenschaft im Sinne von Sachlichkeit: leidenschaftliche Hingabe an eine 'Sache', an den Gott oder Dämon, der ihr Gebieter ist. Nicht im Sinne jenes inneren Gebarens, welches mein verstorbener Freund Georg Simmel als 'sterile Aufgeregtheit' zu bezeichnen pflegte (..): eine ins Leere laufende 'Romantik des intellektuell Interessanten' ohne alles sachliche Verantwortungsgefühl. Denn mit der bloßen, als noch so echt empfundenen Leidenschaft ist es freilich noch nicht getan. Sie macht nicht zum Politiker, wenn sie nicht, als Dienst an einer 'Sache', auch die Verantwortlichkeit gegenüber eben dieser Sache zum entscheidenden Leitstern des Handelns macht, Und dazu bedarf es – und das ist die entscheidende psychologische Qualität des Politikers – des Augenmaßes, der Fähigkeit, die Realitäten mit innerer Sammlung und Ruhe auf sich wirken zu lassen, also: der Distanz zu den Dingen und Menschen. (..) Denn das Problem ist eben: wie heiße Leidenschaft und kühles Augenmaß miteinander in derselben Seele zusammengezwungen werden können. Politik wird mit dem Kopfe gemacht, nicht mit anderen Teilen des Körpers oder der Seele. Und doch kann die Hingabe an sie, wenn sie nicht ein frivoles intellektuelles Spiel sein soll, nur aus Leidenschaft geboren und gespeist werden. Jene starke Bändigung der Seele aber (..), ist nur durch die Gewöhnung an Distanz – in jedem Sinn des Wortes – möglich" (1919e, S.545f.).

Weber stellt Distanz und Leidenschaft einander gegenüber und betrachtet beides doch als gleichermaßen konstitutiv. Auch die Formulierung "Leidenschaft im Sinne von Sachlichkeit" kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß ihm klar ist, daß beides nicht ineinander aufgeht, und daß Leidenschaft ein außeralltägliches und persönliches Moment bleibt, welches der Forderung nach Sachlichkeit in einem gewissen Sinne entgegensteht. Das Problem ist eben, wie "heiße" Leidenschaft und "kühles" Augenmaß "zusammengezwungen" werden können.

In "Wissenschaft als Beruf" hat Weber darauf hingewiesen, daß "(..) Wissenschaft nicht allein mit dem kühlen Verstande allein", sondern mit der "(..) ganzen 'Seele'" fabriziert wird (1919a, S.589). Die damit artikulierte Spannung wird genau dort zum Ausdruck gebracht, wo Weber gleichzeitig mit der Vorstellung von Mania und Konjunktur arbeitet. Die dort angedeuteten Probleme sind deshalb in Analogie zu "Politik als Beruf" auszuformulieren: auch die Wissenschaft wird "mit dem Kopfe" gemacht, und doch kann die Hingabe an sie "nur aus Leidenschaft geboren und gespeist" werden.

Typologie des Umgangs mit Erfolgungewißheit

Ausgangspunkt unserer Überlegungen bildeten Überlegungen zur Erfolgungewißheit als konstitutiv außeralltäglicher Handlungsproblematik von Forschung. Webers Explikationen zu diesem Bereich sind keineswegs nur 'erklügelt'; es läßt sich vielmehr zeigen, daß die Professoren im 19. Jahrhundert ihr Handeln im Horizont der Außeralltäglichkeit erlebten; daß sie Deutungen ihrer Situation entwarfen, die schon in nuce Webers Versuch enthielten, professionelles Handeln von anderen Formen beruflich-alltäglichen Handelns zu unterscheiden – hier wird gleichzeitig eine Typologie des Umgangs mit Erfolgungewißheit zu skizzieren sein – ; ebenso ist zu zeigen, daß die in den Gelehrtenbriefwechseln oft verwendete Gebärmetaphorik den Schluß nahelegt, daß Erfolgungewißheit eine alltägliche Erfahrung des Professorenhandelns darstellt.

Über den in jeder Arbeit enthaltenen Hasard gibt etwa der Briefwechsel Iherings Aufschluß, im Mai 1876 schrieb er über die bei der Arbeit auftretenden "Qualen":

"Wenn Dante noch lebte und mich der Ehre seiner Unterhaltung würdigte, so würde ich ihm als eine der unerträglichsten Höllenstrafen diejenige nennen: die dunkle Vorstellung dessen, was man schreiben will, vor Augen haben, und die richtigen Konturen und Farben nicht treffen können. Eine folternde Pein ! Literarische Tantalusqualen ! Man hat wie Tantalus den Gedankenapfel vor sich, wird ganz unruhig und nervös, indem man sich seiner zu bemächtigen sucht — und wenn man ihn dann zu haben glaubt, so ist es nichts damit !" (Ihering 1913,S.315).

Die für Ihering nicht untypischen Erfahrungen wurden dadurch intensiviert, daß - und Weber hätte ihn hier als dilettierenden 'Sinnhuber' bezeichnet - bewußt nicht auf die Arbeit und Begrifflichkeit seiner Kollegen zurückgriff. Dies thematisierend schrieb er im Dezember 1875 an Windscheid:

"Beruhigte mich nicht die Überzeugung, daß auch meine Art zu arbeiten für die Wissenschaft nicht verloren ist, ich könnte nur den Stab über mich brechen, wenn ich mir vorhalte, wie weit ich in der genauen Kenntnis und Berücksichtigung der Literatur hinter Dir zurückstehe, und wie oft ich genötigt bin, meine ganze Weisheit aus Dir zu schöpfen. Aber wenn ich mir Dich zum Muster nehmen wollte, ich müßte aufhören, ich selbst zu sein, und würde insbesondere auch die Schrift, an der ich jetzt arbeite, nie zu Ende bringen - die Literatur würde mir die Möglichkeit rauben, mich so, wie ich es tue, ganz ungeteilt meinem Grübeln hinzugeben. Ich bin überzeugt, daß für Dich und unzählige andere der greuliche Zeitverlust, der damit verbunden ist, d.h. das ewige Tasten, Suchen, Entwerfen und Umarbeiten wahrhaft unerträglich sein würde, und auch ich erwünsche mein Los oft im Grunde der Seele. Wenn Du einen Monat gearbeitet hast, so weißt Du, was Du von der Stelle gebracht hast - wenn ich es getan, so befinde ich mich oft nach einem Monat an derselben Stelle, ich habe mich die ganze Zeit nur im Kreise herumdrehet. Partien, an denen ich wochenlang gearbeitet habe, werden, wenn ich sie nach einiger Zeit überlese, oft total kassiert — was ist geblieben von der ganzen Arbeit ? Der bittere Nachgeschmack für mich und nicht selten das Gefühl der Mutlosigkeit und des Verzweifeln an der eignen Kraft !" (Ihering 1913, 1913,S.309f.).

Diese Charakterisierung der eigenen Arbeit - von der "dunklen Vorstellung" bis zum "ewigen Tasten, Suchen, Entwerfen und Umarbeiten" - sind plastische Schilderungen, welche das Forschungshandeln (wozu wir gerade diese Arbeit "am Schreibtisch" rechnen) als außeralltägliches Handeln qualifizieren, da es in einem spezifischen Sinn als regelfremd und irrational erlebt wird. Auch Iherings Gefühl der "Mutlosigkeit und des Verzweifeln an der eignen Kraft" wird nur auf dem Hintergrund der Spezifik des Forschungshandelns plausibel, Es deutet bei Ihering jedoch einen defizienten, persönlichen Modus der Ausdeutung der Sachproblematik dar.

Die Erfahrung einer 'außeralltäglichen' Handlungssituation war auch "(..) nüchternen" und "(..) gewissenhaften" (Weber) Forschern wie Ranke nicht fremd. So schrieb er im Februar 1835 etwa an Heinrich Ranke:

"Ich bin jetzt bei dem schweren Werk der Vollendung des Buches über die Päpste. Ich bin mit der Ausarbeitung schon ziemlich vorgerückt, allein ich empfinde doch immer, daß ich hinter meinem Gegenstande zurück bin und daß ich ihn noch nicht völlig über - wie soll ich sagen, überwältigt in meinen Besitz gebracht habe. So arbeite ich, mutig und verzweifelnd. Niemand kann es doch weiter bringen, als er eben die Kraft und den Geist hat" (Ranke 1949,S.268).

Ranques charakteristische Erlebnisqualität - "mutig und verzweifelnd" - hat ihren Ursprung in der Außeralltäglichkeit der Handlungsproblematik selbst. Von dieser Aufgabe schrieb er selbst einmal, das ihm bei ihr "(..) zu Mute" sei, "(..) wie der Mutter Natur, als sie den Elefanten machte."²⁶⁾ Im Unterschied zu Ihering zeigt sich jedoch bei Ranke der Versuch einer

26) Im vollen Wortlaut: "Den ganzen Winter habe ich in Reichstagsakten gesteckt; die ganze Stube ist mit Handschriften gefüllt gewesen. (..) Ein ganz gewaltiges, dickes Manuskript habe ich nun zustande gebracht, das aber ebenso formlos und langweilig ist wie diese Aktenstücke selbst. (..) Ich denke im Herbst noch gar manche Bibliothek und vielleicht auch noch das eine oder andere Archiv vorzunehmen. So viel ist richtig, daß die Sachen alle von Grund auf eine andere Gestalt bekommen; aber übrigens stehe ich für nichts: mir ist zu Mute wie der Mutter Natur, als sie den Elefanten machte" (Ranke 1949,S.287).

unpersönlich-distanzierten Ausdeutung der Sachproblematik. Unternimmt man den Versuch, gedankenexperimentell auszuphantasieren, ob Rankes und Iherings Formulierungen strukturell (nicht: empirisch) auch Trägern eines beruflich-alltäglichen Handelns zugeschrieben werden könnten, dann wird noch deutlicher, inwiefern diese im Alltag der Gelehrten immer wieder kehrenden Charakterisierungen ihres Handelns auf der Folie 'Außeralltäglichkeit' plausibel werden.

Andere Professoren haben ihr Handeln auch direkt von anderen Formen des beruflich-alltäglichen Handelns abgesetzt; so schrieb etwa Levin Goldschmidt - der Doktorvater Max Webers - im Oktober 1855 an seine Braut:

"Wieder einmal der böse Sonntag. - - - Es ist mir stets eigen zu Muthe gewesen an den Festtagen der Woche, dem Sabbath und Sonntag, wenn mir überall in den Häusern die feiernde Arbeitsstille begegnete und auf den Straßen das bunte Gewühl geschmückter Menschen, wie da jeder das Bedürfnis zu empfinden schien, sich zeitweise dem Arbeitszwange des gleichförmigen, alltäglichen Lebens zu entziehen, sich selbst, frei von allen Fesseln anzugehören. Mit dem Arbeitszwange eines fest geordneten Berufs hat mir bis dahin stets das Bewußtsein der Fessel und der Wunsch nach deren Lockerung gefehlt - das kann und wird sich freilich bis zu einem gewissen Grade ändern. Allein ein wesentlicher Unterschied dürfte bleiben. Wer in praktischer Berufs- oder Gewerbsthätigkeit lebt, der hat täglich ein bestimmtes Stück Arbeit zum Abschluß gebracht, das zu vollenden seine Pflicht und sein Zweck war, gleichviel ob einen Rock, einen Tisch, ein Erkenntniß, eine Unterrichtsstunde oder eine Amputation. Wer dagegen lediglich der geistigen Beschäftigung lebt, der Wissenschaft oder Kunst, dem geht es nicht so gut, der vollendet eigentlich nichts, sondern Alles, was er äußerlich schafft, ist nur Ausfluß seines nach Vollendung strebenden Geistes, - er bringt nichts zum eigentlichen Abschluß, weil seine Arbeit lediglich in der Beschäftigung mit sich selbst besteht. In dieser Arbeit giebt es ebensowenig eine Vollendung, als eine zu bestimmten Zeiten regelmäßig wieder kehrende Unterbrechung denkbar ist - Eigenthümlich genug und tiefsinnig legt unser nationaler Mythos; aus welchem die Einsetzung des Sabbath hervorgegangen ist, alles Gewicht auf die Vollendung: Gott ruhte, nachdem er Alles vollendet hatte, am 7. Tage, weil er in den vorangehenden 6 Tagen die Welt in allen Theilen geschaffen. Ist nun die Gottesruhe am Sabbath Veranlassung und Vorbild der Menschenruhe, so darf auch der Mensch nur feiern, der Alles zu Ende gebracht hat. - - - -" (Goldschmidt 1898, S. 169f.)

Es ist offensichtlich, daß Goldschmidt in der Dimension Erfolgsgewißheit Typisierungsleistungen vollzieht, mittels der er das Gelehrtenhandeln von "(..) praktischer Berufs- oder Gewerbsthätigkeit" abhebt. Freilich hat er, wie sein weiterer Lebensweg zeigt, die in diesem Brief schon im Zeichen der Resignation vorgenommene Absolutsetzung des Strebens nach "Vollendung" nicht auf diszipliniert-distanzierte Art und Weise veralltäglicht. Ein Blick auf Goldschmidts tragisches Schicksal als Professor²⁷⁾ zeigt, daß er dieses Streben derart rigide handhabte, daß seine wissenschaftlichen Pläne vereitelt, und die für die Professoren des 19. Jahrhunderts typischen Arbeitsstörungen, längeren Kuraufenthalte und Depressionen sich am Ende seines Lebens in einen Dauerzustand verwandelten. Das von ihm geplante "Handbuch des Handelsrechts", das über den zweiten Band nicht hinauskam, verdeutlicht im Detail, daß es ihm nicht gelang, die Verpflichtung zur 'unentwegten Wahrheitssuche' in beruflich-alltäglicher Art und Weise zu bewältigen: Von dem Band 1.1. (1864) erschien 1875 die "Zweite völlig umgearbeitete Auflage" und 1891 die "Dritte völlig umgearbeitete Auflage". Wie die Biographen Goldschmidts bestätigen, war jede Auflage des Ersten Halbbandes des Ersten Bandes "völlig" umgearbeitet worden.

Dagegen endete Justus (von) Liebigs Weg zwar nicht, wie bei Goldschmidt, in chronischer Arbeitsunfähigkeit, doch hat er die Erfolgsgewißheit auf 'heroische' Art und Weise bewältigt. Als er im Juli 1834 bei der "(..) Verfolgung der Idee über die Radikalnatur des Kohlenoxids" zu

27) vgl. ders. 1898; ders. 1901/I (Einleitung); Laband 1897; Pappenheim 1897.

"(..) einigen sehr merkwürdigen Resultaten" gelangte, gestand er Berzelius:

"Die schönsten Theorien werden durch die verdamnten Versuche über den Haufen geworfen, es ist gar keine Freude mehr Chemiker zu sein. Ich beneide die Holzhauer und Copisten auf den Kanzleien; denken Sie sich die reine und ungetrübte Freude, die diese Leute empfinden, wenn sie ihr Tagwerk geendigt, zu Hause die Ruhe genießen, die sie verdienen. Der Geist ist ruhig, der Appetit tigerartig, der Schlaf fest und sorgenlos, Mit welcher Heiterkeit und Behaglichkeit wird des Sonntags der Schoppen Wein und das Butterbrod im Grünen verzehrt, es ist ihnen vollkommen gleichgültig ob die Krokonsäure in das Hundsgeschlecht oder zu den Amphibien gehört, sie haben keine andere Qual als dass die Butter ranzig oder der Wein sauerer ist als gewöhnlich. Gott wie beneide ich diese Glücklichen. Was kann man nun machen, il faut se resigner; der Teufel hole alle qualitativen Untersuchungen (..). Sie haben aber kein Herz für meine Leiden (..) ! Wenn auch alle unsere Ansichten nur Hypothesen sind, so ist dennoch nichts wahrer als meine Liebe zu ihnen" (Carriere 1893, S.94).

Auch in diesem Brief werden, wenn auch 'laienhaft' und nicht frei von falschen Fremdschätzungen, Typisierungen bezüglich verschiedener Modi beruflichen Handelns durchgeführt. Liebig gelang es aber, obwohl sein Leben gekennzeichnet war von immer wieder eintretenden Phasen längerer Arbeitsstörungen, sich auf 'heroische' Art und Weise mit den spezifischen Belastungen auseinanderzusetzen. Geht es um die Möglichkeit der unpersönlichen Verarbeitung von Erfolgsgewißheit, mag bei Liebig nicht zuletzt der Umstand mit verantwortlich gewesen sein, daß die Trennung von Person und Sache in den 'experimentierenden' Wissenschaften leichter fällt. Wo, wie in den "Kulturwissenschaften", praktisch das 'Gedankenexperiment' im Sinne von 'Begriffsarbeit' der dominante Modus von Forschungshandeln darstellt, ist die personale Distanz wesentlich geringer, da das 'Experiment' gleichsam nicht in einer 'äußeren' Dingkonstellation objektiviert wird.

Rudolf Iherings Lebensweg als Gelehrter deutet eine dritte Möglichkeit der Verarbeitung der Erfolgsgewißheit im Lebensentwurf eines Professors an; in einem Brief an Karl Gerber schrieb er im April 1856:

"(..) die Arbeit der letzten Monate, zu der das juristische Examen noch den letzten Stoß hinzufügte, hatte mich recht müde und müde gemacht, und mehr als einmal ich im Gespräch mit Dir Dich sowohl wie mich bedauert, daß ich Dir so wenig sein konnte, daß mein Gehirn augenblicklich einmal wieder unter Bleidächern wohnte. Auch jetzt noch ist mein Zustand im wesentlichen derselbe, und Du glaubst nicht, wie sehr er mir das Arbeiten am "Geist /des römischen Rechts-M.S./" erschwert. Wie oft ist mir der Wunsch gekommen, daß ich mich mit Anstand aus der Wissenschaft zurückziehen und in fremden Landen Bauersmann werden könnte. Meiner entschiedenen Überzeugung nach reichen meine Geistesfähigkeiten in dem geschwächten Zustande, in dem sie sich jetzt so häufig befinden, für die Aufgaben, die ich mir gestellt, nicht aus. Bei jedem Satz, den ich in letzter Zeit geschrieben, habe ich den Abstand zwischen dem, was ich sagen wollte und sollte, und dem, was ich sage, bitter gefühlt; es wird alles ordinär, unbeholfen, unschön, was mir aus der Feder kömmt. Heute Morgen z.B. habe ich in vier Stunden eine halbe Seite zu Stande gebracht, und ich mochte mich abmühen und pressen, wie ich wollte, die Gedanken wollten keine anständige Form annehmen, sie waren gefaßt, wie ich sie als Schüler ebenso gut hätte ausdrücken können. Wie weit wird der Band des Geistes, an dem ich jetzt arbeite, hinter dem ersten zurückstehen ! Dieser Gedanke quält mich und drückt mich furchtbar nieder. Ich kann mir die Thatsache nicht verhehlen, daß ich, anstatt in meiner geistigen Entwicklung Fortschritte gemacht zu haben, Rückschritte mache, und während mein Name in der Welt zunimmt, nimmt meine eigene Bedeutung und Selbstschätzung ab" (Biermann 1907, S.64ff.).

Dieser Brief rekurriert einerseits auf jene für die Jurisprudenz am Ende des 19. Jahrhunderts noch stärker ausgeprägte 'Betriebshaftigkeit' von Forschung und Lehre: es mußte jeden Tag gelesen werden, die Einbindung in die Prüfungstätigkeiten war, wie bei den Medizinern, besonders hoch, gleichzeitig war die Ausrichtung auf Forschung nicht minder stark ausgeprägt. Andererseits

geht Ihering auch auf seine Ausrichtung als 'Disziplinenerneuerer' ein, dessen Werk vor den Augen der Fachkollegen umso kritischer geprüft wurde.

Auch wenn seine Selbstaussage als "(..) Schüler" insofern eine für den Sprachgebrauch des Alltags verwendbare Strukturexplication darstellt, weil man davon ausgehen kann, daß Forschung immer "neue Fragen" evoziert, zeigt sich noch einmal, daß er die Handlungsproblematik in 'terms' persönlicher Unzulänglichkeit auslegte; damit weist die Schülermetapher auf einen defizienten Modus des Umgangs mit Erfolgungewißheit hin.

Aufschlußreich bleibt jedoch sein Wunsch ein "Bauernmann" zu werden, der zum einen Typisierungsleistungen in der Dimension Erfolgungewißheit voraussetzt, zum anderen aber eine dritte, 'alltägliche' Art und Weise der Ungewißheitsbelastung veranschaulicht. Ihering hat nämlich dem Wunsch nach einem 'erfolgsgewissen' und 'befriedigenden' beruflichen Handeln insofern nachgegeben, als er zwar schriftstellernder Jurist blieb, sich aber auch gleichzeitig 'nebenberuflich' als "Bauer" betätigte - in seinen Briefen ist deshalb von römischen Besitzverhältnissen ebenso die Rede wie vom "(..)Garten" und der "(..) Anschaffung einer neuen Kuh" (vgl. Ihering 1913 mit zahlreichen Belegen).²⁸⁾

Leopold Ranke nannte die Universität einmal "(..) ein Institut", vor dem er "(..) ohnehin Angst habe" (ders. 1949, S.130), und als August Böckh im April 1826 an Ludolf Dissen schrieb, begann er den Brief mit einer "(..) thörichten Einleitung": "Was ist alle der Lumpenkram von Gelehrsamkeit, mit dem man sich sein ganzes Leben herumplackt, an dem man gute Laune und Gesundheit setzt, gegen den aufkeimenden jungen Menschen, der noch keine Leidenschaft kennt als die nach Zuckerbrod, oder die Eifersucht wenn der Vater die Mutter küßt !" (Hoffmann 1907, S.197f.).

- In der ambivalenten Beziehung Rankes und Böckhs zum gelehrten Betrieb wird deutlich, daß das Handeln des Professors zugleich eine gewisse Distanz zum Professorenberuf voraussetzt.

Die Gebärmetaphorik in Gelehrtenbriefwechseln als alltäglicher Ausdruck von Erfolgungewißheit

Im Briefverkehr von Professoren des 19. Jahrhunderts wurde auf die Erfolgungewißheit auch in einer alltäglicheren und unscheinbareren Form Bezug genommen. Eine solche 'mikroskopische' Form der Thematisierung der Erfolgsproblematik war dabei der in zahlreichen Variationen immer wieder-

28) Dies als 'anekdotische' Beigabe zu verstehen, wäre sicher falsch. Es läßt sich auch für andere Professoren des 19. Jahrhunderts ähnliches nachweisen. So enthalten bspw. die Briefe Schleiermachers Passagen, in denen deutlich wird, daß ihm die Kombination von Predigeramt und Professorenberuf u.a. deshalb unverzichtbar war, weil die Predigt "Wirkung" und "Befriedigung" bot, die er auf dem Katheder so nicht fand - er ging davon aus, daß man nicht ein Leben lang Professor sein könne - (Schl. an Gaß: "Sind Sie erst in Potsdam, so thun Sie mir wohl die Liebe, den, der jetzt Pischon's /Predigeramts-M.S./Stelle bekommen wird, wenn ich fünfzig Jahre alt bin (denn länger taugt man nicht zum Professor), todt zu schlagen und dafür zu sorgen, daß Niemand anders als ich an seine Stelle kommt" - "(..) daß ich mein möglichstes thun muß, umnach dem 45sten Jahrem wenn ich es überlebe, aus der Professur heraus und in das ruhige Prediger-Amt zu kommen: Alt muß man in diesem Amte nicht werden." - Schleiermacher, der zugleich Universitätsprediger und Professor war, berichtete über eine gehaltene Predigt: "Dabei ich eine große Freude gehabt an Steffens, der es zufällig erfuhr und dann auch in der Kirche war, wie lebendig er hernach begeistert war und mich glücklich pries um das schöne Geschäft, und bezeugte, es wäre doch das Einzige, wo man gleich fertig und im Mittelpunkt wäre (..)"; Fr. Schleiermachers Briefwechsel mit J.Chr.Gaß; Berlin 1852, S.51f. und 8. Briefe Fr. Schleiermachers an E.u.H.v.Willich geb. v. Mühlentfels 1801-1806; Berlin 1914, S.121)

kehrende Vergleich der wissenschaftlichen Produktion mit dem der Geburt.

Dazu seien einige Belege zusammengestellt. Sie beziehen sich – scherzhaft ebenso wie ernsthaft – auf den Versuch, das eigene Handeln als Geburt, sich selbst als eine Art "Wöchner", und die einzelnen Gedanken und Werke als "Kinder" zu begreifen.

So berichtete etwa Hermann von Helmholtz über einen Ratschlag Johannes Müllers zu seiner Promotion (1842): "Wenn ich mit der Promotion nicht zu eilen nötig habe, so riet er mir, die Ferien noch zu weiteren Arbeiten zu benutzen, um ein vollständiges Kind in die Welt zu setzen, was weiter keinen Angriff zu fürchten hätte"(in: Müller 1943,S.175). Deutlicher auf den Akt des Gebärens bezogen sind allerdings nachfolgende Belege: Über die Arbeit am "Geist des römischen Rechts" hieß es einmal bei Rudolf von Ihering entschuldigend gegenüber einem Kollegen, daß er nicht vorher habe schreiben können, da es ihm "(..) unter dem Druck der Geburtswehen (..) unmöglich" gewesen sei (ders. 1913,S.59; vgl. dort auch S.63, 95 u.ö.). Im Dezember 1887, fünf Jahre vor seinem Tod, teilte er Oskar Bülow mit: "Ich mache in Besitz – eine größere Abhandlung über den Besitzwillen (..). Leider fühle ich bereits die Altersschwächen, wenn auch nicht am Denken, so doch am Schreiben. Dasselbe verursacht eine außerordentliche Mühe, es ist eine Zangengeburt – und gerade das, dies zu verdecken, dem Publikum nicht den alten Mann zu zeigen, (..) hat mir die größte Mühe verursacht" (ders. 1913,S.287). Reflektiv ambitionierter wurde die Gebärvorstellung auch unpersönlicher ausformuliert und auf "eigenthümliche Hypothesen" selbst bezogen, die selbst "Entdeckungen" gebären – so schrieb Christian Friedrich Schönbein im September 1853 an Justus Liebig:

"Niemand weiss besser als Sie verehrtester Herr Collega, welch mächtigen Einfluss gewisse Ansichten und Voraussetzungen auf den Entwicklung der Wissenschaft im Allgemeinen, insbesondere aber auf eigene Forschungen ausüben u. dass jede eigenthümliche Hypothese, die nicht bloss Grille ist, zu neuen Experimentationsweisen führt u. eben dadurch nicht selten zur fruchtbaren Mutter bedeutungsvoller Entdeckungen wird, was freilich nicht verhindert, dass nur allzu häufig das Geborene das Gebärende tödtet" (Kahlbaum/Thon 1900,S.23).

Eine aufschlußreiche Explikation der Gebärmeteraphorik findet sich schließlich bei Schleiermacher; bezugnehmend auf die Übersetzung der von ihm herausgegebenen Werke Platons schrieb er im Oktober 1808 an seine Braut:

"Ich habe überall, kommt mir vor, etwas flüchtiger gearbeitet als sonst wol, vorzüglich, weil es unter so vielen Unterbrechungen geschehen (..). Nun geht es erbärmlich langsam, weil es gar langweilig ist, und ich muß mich hüten, nicht lange hinereinander es zu treiben, weil ich sonst ganz nachlässig arbeite. (..) Neben her habe ich nun jezt besondere Aufforderung, mir meine Gedanken und Einsichten über den Staat und das gemeinsame Leben der Menschen überhaupt recht klar und vollständig zu machen, Das arbeitet nun immer zwischen jenem durch und ist ein herrlicher Zustand inneren Lebens und Gebärens; auch stelle ich mir wirklich vor, es muß viel Aehnlichkeit haben mit dem Gefühl einer Frau, in der sich ein Kind bildet. Nun drängt es mich, Vorlesungen zu halten über diesen Gegenstand, das ist immer der erste Ausweg, denn dadurch tritt mir alles am besten vor Augen und arbeitet sich aus, und so will ich denn anfangen Anstalten hiezu zu machen, damit ich sie in drei oder vier Wochen beginnen kann. Dann komme ich wieder in ein geschäftiges Leben, was mir Freude macht, wenn ich auf dem Katheder stehe, und Du sollst sehen, wie mir das gedeihen wird" (Schleiermacher 1919,S.184).

Die Gebärvorstellung implizierte ferner, daß manche Professoren sich selbst als "Wöchnerinnen" betrachteten: Nach der Fertigstellung einer größeren Arbeit schrieb Ihering an einen Freund:

"Ich fühle mich (..), wie es einem Wöchner geizt, recht matt und schwach und faul, und mein Magen verträgt augenblicklich juristische Speise (..) wenig" (Ihering 1913,S.96). Ähnlich berichtete Peter Wust im Januar 1928 an Marianne Weber über die Fertigstellung eines Aufsatzes: "Leider aber, dieser Aufsatz gab mir dann den letzten Rest. Es setzte eine elende Schlaflosigkeit ein (..).Erst seit Sonntag geht es mir leidlich besser; ich schlafe wieder. Aber ich bin doch noch immer in dem Zustand einer armen 'Wöchnerin'" (Cleve 1951,S.66).

Am meisten verbreitet war schließlich die Gleichsetzung eines eigenen Werks oder einer neuen Idee mit einem "Kind": Als Theodor Mommsen im Juli 1851 nach Zürich berufen werden sollte, fragte Carl Peters, ob er nicht an Mommsens Stelle die "Römische Geschichte" bei der Weidmannschen Verlagsbuchhandlung schreiben könne. Sich gleichzeitig wegen dieser Anfrage entschuldigend, schrieb er an Mommsen: "(..) wenn man, wie dies bei mir der Fall, Jahrzehnte lang mit einem Kind der schriftstellerischen Muße schwanger gegangen und bereits seit ein paar Jahren in der Geburt desselben begriffen ist, so ist es ja wohl natürlich, daß man auch eine schwache Möglichkeit, sein Leben zu retten, nicht ganz unbeachtet läßt." Mommsen schrieb daraufhin an den Rand des Briefes: "Weinet nicht geliebte Kinder/Daß ihr nicht geboren seid./Eure Tränen eure Schmerzen/Tun dem Vaterherzen leid" (Wickert 1962,S.98). Besonders im Briefwechsel Rudolf Iherings ist oft von eigener oder fremder Arbeit als einem "(..) Schmerzenskind", einer "(..) Brut" o.ä. die Rede (vgl. ders. 1913,S.38.163,174,225), und er fügte an einem anderen Ort hinzu, daß das 'Gedankenkind' bei ihm wie ein "(..) Wechselbalg" zur Welt käme, den er "(..) erst lange waschen, kämmen und zurichten muß" (Biemann 1907,S.25).

Die Variationsbreite der 'Kind'-Analogie zeigt etwa der Briefwechsel des vorrangig mit Ozonforschung beschäftigten Chr. Fr. Schönbein. Im Juli 1856 schrieb er an Justus Liebig, seinen angekündigten Besuch mit Erwartungen verknüpfend: "Auf Eines müssen sie sich jedoch gefasst machen: auf eine lange Vorlesung oder Vorstellung, welcher jedoch Niemand beiwohnen darf als Sie u. meine Wenigkeit. Ich muss Ihnen nemlich durchaus meine jüngst geborenen Kinder in naturalibus produciren u. in Dero Gunst empfehlen, bevor ich die sonderbaren Geschöpfe in die Welt hinausschicke" (Kahlbaum/Thon 1900,S.53f.). Zwei Jahre später hieß es gegenüber Liebig: "Wie sieht es wohl mit meinen im Lauf des vergangnen Jahres an die Akademie überschickten Abhandlungen aus ? Ich habe nie vernommen, was aus ihnen geworden u. Sie werden mir daher gewiss nicht verübeln, wenn ich mir erlaube nach dem Befinden meiner Kinder mich zu erkundigen" (Kahlbaum/Thon 1900, S.81). Bezugnehmend auf die Alterssorgen Liebig's hieß es schließlich im November 1867 im Zusammenhang mit Liebig's neuesten 'Erfindungen': "Ihre Kindersuppe, Ihr Fleischextract und nun Ihr neues Brod, die Jüngsten Ihrer Kinder, tragen sie wohl den Stempel der Altersschwäche an sich u. halten sie etwa keine Vergleichung mehr mit den Erstlingen aus ? Also noch nicht vom Greisenalter u. seinen Schwächen gesprochen !" (a.a.O.,S.264) Schließlich hat auch Roscher in "Klio"²⁹⁾ allerdings bezogen auf das künstlerische Handeln, die ganze Bandbreite der Möglichkeiten einer Analogiebildung angedeutet; alle zwischenmenschlichen

29) Inwieweit die Metaphorik auf die Anbetung der neun Musen zurückgeht, kann hier nicht geklärt werden. Ob der Professor des 19. Jahrhunderts ebenso wie der Student ein säkularisierter "Musensohn" war, dies bliebe ebenso zu klären, wie die Verbreitung der Vorstellung einer Art 'stellvertretenden' Geburt der Wahrheit durch die "Musensöhne" über die Musen berichten: W.F.Otto "Die göttlichen Musen und der Ursprung des Singens und Sagens"; Düsseldorf/Köln 1955. E.R.Curtius "Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter"; Bern/Frankfurt 1965 (S.235-52).

Befindlichkeiten heranziehend, heißt es dort:

"Wir können die Operationen des Künstlers (..) mit der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes vergleichen. Die allmähliche Vorbereitung des Kunstwerkes, das Bekannterwerden mit dem Stoffe, der Durst nach immer weiteren Fortschreiten, würde hier den Freuden und Schmerzen der aufkeimenden Liebe entsprechen. Der erste Blitz des Genius, welcher aus dem Wüste der Erfahrung die dunkle Totalidee hervortreten läßt, ist der Empfängniß zu vergleichen, von den höchsten und entzücktesten Aufregungen der ganzen Seele begleitet. Das langsame Heranwachsen und Bestimmerwerden des Kunstwerks, der Außenwelt verborgen, oft unter Mühsal und Schmerzen, ist die Schwangerschaft. Endlich die Vollendung und Ansichtstellung des Kunstwerks, die Geburt, mit dem seligen Gefühl, einen Menschen, ein Ebenbild Gottes zur Welt gebracht zu haben" (ders. 1842, S.8f.) (30).

Die Gebärd- und Schwangerschaftsmetaphorik war also, ging es um eine Charaktersistierung der Entstehung wissenschaftlicher und künstlerischer Produkte, bei den Gelehrten des 19. Jahrhunderts nicht unüblich.³¹⁾ Sicher war sie, denkt man an Platons Maieutik,³²⁾ als geistesgeschichtlicher Topos tradiert, doch auch diese Tatsache erübrigt einen handlungstheoretischen Interpretationsversuch nicht.

Neben eher 'witzigen' Bezugnahmen finden sich durchaus ernstgemeint Verwendungsweisen, wie auch die Bandbreite der Verwendungsmöglichkeiten ("mit etwas schwanger gehen"/"Geburtswehen" beim Schreiben habe/"Gedankenkinder" pflegen/entzückte "Empfängnis"/Zustände einer "erschöpften

30) Roschers Bild der "aufkeimenden Liebe" beschränkt sich nicht nur auf die Kunst. Die Vorstellung einer 'Liebe' zu 'alma mater' oder zur 'Wissenschaft' war gängiges Pathos (vgl. auch Anm. 29). Schönbein hat sich im Alter von 58 Jahren einmal als Werber um die Wissenschaft, als ihr 'Bräutigam' also, ausphantasiert; im März 1858 schrieb er an Liebig: "Ich bin jetzt des Arbeitens satt u. ein klein wenig ermüdet, hoffe aber, dass mir in München der Geist wieder aufgefrischt u. ein neuer Anstoß zum Forschen u. Schaffen gegeben werde; denn wenn ich einmal anfieng gegen die chemische Küche gleichgültig zu werden, so wäre für mich der größte Reiz des Lebens dahin. Die Wissenschaft ist meine Braut, in die ich ewig verliebt sein mussm wenn ich glücklich sein soll u. ich fürchte auch nicht, dass dieser Bund so bald sich lösen wird; denn wenn ich auch kein heuriges Häslein mehr bin, so ist mir doch, als wär ich noch jung u. weiss ich, Gott sei Dank, noch nichts von Altersgebrechen zu sagen. Von Ihnen ist in dieser Beziehung gar nicht zu reden, Sie besitzen das Vorrecht der Götter; Sie erfreuen sich der ewigen Jugend u. unverwelklicher Frische des Geistes, Sie sind deshalb auch der beneidenswertheste unter den Sterblichen, Wer aber von diesem Vorrecht Gebrauch macht wie Sie, verdient auch dasselbe u. ich bin der letzte, der es Ihnen mißgönnt" (Kahlbaum/Thon 1900, S.62). Er bemerkt, daß er kein "heuriges Häslein" mehr sei, ängstigt sich also um die Zuneigung einer von allen umworbenen Braut, der 'Wissenschaft'. Auch diese Art des schwäbischen Humors entbehrt nicht einer soziologischen Einsicht. Das Bild des werbenden Bräutigams nimmt durchaus auf institutionelle Spezifika von "Erfolgsungewißheit" Bezug. Bei der Gebärdmetaphorik, der Braut analogie für Privatdozenten, beim Rückgriff auf die religiöse Situation der Gnade (Wilamowitz an Mommsen) (s.o., S.38f., S.), wie beim 'physikalischen' Analogon zum "guten Wurf" - in all diese Analogiebildungen spielt das Moment der Erfolgsungewißheit mit hinein. Es handelt sich um im gelehrten Briefverkehr des 19. Jahrhunderts oft gebrauchte Verbildlichungen der eigenen Situation, in welchen sozial unbewußt immer ein Stück Reflexion über die Spezifik des Forschungshandelns verborgen ist. Eine "verstehende Soziologie" hat daran anzuknüpfen, auch wenn es sich auf den ersten Blick um 'naive' 'Strukturmodelle' handelt.

31) Auch Weber spricht, etwa bei der Auseinandersetzung mit Stammlers "Wirtschaft und Recht", von Stammlers erster Auflage als einem "ersten Wurf" (1907a, S.293), und betont an anderer Stelle die positive Funktion von Werturteilen "(..) bei der Entbindung historischer Erkenntnis". Über scharf präzierte Wertungen heißt es, daß sie "(..) eminent leistungsfähige Geburtshelfer kausaler Erkenntnis sein können" (1906b, S.124f.).

32) "Sokrates: Sind wir nun noch mit etwas schwanger, Freund, und haben Geburtsschmerzen in Sachen der Erkenntnis? Oder haben wir alles ausgeborn?" (Theait., 210b). Vgl. auch M.Landmann "Elenktik und Maieutik"; Bonn 1950. Auch das eingeführte Zitat des Platons-Übersetzer Schleiermacher zeigt, daß ein Traditionsargument einen handlungstheoretischen Interpretationsversuch nicht erübrigt, denn Schleiermacher begründet seinen Vergleich.

Wöchnerin") zeigt, daß die Gebärmeteraphorik in einem ganz spezifischen Sinn Möglichkeiten bot, spezifische Erfahrungen mit wissenschaftlicher Arbeit auszudrücken. D.h. aber, die Gebäranalogie ist nicht nur als solche 'symptomatisch', sie läßt sich auch nur - analog dem psychoanalytischen Verfahren - als 'Symptom' entziffern, und diese werden im psychoanalytischen Verfahren der Deutung als 'mehrfach determiniert' betrachtet.

Wie in einem Brennpunkt laufen in dieser 'Schlüssel'-Metapher der autohermeneutischen Reflexion der Professoren alle jene Momente zusammen, die bereits aufgezeigt wurden. In einer immensen Verdichtung wird in der Analogiebildung sowohl das Moment eines nicht nur formalen Bezugs zur Sache im Sinne konstitutiver persönlicher Handlungsmomente betont, als auch der Aspekt der Leidenschaft im Sinne von Verausgabung und Hingabe. Schließlich wird durch den Bezug auf ein außeralltäglich-alltägliches Ereignis im Verlauf einer Ehe sowohl akzentuiert, daß es zu einer erwartbaren 'Niederkunft der Gedanken' kommt, als auch an dem Aspekt der für eine Geburt typischen Ungewißheit festgehalten wird ("Ungewißheit" der "Empfängnis", der "Schwangerschaft", der "Niederkunft" und des weiteren "Lebenswegs" der/die "Geborenen").³³⁾

So wie die kollegiale Glückwunschartresse zum "(..) guten Wurf" auf wieder andere Analogien zurückweisen das Moment des "Hasards", der Kontingenz etc. noch im Falle des Erfolgs betont,³⁴⁾ wird in der Gebärmeteraphorik die Erfolgsgewißheit mitgedacht. Zwar ist der Einwand berechtigt, daß die Vortsetzung des 'mit etwas schwanger gehen' auf jeden Fall zum Ausdruck bringt, daß es gewiß zu einer 'Niederkunft' kommen wird, doch die Idee der Resultatsgewißheit ist von der der Erfolgsgewißheit verschieden. Der Gedanke der Erfolgsgewißheit bezieht sich darauf, daß zwischen intendiertem Handlungsziel und faktischem Resultat typischerweise keine Deckungsgleichheit besteht. Im Modellfall eines regelgeleiteten Handelns wäre so die Trennung von Resultat und Erfolg hinfällig, während sie für das professionelle Handeln schlechthin konstitutiv bleibt.³⁵⁾ - In diesem Sinn eignet sich die Gebärmeteraphorik im Bereich des wissenschaftlichen Handelns dazu, die objektive Möglichkeit einer Kluft zwischen erstrebtem 'Erfolg' und faktisch eingetretenem 'Resultat' zu versinnbildlichen. - Und, nicht zuletzt, verrät die Wortwahl auch etwas über das 'existenzielle' Interesse der Professoren an der 'gelingenden'³⁶⁾ Niederkunft der Gedanken: "Ich bin gespannt darauf, wie es aussehen wird, es geht mir wie der Mutter vor der Entbindung: wird es ein Junge werden - ein Mädchen - ,schön, gesund, stark - schwächlich, häßlich - ein Wechselbalg ?" (Thering 1892, S.127).

33) Auf eine Wiedergabe von Passagen, in denen die Professoren des 19. Jahrhunderts die Schwangerschaft von Ehefrauen in Verwandtschafts- und Bekanntenkreisen thematisieren, kann hier verzichtet werden. Die Geburt wurde immer im Horizont des 'Hasards' erlebt. Eine ausführliche Interpretation müßte aber auch solche Belege anführen und die Veränderung des Bewußtseins von 'Hasard' im Verlauf des 19. Jahrhunderts auf der Ebene der Alltagsdeutung einrechnen und nachzeichnen.

34) Bei der Gratulation zum "guten Wurf" geht es um die Anerkennung von alltäglichen Momenten (der Leistung, des Könnens - das, was gelernt werden kann) ebenso, wie um die Betonung von Zufall, Glück etc. Eine 'herausragende' Leistung als "guten Wurf" zu bezeichnen bedeutet, wenn sie nicht schon das Moment eines Tadels enthält, zumindest die Erinnerung daran, daß solche Leistungen normalerweise nicht zum beruflichen Alltag des Professors gehören. Der Alltag des Professors besteht eher darin, nur "Strümpfe", nicht aber einen "festlichen Rock" zu fabrizieren - so drückte es Liebig aus, als er 1867 an Schönbein schrieb: "Zu ihrem neuen Erwerb im Gebiete des Sauerstoffs meinen Glückwunsch. Sehr wenige sind so beglückt wie Sie neue Fäden oder Gespinste in brauchbare neue Gewebe zu verwandeln, der eine strickt Strümpfe daraus, der andere Hosenträger, der dritte stickt etc.etc. jeder in seiner Weise, aber zu einem Rock, Camisol und Hosen wie Sie beim Sauerstoff bringen es nur Wenige, aber Niemanden macht es mehr Freude wie mir Ihre neuen

d.) **Verarbeitung, Zurechnung und Kontrolle von Erfolg und Mißerfolg im wissenschaftlichen Handeln**

Auf dem Hintergrund der grundlegenden Spannungen zwischen unpersönlich-sachlichen und persönlichen, alltäglichen und außeralltäglichen Handlungskomponenten, ergeben sich im wissenschaftlichen Handeln Folgeprobleme bezüglich der (persönlichen) Verarbeitung, der (kollegialen) Zurechnung und der (von den Klienten/ der Öffentlichkeit intendierten) Kontrolle von Erfolg und Mißerfolg¹⁾

Individuelle Verarbeitung von Erfolg und Mißerfolg

Bereits während der Zeit der Erstellung seiner (erweiterten) Dissertation ergab sich für Max Weber die Gelegenheit, eine Erfahrung mit der Logik des Forschungshandelns auszuformulieren, welche im Schlußsatz der Vorbemerkung zur Dissertation nur noch angedeutet ist. Es heißt dort abschließend über die Resultate seiner Arbeit: "Weniger neue Gesichtspunkte, als vielleicht eine Korrektur und konkretere Umgrenzung der bereits gewonnen können das Ergebnis /dieser Arbeit -M.S./ bilden" (1889,S.2). In der Vorbereitungsphase hatte Weber die damit verbundenen Forschungserfahrungen Emmy Baumgarten vollständiger mitgeteilt; im Oktober 1887 schrieb er ihr: "(..) ich habe die letzte Zeit recht ordentlich gearbeitet, so ziemlich den ganzen Tag über auf der Bibliothek, weil ich Material zu einer Arbeit für Professor Goldschmidts Seminar sammelte. Dazu mußte ich Hunderte von spanischen und italienischen Statutensammlungen durchsuchen und erst noch mir die beiden Sprachen insoweit aneignen, daß ich die Bücher darin einigermaßen verstehen konnte (..). Nun also, ich hatte tüchtig zu tun, und wenn dabei nicht viel, sondern nur wenig herausgekommen ist, so kann ich weniger dafür als die italienischen und spanischen Stadträte, die gerade das nicht in die Statuten gesetzt haben, was ich darin suchte" (JB,S.273f.,vgl. ähnlich S.283f.)(2).

In beiden Aussagen spiegeln sich einige Facetten der Erfolgsproblematik. Gegenüber Emmy Baumgarten gibt er zu erkennen, wie das persönliche Moment wissenschaftlichen Handelns (seine Hypothesen und 'Phantasie') an der unpersönlichen Gewalt der Tatsachen bzw. den 'facts' der anderssprachigen Realität gescheitert ist. Was vom Standpunkt seiner Ausgangshypothesen ein her gesehen ein 'Mißerfolg' ist, wird von ihm dennoch als 'Erfolg' gewertet. Aber die Formulierungen drücken eine Spannung aus, da er die persönliche Verantwortung für den persönlichen Mißerfolg zugleich ablehnt und doch übernimmt. Zwar müssen die "italienischen und spanischen Stadträte" sozusagen die Hauptlast tragen, doch der Mißerfolg bedeutete Weber in zweierlei Hinsicht nicht nichts: Einerseits muß der Mißerfolg zwar personenunabhängig ausgedeutet werden, doch die Spannung zwischen 'Person' und 'Sache' bleibt auch hier bestehen. - Das Aufgeben einer mit 'Leidenschaft' verfolgten Hypothese schließt das Moment eines 'persönlichen Mißerfolgs' in einem spezifischen Sinn mit ein. Eine vollständig personenunabhängige Ausdeutung von

Erfolge zu erfahren" (Kahlbaum/Thon 1900,S.267).

35) Wichtige Hinweise zur 'Erfolgsungewißheit' im professionellen Handeln enthalten die Arbeiten von Hughes (ders. 1951) und Merton/Barber (diess. 1963a,S.21-31, bes. S.29).

1) Webers Hinweise dazu sind für eine Soziologie professionellen Handelns unverzichtbar (vgl. dazu Seyfarth 1981,S.218-Anm.- und ders. 1984a,S.15ff.).

2) Hier wird zum zweiten Mal schon durch die die Wortwahl angezeigt, wie Weber seine 'frühen' Erfahrungen mit dem Forschungshandeln später in "Wissenschaft als Beruf" objektiviert ausgedeutet hat. Wie im Fall der Abneigung gegen das Schreiben "(..) dicker Bücher" (s.o.,S.32-33 bzw. JB, S.237 gegenüber der Formulierung in GARS/I,S.206), wurde die Fertigung der Dissertation als 'Mißerfolg' zu der nicht nur in den Jugendbriefen festgehaltenen Erfahrung, daß "(..) nur wenig" herauskommen kann (vgl. die spätere Formulierung, daß nur "(..)blutwenig" herauskommt: 1919a,S.589).

Mißerfolg wäre damit der Situation einer ins Leere laufenden Routine folgenlosen 'Hypothesentestens' vergleichbar. Weber hält aber gerade umgekehrt daran fest: "(..) durch bloßes Hantieren mit 'Wahrnehmungen' und 'Begriffen' ist noch keinerlei wertvolle historische, aber auch keinerlei Erkenntnis irgendwelcher andern Art, geschaffen worden"(1906b,S.119).

Neben einer immer auch notwendigen Veralltäglichen der Verarbeitung von Erfolg und Mißerfolg bedeutet der Mißerfolg ferner insofern nicht nichts, als Kumulation von Erfahrung die Möglichkeit impliziert, aus dem Mißerfolg zu lernen (vgl. Seyfarth 1984a,S.18)³⁾

Eine notwendige personenunabhängige Verarbeitung von Erfolg und Mißerfolg impliziert die Trennung zwischen persönlichem und sachlichem Erfolg. Qua Erfolgsgewißheit bleibt das Streben nach 'persönlichem' Erfolg (dem "Vollgefühl") ein der Dynamik des Forschungshandelns immanenter Aspekt, Grundsätzlich muß jedoch der sachliche Erfolg 'um seiner selbst willen' über dem Streben nach persönlichem Erfolg stehen. Was Weber über die Berufsethik im Bhagavadgita und über den Gedanken der Berufspflicht im Protestantismus schreibt, gilt deshalb auch für das Professorenhandeln:

"Wie der alte Christ 'recht tut und den Erfolg Gott anheimstellt', so tut der Bhagavata-Verehrer das 'notwendige Werk' - wir würden sagen: die 'Forderung des Tages' - ,die von der 'Natur bestimmte Obliegenheit'. Und zwar (..) diese und keine andere, ohne alle Bekümmertheit um die Folgen und vor allem: um den Erfolg für ihn selbst. Den Werken kann man nicht entsagen, (..) wohl aber ihren Früchten. Auch Askese und Opfer sind nur bei innerem Verzicht auf ihre Früchte, also nur dann, wenn man sie 'um ihrer selbst willen' (wie wir sagen würden) vollzieht, nützlich für die Erlösung"(GARS/II,S.193f.).

Im Falle eines Erfolgs darf dieser nicht als 'persönlicher' Erfolg gewertet werden, weshalb Weber im Zusammenhang eines Konflikts mit Richard Ehrenberg von einem "(..) für jeden Freund der Wissenschaft traurigen Schauspiel" spricht, "(..) wie ein begabter Schriftsteller nach sehr viel versprechenden Anfangsleistungen mit sichtlich steigender Begier nach 'Erfolg' und entsprechend steigender Hast der Produktion immer mangelhafter gearbeitete Leistungen, schließlich zunehmende platte Nichtigkeiten auf den Markt wirft und sich um seinen guten Namen bringt"(1909b, S.617f.). Wissenschaftliches Handeln setzt deshalb auch die - wie in "Politik als Beruf" ausgeführt - "(..) Distanz sich selbst gegenüber" voraus:

"Einen ganz trivialen, allzumenschlichen Feind hat (..) der Politiker täglich und stündlich in sich zu überwinden: die ganz gemeine Eitelkeit, die Todfeindin aller sachlichen Hingabe und aller Distanz, in diesem Fall: der Distanz sich selbst gegenüber. Eitelkeit ist eine sehr verbreitete Eigenschaft, und vielleicht ist niemand ganz frei davon. Und in akademischen und in Gelehrtenkreisen ist sie eine Art von Berufskrankheit. Aber gerade beim Gelehrten ist sie, so antiphatisch sie sich äußern mag, relativ harmlos in dem Sinn: daß sie in aller Regel den wissenschaftlichen Betrieb nicht stört" (1919e,S.546f.).

Was Weber hier unter dem Begriff der "Eitelkeit" faßt, sind Prozesse persönlicher Zuschreibung von Erfolgen und Aspekte einer Selbstcharismatisierung der Person; persönlichen Erfolg darf man insofern nicht wollen, bzw. der Wissenschaftler muß im Sinne Thibauts handeln: "Lernen sie Lob verachten (..)" (Goldschmidt 1898,S.2). Weber kann Eitelkeit deshalb als eine Art "Berufskrankheit" der Professoren verstehen, da die strukturelle Erfolgsgewißheit eine dem

3) Dies wird am Beispiel von Webers Dissertation dort sichtbar, wo er etwa in den Jugendbriefen dazu anmerkt, "(..) dabei nicht ganz wenig gelernt zu haben"(JB,S.284). Es wird aber auch daran ersichtlich, daß Webers Dissertation mit dem Ausblick endet, die Beantwortung bestimmter Fragen einer gesonderten Untersuchung vorzubehalten (vgl. 1899,S.163-165).

erfolgsgewissen Handeln analoge 'Befriedigung' typischerweise nicht gewährt. Denn das "(..) Bedürfnis, selbst möglich sichtbar in den Vordergrund zu treten" (1919e,S.547) entsteht dort, wo der einzelne über seine Leistung weiß, daß sie "(..) in 10, 20, 50 Jahren veraltet ist", und wo er etwas betreibt, "(..) das in der Wirklichkeit nie zu Ende kommt" (1919a,S.592f.).

Wie in der Idee der protestantischen Berufspflicht der Gläubige genötigt ist, einen "(..) für ihn in seinem letzten Sinne unerforschlichen Willen Gottes zu vollstrecken" (WuG,S.332), bleibt für den Forscher die Hingabe an die Idee der Wahrheit in analoger Art und Weise davon bestimmt, Kriterien von Erfolg und Mißerfolg nur in der 'Sache' selbst zu suchen.

Dies schließt auch Momente der produktiven Umdeutung dessen ein, was in den Augen der Fachkollegen als 'Mißerfolg' gilt:

In Webers Berichterstattung zum zweiten Enqueteauftrag über die Landarbeiterfrage ist dieser Aspekt einer produktiven Umdeutung von Resultaten sichtbar, die auf den ersten Blick als 'Mißerfolg' erscheinen. Als Weber im Mai 1894 in einem Vortrag, der die vorläufigen Ergebnisse der Untersuchung referiert, auf diesen Aspekt zu sprechen kommt, heißt es: "Wenn ich nun versuche, die Ergebnisse dieser Enquete, soweit ich das Material bisher durchgearbeitet habe, (..) in einigen Zügen mit dem in Verbindung zu bringen, was wir bisher über die dortigen Landarbeiterverhältnisse wußten, so kommt in erster Linie die Frage: wie stellt sich die Angabe der Berichterstatte zu den Ergebnissen der gleichumfassenden Enquete des Vereins für Sozialpolitik? Da ist denn - soviel ich bisher sehe - zu sagen: Grundsätzliche, große Abweichungen von den Kenntnissen, die wir bereits aus der Enquete geschöpft hatten, hat sie nicht gebracht." Nach diesem ernüchternden Befund heißt es aber u.a.: "Nun, meine Herren, wenn ich mich auch darüber aussprechen soll, was für Ergebnisse bei dieser Untersuchung ungefähr herauskommen werden, so kann ich das hier nur in wenigen Umrissen versuchen. Mit einer allgemeinen Eigentümlichkeit agrarischer Erhebungen haben wir zu rechnen: gerade die wichtigsten Ergebnisse werden einen rein negativen Charakter haben; wir werden in besonders vielen Fällen, wo wir einen bestimmten Zusammenhang erwarten zu müssen glaubten, entdecken, daß dieser Zusammenhang nicht besteht. Das ist gerade das Charakteristikum von Erhebungen auf dem platten Lande, daß sie durch solche negative Resultate, die uns zunächst enttäuschen könnten, bestimmte nationalökonomische Vorurteile widerlegen" (1894a,S.64f.). - Weber formulierte dann eine nachhaltige Umdeutung dessen, was in den Augen seiner 'Fachkollegen' ein Mißerfolg war. Diese war so weitreichend, als Weber das nationalökonomische Verdikt von der übergeordneten Determination der materiellen Lage für das Bewußtsein widerlegte; in Anlehnung an Marx' klassische Formulierung führte er dazu aus: "Das Kausalverhältnis kehrt sich hier einmal wenigstens teilweise um. Wir sind durch unsere moderne wissenschaftliche Methode daran gewöhnt worden, technisch-ökonomische Bedingungen und Interessen grundsätzlich als das Prius anzusehen und daraus die soziale Schichtung und die politische Gestaltung eines Volkes abzuleiten. (..) Jene sozialen Schichtungsverhältnisse sind es, welche die Lebenshaltung der Arbeiter und als Folge dieser Lebenshaltung - nicht umgekehrt - ihren Lohn, ihre gesamte wirtschaftliche Lage fast ausschließlich bestimmen" (1894a,S.66). In der von Weber bis in letzter Konsequenz durchgeführten Umdeutung des 'Mißerfolgs', in welcher er sich gegenüber den Liebgewonnenen Hypothesen und 'Konventionen' des Faches rücksichtslos verhält, nähert er sich bereits dem, was später sein Programm von 'Soziologie' sein wird.

Die "(..)literarische Ehre" : Das Problem der kollegialen Zurechnung von Erfolg und Mißerfolg

Max Webers Bemerkungen zur Möglichkeit kollegialer Zurechnung von Erfolg und Mißerfolg zeigen, daß er auf drei Ebenen Argumente entwickelt, die die kollegiale Zurechnung als spezifisches Problem erscheinen lassen:

Auf der Ebene der historischen Typik gibt er zu erkennen, daß angesichts der modernen Entwicklung von Wissenschaft die an Einzelpersonen orientierte Zurechnung von Erfolg einen spezifisch 'irrationalen' Aspekt gewinnt:

Gegenüber der in Wilhelm Ostwalds "Große Männer"⁴⁾ praktizierten, "(..) rein 'heroistischen' Darstellung" betont Weber, daß das Modell einer individualisierenden und charismatischen Zurechnung "(..) dem Einfluß der treibenden Kräfte der wissenschaftlichen Entwicklung wenig gerecht wird: es ist bekanntlich zunehmend die Regel, daß wichtige Entdeckungen von mehreren ganz unabhängig voneinander gemacht werden und immer mehr nur Zufall über die, als einzig in Betracht kommendes Ziel, leidenschaftlich umstrittene 'Priorität' entscheidet" (1909g,S.413f.). Webers Argumentation endet aber nicht mit dem Schluß, daß die individualisierende Zurechnung einfach obsolet wird, denn gerade weil Wissenschaft Beruf und damit 'Erwerbschance' geworden ist, wird auch die Zurechnung von Erfolg - so problematisch sie ist - ein Entscheidungskriterium für die immer deutlicher den Charakter der 'Irrationalität' aufweisenden 'Berufung'.

Daneben stellt er immer wieder heraus, daß auch Arbeiten, die von Fachkollegen als 'Mißerfolg' bewertet werden müssen, nicht 'wertlos' bleiben:

So heißt es 1906 anläßlich einer ausgedehnten Besprechung von Eduard Meyers "Zur Theorie und Methodik der Geschichte": "Man wird (..) auch die folgende Kritik welche absichtlich gerade die Schwächen seiner Formulierungen aufsucht, hoffentlich nicht dem Bedürfnis der 'Besserwisserei' zuschreiben. Die Fehler, die ein hervorragender Schriftsteller macht, sind lehrreicher als die Korrektheiten einer wissenschaftlichen Null. Es ist hier eben nicht die Absicht, Ed. Meyers Leistung positiv gerecht zu werden, sondern gerade umgekehrt: dadurch von seinen Unvollkommenheiten zu lernen, daß wir sehen, wie er sich mit gewissen wichtigen Problemen der Geschichtslgik abzufinden, mit sehr verschiedenem Erfolge, versucht hat" (1906c,S.215f.). In Webers Auseinandersetzung mit Wilhelm Ostwalds "Energetische Grundlagen der Kulturwissenschaft" heißt es ähnlich: "Aus den Irrtümern sonst bedeutender Gelehrter lernt man oft mehr, als aus den Korrektheiten von Nullen. Wesentlich um ihrer charakteristischen und typischen Irrtümer willen ist die kleine Mißgeburt hier so eingehend behandelt worden" (1909g,S.504). In diesen Bereich gehört schließlich auch Webers Urteil über das "Kommunistische Manifest": "Es ist selbst in den Thesen, die wir heute ablehnen, ein geistvoller Irrtum. (..) der aber für die Wissenschaft sehr befruchtende Folgen gebracht hat, befruchtendere Folgen als oft eine geistlose Korrektheit" (1918a,S.504; vgl. ferner 1905a,S.43f.-Anm.-).

Gerade weil Forschungshandeln Lernprozesse einschließt, wird die Zurechnung von 'Erfolg' bzw. und 'Mißerfolg' durch eine eigentümliche zeitliche Struktur bestimmt, und ein 'Irrtum' eröffnet dadurch, daß er als solcher deklariert wird, Möglichkeiten produktiver Anknüpfung und Weiterführung. Da für Weber die eindeutige Zurechnung von Erfolg und Mißerfolg ein grundsätzliches Problem darstellt, bleiben für ihn 'technische' Kriterien (Überprüfbarkeit, Berücksichtigung des Diskussionsstandes der Fachdisziplin etc.) im wesentlichen die Basis für Zurechnungsurteilen; dies läßt sich am Beispiel seiner Auseinandersetzung mit Stammler zeigen:

Zwar beginnt Weber dort mit dem Argument: "Man kann in den Arbeiten ausnahmslos aller Schriftsteller Punkte finden, wo das Problem nicht zu Ende gedacht, die Formulierungen nachlässig, nicht klar oder direkt falsch sind"; er fährt aber dann fort: "Bei einem 'ersten Wurf', wie ihn /Stammlers-M.S./ erste Auflage darstellt, werden wir des Satzes gern eingedenk sein, das Kritisieren einer Leistung stets leichter ist, als selbst etwas zu leisten. Bei einer fast nach einem Jahrzehnt erscheinenden 'verbesserten' Auflage verlangen wir aber vom Autor Kritik an sich selbst und finden es namentlich unentschuldig, wenn bei logischen Erörterungen die Arbeiten der Fachlogiker an ihm so spurlos vorüber gegangen sind wie bei Stammler" (1907a,S.292f.).

In diesen Formulierungen gibt Weber zu erkennen, daß es durchaus eine 'Ethik' der Zurechnung gibt und damit Kriterien dafür, daß man jemand Mißerfolge zuschreiben kann und daß es Schranken der persönlichen Zurechnung gibt.

Weber hat die kollegiale Zurechnung von Erfolg und Mißerfolg als ein Problem "literarischer

4) Bereits der Titel ist symptomatisch für die damals beginnende Forschung über die Spezifik wissenschaftlichen Handelns. Ostwald hat selbst als erster bei einem Amerikaaufenthalt den Terminus "science of science" geprägt. Einen informativen Überblick zum Schaffen dieses vielseitigen 'Gelehrten', der vom Habitus her noch Daniel Defoes "Projektmachern" gleicht, bietet: Internationales Symposium anläßlich des 125. Geburtstages von W.Ostwald (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR - Jg.1979.Nr.13/N); Berlin (Ost) 1979.

Aufrichtigkeit" betrachtet.⁵⁾ Jede Besprechung, Rezension etc. darf seiner Meinung nach niemals 'ehrenrührige', die 'Person' des Betreffenden tangierende Unterstellungen enthalten:

In der kritischen 'Rezension' einer Rezension, in welcher Weber im "(..) Interesse der literarischen Sittenpolizei" (1914b,S.549) für einen Kollegen einsprang, hatte er unmißverständlich darauf hingewiesen: "Jeder von uns weiß (oder sollte wissen: wenigstens ich gebe es zu): daß er gelegentlich angreifbare Arbeiten liefert. (..) Es ist ganz gewiß ein Standpunkt denkbar, der Bücher, welche nur 'Vorarbeiten' sein wollen, ein für allemal ablehnt. Damit wären jedenfalls auch alle größeren Arbeiten von mir, die nie einen anderen Anspruch erheben konnten, ebenfalls erledigt. Da ich z.B. meine 'Römische Agrargeschichte' unter äußerst ungünstigen Bedingungen auswärts zu korrigieren gezwungen war, so muß ich für höchst wahrscheinlich halten, daß außer den mir bekannten und von mir seinerzeit angegebenen Fällen mir auch sonst Versehen bei der Verifizierung der Verweisungen passiert und bis heute unbekannt geblieben sind. Daß mir eine damals gerade erschienene ausgezeichnete Abhandlung von Fustel de Coulanges entgangen war, machte mich Th.Mommsen privatim darauf aufmerksam: daß ich an einer Stelle, wo ich mich dessen absolut nicht mehr entsonnen hatte, sicherlich von Rudorffs Ansichten beeinflusst und abhängig war, und es war mir daher nachträglich peinlich, diesen hochverdienten Forscher dort nicht genannt zu haben. Ich habe es als ein Zeichen vornehmer Gesinnung angesehen, daß, wie andere, auch Mommsen und Paul Krüger, die sachlich in fast allen Punkten anderer Ansicht waren als ich, ohne irgend eine Schwäche des Buches zu übergehen, es ganz unter ihrem Niveau fanden, derartiges in ihren ausführlichen Besprechungen zu erwähnen" (1915a,S.232 und 240).

Weber löst die Zurechnungsproblematik dahingehend, daß er davon ausgeht, daß die Arbeit eines Wissenschaftlers strukturell nie zu Ende kommt und kommen kann. Aus diesem Grunde können zwar Zurechnungsversuche "(..) die rücksichtsloseste, auch nicht einen Stein auf dem anderen lassende, rein sachliche Kritik" (1915a,S.232) bedeuten, der "(..) Angriff auf eine Persönlichkeit" (1915a, S.241) bleibt aber selbst in diesem Fall ausgeschlossen.

Eine "(..) Rezension nicht der Ansicht, sondern der Person" (1892a,Sp.1104) stellt für Weber deshalb die "(..) journalistische Form" von Kritik dar, die innerhalb eines wissenschaftlichen Forums "(..) zu persönlichen statt zu sachlichen Erörterungen" (1893e,S.216) führt.⁶⁾ Sah er dieses Gebot 'akademischen Anstandes' verletzt, so im Fall des Angriffs auf Göhre (vgl. 1892a) und im Fall Salz/Sandler (vgl. LB,S.487ff.; 1914b; 1915a; 1916a und Fakultät 1914), veranlaßte ihn dies, im "(..) Interesse der literarischen Sittenpolizei" und im Interesse der "(..) guten Sitten literarischer Diskussion" (1914b,S.539) einzuspringen.

Nun erscheint die Forderung nach einer Trennung von 'Person' und 'Sache' selbstverständlich, und Webers moralischer Pathos mutet einen heute fremd an; dennoch hängt beides mit der Spezifik des Forschungshandelns aufs engste zusammen. Max Weber müßte die Forderung nach der Beachtung "(..) literarischer Ehre" und "(..) Gewissenhaftigkeit", wie auch den Appell an die "(..) Pflichten der Ritterlichkeit" einer "(..) wissenschaftlichen Persönlichkeit" (1914b,S.545,541,550) nicht betonen, wäre die Zurechnung von Erfolg und Mißerfolg nach dem Muster von anderen Formen beruflicher Kontrolle organisierbar oder standardisierbar. Die Forderung nach 'ehrenhaftem' Handeln ist deshalb nicht als ein Relikt seiner Couleurerziehung zu betrachten. Sie hängt vielmehr auch eng mit den Strukturspezifika wissenschaftlichen Handelns zusammen. Da wissenschaftliches Handeln notwendigerweise von Leidenschaft und persönlichen Momenten bestimmt ist,

5) Über den Zustand der zeitgenössischen 'Kritik' und des Rezensionswesens in den Geisteswissenschaften informiert Robert Michels (ders. 1903). Überlegungen zu Rezensionen finden sich jetzt auch bei Spinner (ders. 1984).

6) Dies schloß nicht aus, daß Weber seinerseits 'persönlich' wurde. Und zwar immer dann, wenn er den Eindruck hatte, daß seine 'Gegner' den Versuch unternahmen, persönlichen 'Makel' zu behaupten. Deutlich wird dies etwa in 1893e, und den Auseinandersetzungen um die "Protestantische Ethik": 1907b,1908i,1910c.

bleibt die Forderung nach der "gelehrten Ritterlichkeit" zwingend. Gerade weil wissenschaftliches Handeln in einer spezifischen Art und Weise auf einer persönlichen Basis ruht, hat die Rede über "Ehre" im wissenschaftlichen Handlungskontext Berechtigung.

Ich möchte diese Behauptung am Beispiel Liebigs und Mommsens belegen: Professoren, bei welchen die Spannung zwischen 'Person' und 'Sache' in ausgeprägtem Maße zu Tage trat, waren sich ihrer Unfähigkeit zur Kritik bewußt. Justus Liebig, für den dies besonders zutrif,⁷⁾ schrieb deshalb im Dezember 1831 an Berzelius:

"Ich bitte Sie angelegentlich, das Septemberheft des Magazins nicht zu lesen. Ich ärgere mich schwer darüber, dass die Kritik von Kühn's Knallgeschichten darin steht; Wöhler hat mich schon darüber ausgescholten, allein mehr als alles dieses schlägt mich mein eigenes Gewissen. So gross auch die Arroganz und Unwissenheit ist, mit der Kühn aufgetreten ist, so hat er eine solche Kritik nicht verdient. Er hätte über das basisch essigsaure Blei genug bekommen. Ich will in meinem Leben keine Kritik mehr schreiben" (Carriere 1893, S.25).

Auch der nicht minder 'leidenschaftliche' Theodor Mommsen hat in einer längeren "(..)Predigt" gegenüber Wilamowitz zum Ausdruck gebracht, inwiefern die unauflöbliche Spannung zwischen unpersönlich-sachlichen und persönlichen Momenten in der Wissenschaft die 'Gabe schweigenden Handelns' abverlangt:

"Ich sehe, wie Du das wohl bemerkt haben wirst, Deinem litterarischen Auftreten schon lange mit Bedenken zu, und halte es für meine Schuldigkeit Dir zu sagen, daß Du den richtigen Ton häufig verfehlst und daß Du den Interessen, die Du vertrittst, und die auch die meinen sind, durch die Art Deiner Kriegsführung schadest. Du kannst Dich darüber nicht täuschen, daß Dein Talent Dir eine besondere wissenschaftliche Zukunft anweist; so wenig wie ich mich in Deinen Jahren darüber täuschte, daß ich das Recht hatte auf eine gute Zahl von Leuten herabzusehen. Mir scheint, daß diese Einsicht bei ordentlichen Leuten nützlich ist; sie steigert das Gefühl der Pflicht und der Verantwortlichkeit, und ich möchte wohl, daß Du immer bedächtest, wie jeder Fehler, den Du machst, eben in diesem Verhältnis mehr schadet, nicht Dir persönlich, aber, was schlimmer ist, der Sache, die Du vertrittst. Die gelehrte Schriftstellerei ist ein pervertierendes Gewerbe beinahe wie die Schauspielerwirtschaft. Die große Mende der Kollegen ist gemein und gering, und das Geschäft dazu angetan, diese Eigenschaften in schöner Blüte zu entwickeln. Wer mit idealen Vorstellungen da hineintritt, kann schwer den Ekel und Haß bezwingen, und muß doch sich dazu verstehen, denn die Truppe wirkt oder scheint zu wirken, nicht der einzelne Mann. Dabei sind diese unsere tolerierten Mitspieler natürlich vor allem unsere Gegner. Das Niedertreten eben dieser Verbündeten, der Krieg ad internicionem, ist die eigentliche Triebfeder unseres Tuns und Seins; und das alles in erträglicher Weise zu vereinigen ist wohl mit die schwerste Aufgabe, die der Mensch sich stellen kann. Ob ich sie mir gestellt hätte, wenn ich, als ich anfang, diese Dinge so deutlich gesehen hätte, wie ich sie heute sehe, das weiß ich nicht. Aber das ist einerlei; die Aufgabe, die man sich stellt, muß man lösen. Mir scheint, Du tust das insofern nicht, als Du Deinen Empfindungen einen Ausdruck gibst, wie er gegen Mitspieler nicht gestattet ist, wenn das Spiel nicht aufhören soll. Ich meine damit vor allen Dingen die immer wiederkehrenden Wendungen gegen den stumpfen Köhlerglauben und gegen die Ignoranz der bei weitem meisten Kollegen, z.B. die Pausanias-Gläubigen, die Archäologen, die Sprachvergleichler, und wie sie weiter heißen. Mit Untersuchungen positiver Art, wie die über die Thukydides-Legende ist, wird in der Tat etwas erreicht, aber die allgemeine Moral daraus soll der Leser ziehen, nicht der Schriftsteller. Die vorgängige Ankündigung weiterer Niederlagen der Gegner ist nicht guter Geschmack; und eine solche ist doch jede allgemeine Wendung dieser Art. Noch mehr aber scheinst Du mir darin zu fehlen, daß Du Dich auf Polemik mit geringen Leuten einläßt. Ich kann es begreifen, daß die Grammatik von Curtius oder sein Abrichtungsinstitut für Sprachvergleichung auch polemisch in ihrer ganzen wissenschaftlichen Hohlheit und praktischen Schädlichkeit erörtert werden; aber das geschieht nicht auf die Weise, daß man irgendeinem armen Schächer aus der Reihe die Lection macht. Jeder Angriff dieser Art wird unvermeidbar ein Privatgefecht, bei dem das Publicum weniger die Sache, als die Form beachtet, und bei dem man also schließlich nur bemerkt, daß zwei Leute sich balgen. Du darfst nicht gleichstellen mit Leuten vom Schlage Cauers; diesem und seinesgleichen

7) "Ich kann nicht, wie viele, die kälteres Blut haben, aus der Sache heraustreten oder sie als etwas Fremdes geben, sondern ich gebe mich selbst, wenn ich es tue, mit allen Fehlern und Mängeln, aber auch mit allem Feuer, das mich verzehrt" (Carriere 1893, S.V - Liebig an Berzelius). Im Briefwechsel Liebig/Berzelius werden oft Probleme der Trennung von Person und Sache erörtert.

das nötige Schwänzchen oder die Schelle anzuhängen, das mögen die jungen Anfänger besorgen, und wenn es unterbleibt, liegt auch nichts daran. Eine Enthaltung ist es freilich. Ich habe auch kein Fischblut in den Adern, und ich weiß, was es mir gekostet hat, die Niebuhrsche Wahnkritik und Bücher wie Nitzschs Gracchen zu ertragen. Aber ich bin heute noch stolz darauf, daß ich das über mich vermocht und mir über diese Dinge ein absolutes Schweigen auferlegt habe; denn reden und Maß halten hätte ich nicht fertig gebracht. Ich bin andere Wege gegangen, ohne mit den Steinen nach denen zu werfen, die ich auf dem falschen sah, und ich glaube, das hat mehr gewirkt. Darf ich's Dir sagen, daß Du in dieser Hinsicht gut zu machen hast (..) ? Ich weiß, daß Du einen Tadel ertragen kannst. Giebst Du mir Recht, so lasse es praktische Folgen haben" (Mommsen/Wilamowitz 1935,S.41ff.).

Das von Weber in "Politik als Beruf" ausformulierte und auch für das wissenschaftliche Handeln gültige "(..) Problem (..): wie heiße Leidenschaft und kühles Augenmaß in derselben Seele zusammengezwungen werden können" (1919e,S.546), wird im Brief Mommsens eindrucksvoll vor Augen geführt. Was Mommsen gleich zu Beginn über seine Person bzw. über Wilamowitz sagt, erscheint auf den ersten Blick als eitle, elitäre Selbst- und abschätzig Fremddarstellung. Man kann diese Formulierungen aber auch als Chiffre interpretieren, in der die Spannung zwischen unpersönlich-sachlichen und persönlichen Momenten in idealtypischer Reinform und somit Vereinseitigung zum Ausdruck kommt. Auch seine Vorstellung vom "(..) Niedertreten der Verbündeten" und vom "(..) Krieg ad internicionem" geht in seiner - vom 'wertenden' Standpunkt aus gesehen - etwaigen 'moralischen Bedenklichkeit' nicht auf. Sie stellt vielmehr eine prägnante Chiffrierung für die im wissenschaftlichen Handeln konstitutive 'Leidenschaft' dar. Dies gilt auch dann noch, wenn man die historische Überformung dieser Vorstellungsmuster mit einrechnet.⁸⁾

Gerade weil Wissenschaft nicht mit "(..) Fischblut in den Adern" gemacht wird, Person und Sache also in einem unauflösbaren Spannungsverhältnis zueinander stehen, stellt sich für Mommsen das Problem von "(..)reden und Maßhalten", Ihm ist es zwar nicht gelungen, den "kühlen Verstand" mit der "heißen Leidenschaft" zusammenzuzwingen, da er das Schweigen vorzog, aber gerade die eindringliche Explikation der Spannungsmomente zeigt, daß die Forderung nach Ehre - nach dem also, was Weber einmal die "(..) Gabe schweigenden Handelns" (GPS 2,S.270) nannte - aus der Strukturspezifik wissenschaftlichen Handelns gewissermaßen 'von selbst' erwächst.

Äußere Kontrolle über Erfolg und Mißerfolg

In Webers Herrschafts- und Religionssoziologie spielt die Erörterung des "(..)Erfolgs" im Hinblick auf die Beziehungen zwischen charismatisch Qualifizierten und 'Klienten' eine zentrale Rolle (er spricht von "Laien" bzw. "Gefolgschaft").

Entscheidet bei der charismatischen Herrschaft über die Gefolgschaft der "(..) Erfolg" (WuG,S. 655), so führt Weber über Zauberer und Priester aus: "Erfolglosigkeit büßt der Zauberer eventuell mit dem Tode. Eine Priesterschaft ist ihm gegenüber dadurch im Vorteil, daß sie die Verantwortung der Mißerfolge von sich persönlich auf den Gott abschieben kann. Aber mit dem Prestige ihres Gottes sinkt auch das ihrige" (WuG,S.261). Dort, wo es gelingt, das "(..) Charisma (..) aus einer einmaligen, äußerlich vergänglichen Gnadengabe außerordentlicher Zeiten (..) in ein Dauerbesitztum des Alltags zu verwandeln" (WuG,S.661), wo der Übergang von einem "(..) Gelegenheitshandeln" zu einem "(..) regelmäßig organisierten stetigen Betrieb" voll

8) Als ehemaliger Burschenschafter konnte Mommsen die Universität als "(..) große(n) Fechtboden des deutschen Geistes" betrachten: "(..) wir bekämpfen unsere Gegner außerhalb und innerhalb derselben, indes auf dem demselben Waffenplatz und mit den gleichen Waffen"(in: Weber,Chr. 1980,226).

vollzogen ist, verändert sich die Beziehung zwischen dem Träger des Charisma und dem 'Klienten' dahingehend, daß ersterer mehr Chancen besitzt, die Mißerfolge sich nicht ihm zuschreiben zu lassen. Wo es allerdings bei den Phänomenen der Veralltäglicdung charismatischer Herrschaft und der Entwicklung vom Zauberer zum Priester naheliegt, wie bei Weber, die Entstehung einer Abwehrmöglichkeit von Mißerfolgzuschreibungen aus herrschaftstheoretischer Perspektive zu betrachten, ist dies für den Bereich des Professorenhandelns problematischer:

Auch der Professor muß Sorge dafür tragen, daß ihm Mißerfolg nicht persönlich zugerechnet wird. Doch die Möglichkeit einer herrschaftstheoretischen Interpretation dieses Sachverhalts ergibt sich nicht mühelos. Da Forschung als Beruf nur im Sinne einer Freistellung zur Forschung möglich ist, bleibt die Vorstellung eines erwartbaren Erfolgs von vornherein problematisch. Dies gilt nur für den Bereich der Unkalkulierbarkeit in der zeitlichen Dimension.⁹⁾ Dies gilt vor allem für die inhaltliche Dimension, da der Erfolg in der 'Sache' selbst liegt. Was ein Klient 'erwartet' oder qua 'Hypothesenbildung' der Professor, wird durch die Eigenlogik der Sache zumeist destruiert. Deshalb ist die Vorstellung einer von Klienten getragenen Erfolgskontrolle auf den Bereich des Professorenhandelns ebensowenig anwendbar wie die Vorstellung von Kontrolle im gewöhnlichen Sinn. Denn beide Male wäre 'Standardisierung' der Leistung vorausgesetzt. Die historische Typik des deutschen Anstellungsverhältnisses eines Professors verdeutlicht prägnant den Schutz des Wissenschaftlers vor öffentlichen Mißerfolgzuschreibungen: durch die Beamtenposition auf Lebenszeit wird ein Handlungsspielraum institutionalisiert, der es Professoren ermöglicht, relativ frei von öffentlichen Mißerfolgzuschreibungen zu handeln.

Die "Standesehre", das fehlende "Ehrengericht" für Professoren und Max Weber als selbst-ernannter "Ehrenrichter": Vorüberlegungen zur Verhaltenskontrolle in professionellen Handlungskontexten

Zuschreibung und Kontrolle von Erfolg und Mißerfolg stellen im wissenschaftlichen Handeln ein besonderes Problem dar. Dennoch muß auf der Notwendigkeit von Kontrolle bestanden werden, da es sich um einen professionellen Handlungskontext dreht, der in besonderem Maße als 'Handlungsfreiraum' verstetigt wird.

Die Institutionalisierung von 'Handlungsfreiräumen' ist faktisch für den gesamten Verhaltensraum des Professorenberufs nachweisbar. Max Webers Engagement in Angelegenheiten einer "literarischen Sittenpolizei" scheint dabei nicht zufällig, denn im wissenschaftlichen Handeln kommt dem 'guten Ruf' eine besondere Bedeutung zu. Mit der Vorstellung vom 'guten Ruf'¹⁰⁾ soll dabei

9) Wobei die Zeitdimension im Bereich des Professorenhandelns bei Gutachtertätigkeit noch am ehesten kalkulabel bleibt. Davon wäre ein adäquater Begriff von Projektforschung zu scheiden. Bei Projektforschungen sind zwar über Kostenpläne Limitierungen gesetzt, sie folgen aber dennoch der Logik der Forschung. Weber, der in einer von "(..) Mäzenaten" finanzierten Projektforschung große Vorteile sah (vgl. ausführlich 1910b, S.448-449), kalkulierte deshalb zwar die Preßenquete mit 2500 Mk., fügte jedoch hinzu, daß es dabei um Untersuchungen gehe, bei welchen man nicht damit rechnen könne, "(..) im nächsten Jahre läge etwa schon irgendein brillantes Resultat vor": "Die Gesellschaft wird Geduld haben müssen, das Publikum auch" (1910b, S.448). Von diesem adäquaten 'Forschungsbegriff' ausgehend, 'konstruierte' er ein Mäzenatentum, "(..) welches die Geduld hat, abzuwarten, daß die um ihrer selbst willen betriebene Wissenschaft schließlich irgendwann auch 'dem Leben diene'" (1910b, S.449).

10) Anregungen zum Phänomen "guter Ruf" finden sich bei Helle (ders. 1969).

die Gesamtheit der Zurechnungsprozesse im Bereich universitären Handelns bezeichnet werden, wenn das Zurechnungshandeln über 'Handlungsfreiräume' und somit partiell über persönliche Strukturen verstetigt wird. Zurechnungshandeln ist auf den Ebenen Nachwuchsausbildung, Berufungsfragen und Beurteilung von wissenschaftlichen Leistungen offenbar deshalb problematisch, da dieses Handeln in einem Verhaltensfreiraum realisiert wird, der als Einheit persönlicher und unpersönlicher Strukturen institutionalisiert ist.

So wurde für den Bereich der Nachwuchsausbildung beispielsweise herausgearbeitet, daß "Bewährung" über "Prüfung" dominierte. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß an die Stelle einer unpersönlichen 'Diplomierung' der 'gute Ruf' tritt, welcher faktisch die einzige 'Währung' darstellt, über welche Leistungen im wissenschaftlichen Bereich in materielle Zukunftschancen konvertiert werden. Für Berufungsfragen und den Bereich literarischer Zurechnung gilt ähnliches. Auch wenn wissenschaftliches Handeln als Inbegriff von 'Unpersönlichkeit' und 'Sachlichkeit' gilt, sind die institutionellen Gegebenheiten offenbar durch persönliche Strukturen mitbestimmt. Infolgedessen ist auf der Ebene kollegialer Beurteilung von Zurechnungshandeln (als Verteilungshandeln von Erwerbschancen) die 'Klage' darüber, daß nicht nach 'sachlichen' Gesichtspunkten verfahren würde, beinahe schon 'institutionalisiert' zu nennen. Die für die Universität geschaffenen Formen von Zurechnungshandeln bringen sozusagen die Kritik an diesen Verfahren der Zurechnung mit hervor; die Kritik an diesen Verfahren ist 'verstetigt'.

Diese 'Verstetigung' der Kritik läßt sich bereits für die Universität im späten Kaiserreich belegen; so thematisierte der Eröffnungsredner des I. Hochschullehrertages das Problem der Zuschreibungsverfahren: "Es wird z.B. ein Bewerber deshalb von der Habilitation ausgeschlossen, weil der Fachordinarius findet, er selbst sei eigentlich genug für das Fach, einen anderen brauche man nicht. (..) Oder man spürt nach der Gesinnung des Mannes, man sammelt Bedenken darüber, wie unangenehm sie etwa einer bestimmten Parteigruppe werden könnte. (..) es ist stark, wenn man nach Sachen fragt, die weder mit dem Berufe noch mit der wissenschaftlichen Beschäftigung etwas zu tun haben (..). Und weiter: wenn Berufungsvorschläge zu machen sind, wird da immer sachlich verfahren?" (HLT/I, S.16f.) In diesen damals wie heute notorischen Klagen, wird ex negativo vermittelt, daß der Gesamtbereich kollegialer Zuschreibungsprozesse als 'Handlungsfreiraum' erlebt wird, in welchem offenbar zwar ein 'unpersönliches' Verhalten gefordert wird, doch wird gleichzeitig befürchtet, daß die Motive der einzelnen einen 'versachlichten' Modus des Zurechnungshandelns jederzeit außer Kraft setzen können.

Erscheinen industrielle und bürokratische Apparate als Verhaltensräume, deren Funktionieren durch eine weitgehende Immunisierung gegen die Motive ihrer Mitglieder gesichert ist.¹¹⁾ So wird die Universität aus der Sicht der Beteiligten als 'Handlungsfreiraum' erlebt, der durch Motive seiner Mitglieder gestört werden kann. Ähnlich wie für den weiten Bereich des Zurechnungshandelns gilt dies auch für andere universitäre Handlungsmuster. So erörterte der Eröffnungsredner des I. Hochschullehrertages die Frage nach dem Pflichtbewußtsein seiner Kollegen mit der einleitenden Feststellung: "Wollen wir uns doch nicht selbst belügen: es steht schlimm". Die Hinweise darauf, daß die meisten Professoren die "(..) Ferienordnung" mißachten und daß manche Institutsdirektoren "(..) sich das ganze Semester so gut wie gar nicht"

11) Wir folgen hier Anregungen von Hahn (ders. 1985).

sehen lassen würden, stellten dabei nur unbedeutende Einzelposten in seiner als "Bußpredigt" (Brentano) der Hochschullehrer gedachten Aufführung der Vergehen dar (HLT/I, S.14f. und 17). Angesichts dieser breiten Möglichkeiten des 'Mißbrauchs' des 'Handlungsfreiraums' Universität schlug er als Eröffnungsredner des Hochschullehrertags vor, es nicht nur bei Kritik bewenden zu lassen. An die Feststellung, daß es "(..) wirklich viele unverbesserliche Elemente" unter den Kollegen gäbe, knüpfte er die Forderung, "(..) sie auszumerzen". Die darauffolgende Frage: "Wie macht man das ?" (HLT/I, S.18f.), soll uns nun beschäftigen.

Zu Webers Zeit wurde für das Professorenhandeln also das Problem der Verhaltenskontrolle der Mitglieder akut. Damit sind Probleme der Kontrolle von Macht (Verfügungschancen über Zeit etc.) angesprochen. Nachdem eine machttheoretische Perspektive eingeführt wurde, sollen struktur- und institutionentheoretische Überlegungen angeschlossen werden. Bezogen auf die Handlungsstruktur ist zu sagen, daß zwar insgesamt noch kein adäquates Modell der Strukturen wissenschaftlichen Handelns vorliegt, über die Möglichkeit der Kontrolle von Forschungshandeln kann jedoch festgestellt werden, daß sie ein spezifisches Problem darstellt. Die eigentümliche Produktionsstruktur des Forschungshandelns wurde bereits in der Begrifflichkeit der 'Erfolgsungewißheit' erfaßt, wie auch gezeigt wurde, daß Gelehrte ihr Handeln selbst als 'Geburt' begriffen. Da sich die Argumentation auf das späte Kaiserreich bezieht, muß diese 'Gebärmodell' beibehalten werden, auch wenn es uns heute möglicherweise ungenügend erscheint.

Ebenso paradox wie - zum damaligen Zeitpunkt - eine außenkontrollierte 'Geburt' anmutet, muß die Vorstellung, den für industrielle Handlungskontexte üblichen Refa-Mann hinter den Professoren Schreibtisch zu setzen. Folgt man Webers Deutung der wissenschaftlichen Produktion als 'Hasard' und verallgemeinert sie dahingehend, daß die gesamte Handlungsstruktur von Wissenschaft eine Eigenlogik aufweist, die nur über Institutionalisierung von 'Handlungsfreiräumen' entfaltet werden kann und in diesem Sinne 'kontrollfrei' wären, so steht die Idee der Kontrolle in einem Spannungsverhältnis zur hier vorausgesetzten Idee über die Spezifik des Handelns. Gleichzeitig macht- und handlungstheoretisch argumentierend, soll aber an der Notwendigkeit von Kontrolle ebenso festgehalten werden, wie an dem Problem, daß bestimmte Formen der Außenkontrolle für den Bereich der Wissenschaft offenbar nicht realisierbar sind. Mit der Anknüpfung an eine institutionentheoretische Perspektive ist die Bedingung gestellt, daß eine handlungsspezifische Form der Kontrolle verstetigt werden muß. "Ehre" läßt sich m.E. als eine Möglichkeit von innengeleiteter, durch den Aufbau kollegial-autonomer Sanktionspotentiale unterstützter Form der Verhaltensdisziplinierung begreifen, die dann funktional ist, wenn eine spezifische Handlungslogik von Berufen nur durch die Verstetigung von 'Handlungsfreiräumen' realisiert werden kann. Dabei ist für professionelle (hier: 'freie') Handlungskontexte durchaus ein Ausspruch Wilhelm I. anzuführen: "Je freier die Handlungen der Menschen sein dürfen, desto mehr müssen sie sich den Forderungen der Ehre und Ehrenhaftigkeit unterwerfen" (Grieswelle 1975a, S.354).

"Ehre" wird hierbei als spezifischer Modus der Durchsetzung von beruflichen Verhaltenskonventionen verstanden. Eine Innensteuerung von Verhaltenskontrolle liegt dabei insofern vor, als dem einzelnen die in der "Standesehre" auferlegten Verhaltensnormen "zugemutet" werden. Wo Berufs-

gruppen im 19. Jahrhundert durch Standesehre reguliert wurden (Rechtsanwälte, Ärzte, Offiziere), war eine Innensteuerung durch das Individuum vorausgesetzt, da sich der einzelne die entsprechenden Konventionen "zu eigen" machen mußte. Die Dominanz von innengeleiteter Verhaltenssteuerung wird auch daran ersichtlich, daß das Befolgen bestimmter "Standessitten" über die Einrichtung von "Ehrengerichten" garantiert war.¹²⁾ Damit schuf man zwar ein "(..)Zwangsmittel" (WuG,S.185) zur Durchsetzung von "Standessitten", aber dessen Wirkung bestand nicht in der stetigen Kontrolle im Sinne direkter Verhaltensüberwachung oder -disziplinierung. Vielmehr wurde ein kollegiales Sanktionspotential institutionalisiert, welches 'exemplarisch' und in 'Einzelfällen' zur Anwendung kam. Durch "Ehrengerichte" bestand die Möglichkeit, ein nicht "standesgemäßes" Verhalten entweder mit "Rüge", bei Rechtsanwälten und Offizieren sogar mit endgültigem Berufsausschluß zu ahnden. Da nur 'exemplarisch' in Kraft tretend, war es möglich, die für diese beruflichen Handlungskontexte spezifischen 'Freiräume' zu erhalten und dennoch eine wirksame Möglichkeit der Verhaltensdisziplinierung zu installieren.

Demgegenüber standen den Professoren des späten Kaiserreichs ähnliche Verfahrensweisen zum Erzwingen von standeskonformem Verhalten nicht zur Verfügung. Eine entsprechende institutionelle Fundamentierung nach Art eines "Ehrengerichts" fehlte. Wo versucht wurde, "Standesehre" im Sinne der Bewahrung des Ideals der "Unabhängigkeit nach oben" zu sanktionieren, geschah dies über "(..) Mißbilligung" oder den Versuch des "(..) sozialen Boykotts der Standesgenossen" (WuG,S.18). - Bspw. realisieren die auf Bernhards Berufung erfolgten Proteste das Handlungsmuster "Mißbilligung" und formulieren, wie bei Webers Stellungnahme, die entsprechenden "Standessitten" (s.o.,S.92ff.). - Daß dem Bereich der Universität ein entsprechendes Mittel kollegialer Disziplinierung fehlte, wurde von einigen Teilnehmern der Hochschullehrertage allenthalben moniert. So formulierte der in Würzburg lehrende E.Mayer auf dem III. Hochschullehrertag: "Die Universität wird niemals bestehen können, wenn nicht das in ihr bleibt, was historisch in ihr steckt: die Aristokratie, und eine Aristokratie kann ich mir nicht denken ohne eine Art Ehrengericht" (HLT/III,S.19). Hasbach forderte unter anderem für die Probleme im Bereich kollegialen Zurechnungshandelns die Einrichtung von "Ehrengerichten" (vgl. ders. 1907,S.326ff.). Und Max Weber formulierte schließlich im Zusammenhang mit der Affäre Weber-Ruge-Koch,¹³⁾ die tragisch endete: "Es muß nach dem Muster der Ärzte und Anwälte ein Ehrengericht

12) Im folgenden sind nur relativ allgemeine Ausführungen möglich. Anregungen bieten für die Ehrengerichte der Ärzte Altmann (ders. 1900) und Kade (ders. 1906), für die Regelungen der Offiziere Schwerin (ders. 1886) und Dietz (ders. 1910) und Demeter (ders. 1962), für die Rechtsanwälte sind die entsprechenden Abschnitte bei Friedlaender/Friedlaender (diess. 1930) und die Hinweise bei Weißler (ders. 1905) instruktiv.

13) Vgl. zu den Hintergründen Riese (ders. 1977,S.375-377), Einzelhinweise allgemeinerer Art bei vom Bruch (ders. 1980b), ferner die Schilderung bei Marianne Weber (LB,S.472-82), Dann GLA 235/2643 bes. GLA 235/2644, wie die umfassende, auch einige Briefe Webers enthaltende Personalakte Adolf Koch (GLA 235/2195).

geschaffen werden"(LB,S.481).¹⁴⁾

Diese Vorstellungen über autonome Verhaltenskontrolle, welche die 'Disziplinargewalt' beamtenrechtlicher Regelungen teils ergänzen, teils die bisher nur in Preußen dem Beamtenrecht unterstehenden Privatdozenten Verfahren autonomer Disziplinierung unterwerfen wollten, wurden von den Teilnehmern nicht näher präzisiert. Webers Vorstellungen über ein "Ehrengericht" sind dabei zumindest indirekt erschließbar. Die von ihm später wie der "Bojkott" als "(..) Zwangsmittel" bezeichneten Einrichtungen (WuG,S.185), lernte er dabei bereits während seiner Zeit als Verbindungsstudent kennen, als er Erster und Zweiter Ehrenrichter war.¹⁵⁾ Später hat sich Weber über "Ehrengerichte" im Zusammenhang mit seinen Arbeiten zur "Börse" geäußert.¹⁶⁾

Von seinen Ausführungen zu "Ehrengerichten" an der Börse ist hier hervorzuheben, daß er die Börse als spezifischen Handlungsfreiraum begreift, dessen 'Betrieb' durch die Motivlagen der Teilnehmer aufs empfindlichste gestört werden kann. Damit setzt er voraus, daß das dort verstetigte Zweckhandeln durch persönliche Strukturen mitkonstituiert ist.¹⁷⁾ Da er die

14) Marianne Webers Zitat ist unvollständig. Weber bestand im Zusammenhang mit dem Fall Koch zuerst auf einem Disziplinarverfahren, worauf das Ministerium erklärte, daß Weber sich nicht mehr im Beamtenverhältnis befände (Weber widersprach), und außerdem hervorhob, daß in Baden (anders als in Preußen) Disziplinarverfahren nicht auf Privatdozenten anwendbar seien (vgl. GLA 235/2643, Blatt 162). Nach Ende des Prozesses forderte er schließlich ein Ehrengericht für Privatdozenten; er schrieb am 15. Juli 1912 an das Ministerium: "Ich meinerseits habe längst versucht, die dafür wohl allein angemessene Schaffung eines Ehrengerichts nach Art der für Rechtsanwälte und Ärzte bestehenden hier durchzusetzen, welches sich auf Prüfung der 'Standesmäßigkeit' des Verhaltens eines nicht beamteten Kollegen in ähnlichen Fällen zu beschränken hätte" (GLA 235/2643, Blatt 168 - ähnlich lautet der Bericht der Badischen Presse: Weber fordere eine "(..) Ehrengerichtsordnung für nicht beamtete Dozenten" -vgl., ebd., Blatt 172).

15) Die anderen Funktionen, die er dort übernahm, waren: "Fechtwart", "Schmuckwart" und "Kneipzeitungsredakteur" (AL 4, S.336). Als Fechtwart hatte er den Fechtboden zu beaufsichtigen, zu leiten und die Paukereien vorzubereiten; als Schmuckwart übernahm er die Instandhaltung und Verschönerung der Kneipe und des Commercswichses und hatte für den notwendigen Tabak auf der Kneipe zu sorgen; als Kneipzeitungsredakteur hatte er wöchentlich den "Füchsen" eine Kneipzeitung abzufordern, die "zur Erheiterung" verlesen wurde. Das Ehrengericht der Verbindung bestand aus einem Sprecher und zwei weiteren "Richtern", wobei sich sämtliche Mitglieder ihren Entscheidungen zu beugen hatten: "In seinem Kompetenzbereich liegt: 1. Entscheidung der Ehren- und Streitsachen der Mitglieder untereinander. 2. selbstständige Aufsicht über die strenge Befolgung der von der Verbindung geforderten Grundsätze. (...) 6. In dringenden Fällen Rechenschaft zu fordern über die pekuniären Verhältnisse der Einzelnen. 7. Als richtende Behörde auf Revokation, Deprektion und Ermahnung zu erkennen, sowie Verweise zu erteilen" (AL 1, S.14 -Auszug aus den Statuten von 1886).

16) Teile der Börsen-Monographie, vor allem aber die in der "Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht" publizierten Aufsätze zu den "Ergebnissen der deutschen Börsenenquete"(1895d,e,f,g) enthalten im Ansatz eine genuin berufssoziologische Analyse, in welcher Weber souverän komparativ und historisch orientiert verfährt, Prozesse monopolistischer Schließung diskutiert, sich praktisch über eine 'Professionalisierung' dieses Handelns Gedanken macht etc. - Für eine umfassende Würdigung Webers als 'Berufssoziologe' und 'Professionstheoretiker' enthalten diese Arbeiten reichhaltiges Material.

17) Wir begreifen das Handeln im Industriebetrieb und in Bürokratien als strukturell unpersönlich. Diese 'Betriebe' sind gegen individuelle Motivlagen faktisch geschützt. Zwar ist ein Industriebetrieb nicht vollständig unabhängig von Motivlagen, da bei entsprechend ausgebildeten Solidaritätsgefühl Möglichkeiten drastischer Einschränkung von Arbeitsleistungen realisierbar sind (vgl. Webers Ausführungen zum "Bremsen"-1909i, S.155ff.), und ferner ist es auch einem solidarischem Beamtentum möglich, "(..) durch genaueste Beachtung der Dienstvorschriften dieselben Wirkungen wie durch einen Streik zu erzielen" (Brentano 1911, Sp.3), faktisch wird aber Verhalten dort nicht über "Moralisierung" und "Ethisierung" gesteuert, sondern anderweitig sanktioniert (vgl. dazu Hinweise bei Hahn 1985).

Struktur des Handelns erhalten wissen will, ist er gezwungen, statt außergeleiteter Kontrolle den Modus der Innensteuerung zu präferieren. Er betont deshalb, daß es an der Börse keine "Geschäftsformen oder Manipulationen" gäbe, die "(..) um ihrer Form willen an sich 'reell' oder 'unreell'" wären, "(..) sondern nur reelle oder unreelle Geschäftsleute, welche diese sich dieser Formen bedienen!"- Weber bringt damit macht- und strukturtheoretische Überlegungen zur Synthese. Die Handlungsstruktur als 'Handlungsfreiraum' erhaltend, installiert er den Kontrollmodus kollegial gestützter Innensteuerung: "Auf die Personen kommt es an. Deshalb gibt es an sich gegen Mißbräuche keine einschneidendere Maßregel, als die Einführung eines aus Standesgenossen zusammengesetzten Ehrengerichtes (..)" (1894e,S.285). Aufgabe dieser Ehrengerichte sei es, "(..) erzieherisch zu wirken"; sie würden "(..) Ehrlichkeit" garantieren, welche die "(..) Stärke jeder gesellschaftlichen Organisation" sei (1894e,S.286f.; vgl. auch 1895d,S.127ff.).

Offenbar hatte Weber für bestimmte Formen des beruflichen Handelns, deren Logik nur durch die Verstetigung von 'Handlungsfreiräumen' entfaltet werden kann, spezifische Formen der Verhaltenskontrolle im Auge. Die Voraussetzungen seiner Forderung sichtbar machend, wurde dabei zu demonstrieren versucht, daß seine Argumentation eine simultane Verknüpfung von macht-, struktur- und institutionentheoretischen Perspektiven voraussetzt.

Bezogen auf die Verhältnisse des Professorenberufs im späten Kaiserreich und auf Webers universitäres Handeln läßt sich dabei anfügen, daß Weber das fehlende "Ehrengericht" durch Privatinitiative ersetzt hat, da er in dem genannten Fall Salz/Sandler ein institutionell nicht fundamementiertes "(..) Interesse der literarischen Sittenpolizei" (1914b,S.549) vertrat. An die Stelle des Ehrengerichts trat so die Charakterstärke der Einzelperson Max Weber. Sein Verhalten war dabei durch zwei Wertvorstellungen reguliert, da er zum einen bei diesen Disziplinierungsakten an die Idee der "(..) wissenschaftlichen Persönlichkeit" (1914b,S.541 und 550), zum anderen an die "(..) Ritterlichkeit" (1915,S.237,252; 1916a, S.928) appellierte.

Wo es um die Verhaltensselbstverständlichkeiten zwischen "(..) offenen und ritterlichen Männern" (1914a) ging, sprach er Konventionen an, die im Militär und dem Verbindungswesen verankert waren. "Ritterlichkeit" ist ein aus diesen Bereichen in die Schichten des Bildungsbürgertums der damaligen Zeit diffundiertes Wertmuster;¹⁸⁾ wobei Weber selbst den "(..) Geist (..) einer echt bürgerlichen Ritterlichkeit" (1B,S.437) in seiner Herkunftsschicht lebendig sah.

Der in den Couleuren vermittelte Sinn für "Ritterlichkeit" präformierte Webers Handeln dabei auf zweierlei Art und Weise. Einmal dadurch, daß dieses Wertmuster dazu verpflichtete, dort für jemanden "einzutreten", wo man die Konventionen der "Fairneß" überschritten sah. Dies schloß eine entsprechende Haltung der Verurteilung von "verwerflichen" Handlungsweisen

18) So wurde die Mensur als "ritterliches Kampfspiel" betrachtet (R.Fick: Auf Deutschlands hohen Schulen; Berlin/Leipzig 1900,S.136; vgl. bes. auch Arndt 1815 und Rassen 1963). Beim Militär sprach man vom "(..) ritterlichen Sinn" des Offizierskorps in unterschiedlicher Weise (vgl. etwa Schlesinger 1891,S.8 und 17f. und Dietz 1910,S.3; Schwerin ging 1886 noch von den Devisen aus: "Noblesse oblige" und "A Dieu mone âme, Ma vie ou roi, Mon coeur aux dames, L'honneur pour moi"; ders. 1886,S.9).

anderer ein. Weber hat diese Disposition zur vom einzelnen ausgehenden Wahrnehmung eines moralischen 'Wächteramts' in seiner Couleurerziehung erworben; seine damalige Tätigkeit als "Ehrenrichter" prädisponierte offenbar dazu, daß er auch später gegenüber Kollegen im universitären Bereich 'disziplinarisch' vorging. So gab er bspw. in seiner Freiburger Zeit als Professor zu erkennen:

"Inzwischen hat man allerhand Ärger. Es ist doch, als ab auf mir die Verwünschung haftete, überall rechtzeitig zu kommen, um Henkersdienste zu verrichten. Hier müssen wir einen Kollegen wegen allgemeiner Unanständigkeit der Gesinnung disziplinieren, und natürlich, da die andern sich ekeln, bleibt an mir die Aufgabe hängen, die Aktion ins Werk zu setzen" (LB,S.232).

Eine durch die Couleuren geprägte "Ritterlichkeit" formte Webers universitäres Handeln jedoch auch dahingehend, daß für ihn entsprechende Regeln der "Fairneß" bindend blieben. In vielen Briefen von Gelehrten wird während des gesamten 19. Jahrhunderts bei literarischem Streit das Bild eines "poetischen Turniers" (Diercks 1884) imaginiert. Man sah sich dabei zwar in einer Situation der "literarischen Fehde", war jedoch auch bereit, bei einem Irrtum "(..) ritterlich (..) den Degen (zu senken)" (Müller,F.1951,S.99) oder hoffte, daß der "(..) hingeworfene Handschuh (..) ritterlich" aufgenommen werde (Schleiermacher 1805, ders. 1852,S.37). In dieser Hinsicht übernahm das Wertmuster "Ritterlichkeit", substitutive, den Bereich kollegialer Beziehungen Zurechnungsbeziehungen regelnde Funktionen. Auch Weber hat die Vorstellung von der "(..) gelehrten Mensur" oft zum Ausdruck gebracht, und warf seinem Kritiker Rachfahl vor, daß dieser sich "(..) zu 'incommentmäßigen' (man sagte früher im Studentenjargon: 'Sau-') Hieben hinreißen" (19loc,S.554f.) lasse.¹⁹⁾ Am Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn antwortete er einem seiner Kritiker im "Verein für Sozialpolitik": "Ich bin mit Vergnügen bereit, mit Herren seiner wirtschaftspolitischen Richtung auf die Mensur zu treten, aber ich verlange dann auch einen Gegner, der Satisfaktion gibt und nicht verschwindet, wenn ich zuschlagen will, - und das hat er getan" (1893e,S.129).

Ob dieses Wertmuster für den Bereich der Universität funktional war, läßt sich dabei kaum eindeutig entscheiden. Wo der Ehrenkodex des Verbindungswesens und des Offizierskorps mit all seinen Implikationen (Duellforderungen, Beleidigungsklagen) oft genug der Konfliktaustragung unter Professoren diene, wurde sicher eine historisch einzigartige 'Atmosphäre' einer 'Kultur der Ehrlichkeit' geschaffen. Da jede Äußerung über fremde Personen potentiell zu einer 'Duellforderung' führen konnte, man also bei jedem Wort die durch die Verpflichtung auf den Ehrenkodex gesetzte 'Verzufälligung' physischer Unversehrtheit 'einzurechnen' hatte, wurde eine kollegiale 'Kühle' des Umgangs erzeugt, in welcher ('Hoch-)Achtung', 'Zurückhaltung' und 'Bedachtsamkeit' herrschte. Zu Webers Zeit war das Handlungsmuster "Ritterlichkeit" jedoch bereits insofern dysfunktional, als es einen Modus der Austragung von 'Ehrenhändel' darstellte, der nur innerhalb des Bereichs der Kleingruppe 'Fairneß' garantieren konnte. Als die

19) E.v.Hartmann schrieb: eine "(..) positive Polemik ist ein Ritter (..), die negative ein Strauchritter, (..) die sich in die Formen schulgerechter Klopffechtereie hüllt"(ders.; Studien und Aufsätze; Berlin 1876,S.44).

Presse jeden 'Professorenstreit', innerakademische Duellforderungen und 'literarische Fehden' veröffentlichte, wurde aus der Situation der ritterlichen Bewährung face-to-face ein 'Paukboden' mit der anonymen Tribüne einer massenmedial vermittelten Öffentlichkeit, die durch ihre indirekte Präsenz neue Handlungszwänge schuf. Vor wenigen 'Kameraden' konnte man gemäß der 'Fairneß' einen Fehltritt eingestehen, tat man es nicht, standen Sanktionsmittel bereit, diese Einsicht zu erzwingen. Wo jedoch der Vermittlungsmodus Presse hinzutrat, schlug 'Ritterlichkeit' in den Zwang zu einer 'Ethik des Rechthabens' um, da das 'Ansehen' gegenüber der Gesamtöffentlichkeit 'gewahrt' werden mußte.^{2o)}

e.) Der Professor als Lehrer

Auch das Handeln des Professors als Lehrer ist bei Weber eine "Kunst". Über die damit verbundene Handlungsproblematik sagt er:

"(..) die Darlegung wissenschaftlicher Probleme so, daß ein ungeschulter, aber aufnahmefähiger Kopf sie versteht, und daß er - was für uns das allein Entscheidende ist - zum selbstständigen Denken darüber gelangt, ist vielleicht die pädagogisch schwierigste Aufgabe von allen" (1919a, S. 587) (1).

In Webers Formulierung über 'Selbstständigkeit' - es handelt sich dabei um einen Begriff von Selbstständigkeit, welcher im 19. Jahrhundert oft zur Charakterisierung des spezifischen Ziels universitärer Sozialisation gebraucht wurde²⁾ - verdichten sich all jene Momente, die die Befähigung zur Wissenschaft ausmachen. Es geht um den Erwerb der Kompetenz wissenschaftlich bzw. professionell zu handeln. Dies setzt bei Weber voraus, daß Lehre im Sinne einer "(..) Freiheit und Unbefangenheit des Universitätsunterrichts" (1909a, S. 90) professionalisiert sein muß, also auch das Lehrhandeln professionell zu geschehen hat, da es als Einheit persönlicher und unpersönlicher Momente zu begreifen ist.³⁾

2o) Darin wäre vielleicht möglicherweise eine soziologische Erhellung des in seinem Ausgang tragischen "Falls Koch" zu sehen. In Marianne Webers Schilderung fällt zumindest auf, daß sie im Verlauf des Prozesses den Part der 'Ethik des Rechthabens' einnahm (vgl. bes. LB, S. 481f.).

1) In der Jellinek-Gedenkrede ist ebenfalls von einer "Kunst" die Rede (vgl. 1911q, S. 15). Vgl. auch seine Ausführungen über die Beeinflussungsart von Schülern durch den "Pädagogen", der qua "geschulter Phantasie" und nicht wie ein "Experimentalpsychologe" handelt. Weber betont auch, daß Schüler als "Individuen" in Betracht kommen (vgl. 1950a, S. 79-81).

2) Vgl. vor allem Zeller 1879; Bekker 1869; Sybel 1874, S. 17f.; Goldschmidt 1887, S. 26off.; Paulsen 1894, S. 154 u.ö. Reinke sprach davon, daß die Professoren "(..) den Studenten nicht bloss Lehrer im Wissen, sondern auch im Können werden. (..) und so enthüllt sich die Erziehung zu geistiger und wissenschaftlicher Selbstständigkeit als das Endziel unseres Strebens": "Während wir in den Hörsälen den Studierenden die Grundlagen für sein Wissen vermitteln, üben wir in den Instituten und Seminarien sein Können (..)" (Reinke 1891, S. 12f.). Betonte man zu Beginn des 19. Jahrhunderts, "(..) daß das Lernen des Lernens und die Fertigkeit Fertigkeiten zu erwerben, der Mittelpunkt der ganzen Bearbeitung junger Gemüther sein müsse" (Gaß an Schleiermacher im Februar 1805; Schleiermacher 1852, S. 17), so reklamierten später die Professoren das Ziel 'Selbstständigkeit' als spezifische Aufgabe der Universität. In der neueren Diskussion wird hingegen Selbstständigkeit ('Lernen des Lernens') wiederum, wie zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als allgemeines Ziel jeglicher Sozialisation verstanden (vgl. dazu etwa Luhmann/Schorr 1979, S. 84ff.).

3) vgl. die Hinweise in den Arbeiten Seyfarths (s. Lit.vrzs.).

Diese Einheit taucht bei Weber nur beiläufig auf; über den Charakter eines Kolloquiums heißt es einmal:

"Man stelle im Kolloquium Fragen, die die allerunangenehmsten sind, und dehne das Kolloquium solange aus, bis Klarheit besteht, daß der Mann zwischen seinem Glauben und zwischen der Art seiner wissenschaftlichen Arbeit in einer Weise zu scheiden weiß, von der man sagen muß: das ist ein Denker, deshalb gehört er in den Kreis der Wissenschaft hinein (..)"(1910a,S.16).

Meist bezieht sich Weber jedoch auf die historische Typik der Professor-Student-Beziehung und betont besonders die universalistischen Momente in den Pflichten eines Professors, Da die Studenten "(..) im Hörsaal zu schweigen" (1919a,S.602) hätten, sei eine Ausnutzung der "(..) nun einmal bestehenden Zwangslage" (1913a,S.107) unangebracht. Da eine "'Vorlesung' eben etwas anderes als ein 'öffentlicher' Vortrag oder ein 'Essay'" sei, sollten die "(..) Vorgänge in den Hörsälen der öffentlichen Erörterung entzogen bleiben". Die "(..) unbefangene Strenge, Sachlichkeit, Nüchternheit der Kollegdarlegung (könne) unter dem Hineinreden der Öffentlichkeit, z.B. der Presse-Öffentlichkeit, zum Schaden des pädagogischen Zweckes leiden"(1913a,S.106f.)⁴.

f.) **Schlußbemerkung**

War es bei den Erörterungen von Webers Ausführungen zur Professionalisierungsproblematik noch möglich, seine Analyse eher als Deutung von einem bestimmten 'Standpunkt' aus zu betrachten (s.o.,S.90), so zeigt die voraufgegangene Explikation seines handlungstheoretischen Beitrags, daß das Professorenhandeln als professionelles und professionalisierungsbedürftiges Handeln begriffen wird.

Webers Erfassung der Logik des Professorenhandelns demonstriert, daß es unmöglich ist, im "(..) Bezugssystem formaler Rationalisierung oder zweckrationalen Handelns" (Seyfarth 1981,S.197) zu einem adäquaten Begriff professionellen Handelns zu gelangen. Seine in Ansätzen vorgenommene Differenzierung des Professorenhandelns vom Verwaltungshandeln und vom beruflichen Handeln im modernen Produktionsbetrieb (s.o.,S.143, 149ff.) rückt an die Stelle der Vorstellung eines alltäglich-rationalen Zweckhandelns eine reichhaltigere Perspektive, in der Spannungen, Ambivalenzen und Realwidersprüche des beruflichen Handelns des Professors grundbegrifflich erhalten bleiben.

Die Ausführungen zu Erfolgsgewißheit und Mißerfolgsproblematik legen nahe, von einem spezifischen Handeln zu sprechen, dessen Struktureigentümlichkeit möglicherweise nur über Gewährung von Autonomieansprüchen bewahrt werden kann. Sicher stellt Webers Deutung allenfalls in Ansätzen ein Strukturmodell professionellen Handelns dar, und es steht ebenso fest, daß eine fundiertere Analyse der Struktur des Professorenhandelns an die Stelle der hier gegebenen Darstellung zu treten hätte, die vor allem eine inhaltliche Bestimmung der Handlungsproblematik vorzunehmen hätte ("Wahrheitsbeschaffung"); auch wäre das Argument noch weiter zu präzisieren, daß eine Explikation von Strukturspezifika eines Handelns Aufschluß über die Professionalisierungsbedürftigkeit eines Berufes geben kann. Gleichwohl scheint bei Webers Deutung des Professorenhandelns ein argumentativer Konnex zwischen Autonomieforderung und strukturtheoretischer Explikation latent zu bestehen.

4) Weber erörtert hier den "Fall Schmoller" (vgl. dazu auch 1909a und Simmel 1902).

Letzteres zeigt sich auch daran, daß seine Deutung Aussagen über Prozesse der Deprofessionalisierung der Handlungsstruktur enthält. Ansatzweise wird bei Weber deutlich, daß für ihn ein Moment von Deprofessionalisierung dort vorliegt, wo die persönliche Basis des Professorenhandelns aufgelöst wird. Professorenhandeln beruht nach Weber insofern auf einer persönlichen Basis, als er Forschungshandeln zwar als Leistungsspezifikation, nicht jedoch als Leistungsspezialisierung versteht. Diese Unterscheidung besagt bei ihm, daß im Falle der Leistungsspezifizierung alle zu einer Leistung erforderlichen, "(..) technisch verschiedenartigen simultanen und sukzessiven Leistungen" vom "(..) gleiche(n) Leistungsträger" vollzogen werden; bei Leistungsspezialisierung wird hingegen das "(..) Endprodukt nur durch (..) sukzessive Leistungen mehrerer erzielt" (WuG, S. 65 und 80). Weber hat nun für den Bereich des Professorenhandelns eine Grenze der Leistungsspezialisierung dort gesehen, wo er auf das Problem einer Delegation der Handlungskomponenten von Forschung zu sprechen kommt, die in hohem Grade formaler Rationalisierung zugänglich sind (s.o., S. 146ff.). Die Delegation "(..) der eigenen persönlichen Rechenarbeit" an "mechanische Hilfskräfte" stellt für Weber solch einen neuralgischen Punkt dar. Sein wiederholtes Insistieren darauf, daß formale Komponenten "auf keine Weise auf bezahlte Kräfte" abgewälzt werden dürften, zeigt, daß er an einer notwendigen Einheit persönlicher und unpersönlich-sachlicher Handlungskomponenten festhält. Damit enthält aber sein Hinweis auf die "(..) 'Bürokratisierung' in den jetzt (überall) vorhandenen 'Instituten' der Universitäten" (WuG, S. 567) womöglich zwei Gedanken. Jenen, in welchem er auf die Implantation direktorialer Führungsprinzipien in den Bereich der Universität verweist, und jenen, daß unter bestimmten Umständen Prozesse der "Arbeitszerlegung" statthaben können, die an die Stelle des Bewußtseins, daß bei der wissenschaftlichen Arbeit nur "blutwenig" herauskommt, die Realität einer folgenlosen Betriebshaftigkeit einerseits und einer folgenlosen außeralltäglichen Orientierung an 'Paradigmenwechseln' andererseits setzen.

Webers Deutung geht aber nicht nur davon aus, daß es sich beim Professorenhandeln um ein professionalisierungsbedürftiges Handeln dreht, und sein Ansatz ist nicht nur teilweise fähig Deprofessionalisierungsprozesse zu diagnostizieren, sondern es geht noch um einen dritten Aspekt: Webers Ausführungen zeigen, daß es ihm gelungen ist, die Logik professionellen Handelns aus einer strikt handlungstheoretischen Perspektive zu explizieren. Dabei trennt er die Ebene der Strukturexplication des Professorenhandelns von den Erörterungen zur herrschaftlichen, klassenmäßigen und institutionellen Einbettung des Professorenhandelns auf der Ebene historischer Typik. Er hat zwar für den Bereich vormoderner und moderner Berufe immer wieder betont, daß diese Berufe zahlreiche Synthesen mit Herrschaftsverhältnissen aufweisen, doch verleitet ihn dies nicht zu dem Schluß, daß professionelles Handeln begriffsnotwendig herrschaftlich bestimmt sein müsse. Er gewinnt vielmehr, und dies macht die Produktivität seines Ansatzes aus, die Kriterien für die Beurteilung der herrschaftlichen Deformation des professionellen Handelns aus der Logik der Sachproblematik. Während in zahlreichen Beiträgen über Professionen der Autonomieanspruch per se dem 'Ideologieverdacht' verfällt, da nicht hinreichend zwischen strukturtheoretischer Perspektive und historischer Typik differenziert wird, verfährt Weber hier differenzierter.

III.

SCHLUSS

7. Max Webers Beitrag zur professionstheoretischen Diskussion

Die voraufgegangenen Erörterungen versuchten nachzuweisen, daß Webers Deutungen des Professorenhandelns Ansätze zu einer komplexen professionstheoretischen Perspektive enthalten. Dies legt es abschließend nahe, zunächst ganz allgemein die Frage danach zu stellen was Webers Analysen auszeichnet, dann im Unriß zu skizzieren, wie ein professionstheoretischer Ansatz im Rahmen der Weber'schen Sicht aussieht, und schließlich sichtbar zu machen, welchen Beitrag Weber für die aktuelle professionstheoretische Diskussion bietet.

a.) Die Schulung des "soziologischen Blicks" im Alltag: Bemerkungen zu Webers Selbstverständnis als Sozialwissenschaftler

Die vorliegende Arbeit erschloß Webers Deutung aus Texten, welche durchweg als Gelegenheitsbeiträge zu charakterisieren sind. Grundlage der Interpretation bildeten entweder Briefe, Zeitungsartikel und Diskussionsbeiträge und schließlich der 'Gelegenheitsvortrag' 'Wissenschaft als Beruf'. Es zeigte sich jedoch, daß Webers Deutungen produktive Vorgaben für professionstheoretische Fragestellungen enthalten, und es war ferner überraschend, daß beinahe alle Beiträge Webers den Charakter distanzierter, nüchtern-objektivierender Betrachtung trugen. Nur in wenigen Fällen war eine Ambivalenz seiner Stellungnahmen ersichtlich, so bei Webers 'frühen' Ausführungen zur Nachwuchsfrage (vgl. S.56f.).

Ohne die Differenz zwischen seinen materialen Arbeiten und diesen Gelegenheitsäußerungen im Hinblick auf den Grad begrifflicher Durcharbeitung und analytischer Trennschärfe unterschlagen zu wollen, kann man deshalb konstatieren, daß sich bei Weber auch noch an entlegenster Stelle eine "(..) geschulte Rücksichtslosigkeit des Blicks" auf soziale Tatbestände manifestiert. Wenn Webers Gelegenheitsbeiträge durchweg produktive Anregungen enthalten, so ist dies nicht ohne Rekurs auf sein Selbstverständnis als Soziologe zu verstehen. Es machte den Kern seiner Berufsidentität aus, den 'soziologischen Blick' dadurch zu bewähren, daß er jede Gelegenheit wahrnahm, ihn bei allen möglichen alltäglichen Verrichtungen zu schulen.

Daß für ihn eine derartige kontinuierliche Aufnahmebereitschaft zum Habitus eines Sozialwissenschaftlers gehörte, hat er selbst zu verstehen gegeben. So heißt es etwa in dem 1918 vor österreichischen Offizieren gehaltenen Vortrag "Der Sozialismus":

"(..) ich hatte es mir bei zeitweise häufigen Reisen in Deutschland zum Grundsatz gemacht, wenn es sich nicht um sehr lange Fahrten handelte und wenn ich nicht sehr anstrengende Tätigkeit vor mir hatte, stets dritte Klasse zu fahren (..)" (1918a,S.492f.).

"(O)hne (..) die Leute auszufragen oder (s)einerseits zum Sprechen zu bringen" (ibid.) war dabei die eine Beobachtungsmethode, die Weber bei der von ihm für unverzichtbar gehaltenen Teilnahme "(..) 'aus der Froschperspektive' (ibid.) anwandte, das Gespräch stellte die andere Form der Intervention dar. Daß er teilweise Erfahrungen und Bruchstücke aus diesen naturwüchsigen 'Beobachtungs-' und 'Befragungsphasen' in Eisenbahnabteilen als Illustrationsmaterial für (populäre) Vorträge und Publikationen nutzte, ist ohne weiteres offensichtlich (vgl. bspw.

PE/I, S. 279-298; 1918a, S. 496f. und König/Winckelmann 1963, S. 17f.)¹⁾

Webers Eigenart, bei jeder Gelegenheit 'Privatenquieten' zu veranstalten, stellte offenbar einen Grundsatz seines Berufsverständnisses dar. Diese Folgerung legt auch eine Bemerkung Honigsheims nahe. Nachdem Honigsheim das Ehepaar Weber vor dem Antritt einer bevorstehenden Parisreise empfahl, die "Concerts Touche" im Norden Paris aufzusuchen, wo Abend für Abend klassische Symphonien in einer "(..) bohemehaften Atmosphäre" dargeboten wurden, erfuhr er nach der Rückkehr der Webers:

"Marianne erzählte mir, (..) ich hätte was Schönes angerichtet, indem ich es ihrem Gatten empfohlen hätte, sie habe Mühe gehabt, ihn davor zurückzuhalten, alle Abende, an denen er keine anderen Verpflichtungen hatte, dorthin zu gehen. Was ihn anzog, war vornehmlich zweierlei: Einmal diese Möglichkeit, Musikwerke, die er noch nicht gehört hatte, zu vernehmen, eine Möglichkeit, der er ja, wenn immer zugänglich, systematisch nachging. Zudem schätzte er aber die Möglichkeit, sich mit den Musikanten zu unterhalten, und davon machte er reichlich Gebrauch. Insbesondere erkundigte er sich nach Vorbildung, Examina, Gehälter, Altersversicherung und ähnlichen Dingen (..)" (Honigsheim 1963, S. 248).

Das Befolgen des Prinzips, den Blick für soziale Zusammenhänge im Alltag zu schulen, schloß für Weber auch die Distanzierungsfähigkeit gegenüber den Deutungsschemata zeitgenössischer Gelehrtenkultur und bildungsbürgerlicher Diskussionsöffentlichkeit ein, wie sich dies etwa an seinen Briefen zur Amerika Reise und zum Besuch des Internationalen Gelehrtenkongresses anlässlich der Weltausstellung in St. Louis (Herbst 1904) zeigen läßt. Was das unvoreingenommene sich Einlassen auf soziale Wirklichkeit betrifft, so wird der diesbezügliche Unterschied zwischen ihm und seinen Kollegen offensichtlich, wenn man die Eindrücke des ebenfalls nach St. Louis gereisten Historikers Karl Lamprecht mit denen Webers vergleicht. Nachdem Weber der Einladung des Harvard-Philosophen Hugo Münsterberg zum Gelehrtenkongress nach

1) Wo Weber sich an ein breiteres Publikum wendet, spielt die Wiedergabe solcher Gespräche eine große Rolle, wie dies in dem obengenannten Vortrag "Der Sozialismus" und den in "Die christliche Welt" und der "Frankfurter Zeitung" abgedruckten Beiträgen "'Kirchen' und 'Sekten'" deutlich wird. Das Heranziehen von Gesprächsäußerungen übernimmt hier eine direkte Vermittlungsfunktion. Weber erreicht so einerseits einen Anschluß an das Selbstverständnis des Publikums, andererseits sind diese einmontierten Äußerungen für ihn ein Ausgangspunkt für Typisierungen und allgemeinere Überlegungen. In "Wissenschaft als Beruf", wo er sich an ein 'geschulteres' Publikum wendet, tritt dieses Verfahren bereits in den Hintergrund, wenngleich er auch hier noch, wie bereits an der Adaptation von "äußerem" und "innerem" Beruf gezeigt, solche Verständnisbrücken benutzt. Daran wird ersichtlich, daß Weber entsprechende Kompetenzen pflegte, ohne zu 'popularisieren', die Kluft zwischen Alltagsverstehen und wissenschaftlichem Verstehen zu schließen. Weber hat sich diese 'Kunst' schon sehr früh zu eigen gemacht, man denke etwa an die in der Göttinger-Arbeiterbibliothek von Fr. Naumann herausgegebene Monographie über "Die Börse" (1894e), an kleinere Arbeiten wie die über "'Römisches' und 'deutsches' Recht" (1895a) oder an sein Koreferat auf dem V. Evangelisch-sozialen Kongress. Bei dem letztgenannten Vortrag wird ersichtlich, wie Weber das Explikationsniveau auf eine Art und Weise mit den Verstehensäußerungen des Publikums synchronisiert, daß dies nicht in eine 'Popularisierung' mündet und so die Spannung zwischen Alltagsverstehen und wissenschaftlichem Verstehen manifest bleibt: "(..) ich bestreite, daß diesem Grundadel für die Zukunft eine ähnliche Rolle beschieden sein wird, ja, daß er überhaupt in seinem alten Charakter noch besteht oder erhalten werden kann. Diesem Grundadel eigen war das naive Bewußtsein, die Vorsehung habe es so eingerichtet, daß er zum Herrscher und die Anderen auf dem Lande zum Gehorsam berufen seien. Warum? Darüber machte er sich keine Gedanken. Die Abwesenheit der Reflexion war ja eine seiner wesentlichen Herrschertugenden. (Heiterkeit.) Das ist mein vollständiger Ernst. Die Abwesenheit rein geschäftlicher Gesichtspunkte, die Unentwickeltheit des kaufmännischen Erwerbsinteresses in seinem Betriebe war für ihn charakteristisch und vom Standpunkt des Staates aus wertvoll. Er war kein Unternehmerstand, sondern ein Stand von Grundherren (..)" (1894a, S. 70). Wie deutlich wird, wertet Weber die 'Heiterkeit' als eine Art traditionales Einverständnishandeln und hebt die 'einfach' gehaltene Explikation eines Habitus deshalb auf ein höheres Niveau, womit er eine 'Popularisierung' im Sinne eines mühelosen Anschlusses an das Alltagsverstehen rückgängig macht

Zwischenfällen gefolgt war;²⁾ auf welchem etwa 40 deutsche Professoren, darunter Gelehrte wie Harnack, Lamprecht, Ostwald und Sombart anwesend waren,³⁾ streifte er in dem dort gehaltenen Vortrag über "Kapitalismus und Agrarverfassung" kurz die antikapitalistische Grundeinstellung der deutschen "(..) 'Bildungsaristokratie'":

"(..) heute (kommt es) in Kulturländern vor - eine sonderbare und in mehr als einer Hinsicht bedenkliche Erscheinung - daß die Vertreter der höchsten Kulturinteressen rückwärts blicken und mit tiefer Abneigung der unvermeidlichen Entwicklung des Kapitalismus gegenüberstehen und die Mitarbeit am Bau der Zukunft verweigern" (1904c, S.439).

Was Weber hier über die Reserviertheit bildungsbürgerlicher Mentalitäten andeutete, traf auch auf Besucher der Gelehrtenkongresses wie Karl Lamprecht zu; aus dem Tagebuch seines Amerika-Aufenthalts seien deshalb einige Passagen zusammengestellt, die seine Wahrnehmungsweise kennzeichnen:

"New York, 3. August 1904. Nur Komfort des Verstandes, nicht des Herzens und alter Kultur. Daher extreme Arbeitsteilung: niemand kümmert sich um den andern, und der Mensch Maschine. Bezeichnend die großen Hotels, wo sich die Beamten (einen Wirt gibt es nicht) um den Reisenden wie ein Frachtstück bemühen (..)".

Über Chicago: "Wer von reiner Luft und ländlichem Aufenthalt herkommt, fühlt sich entmenslicht und beleidigt - wenn er nicht über dieses tolle Treiben, in dem der einzelne schon nicht mehr Rad, sondern höchstens Radzahl ist, zu lachen versucht ist."

"20. August 1904. Wenn die heutige amerikanische Zivilisation verschwände: was würde für die menschliche Ewigkeit übrigbleiben? So gut wie nichts. Höchstens ein neuer Begriff des Staates und der menschlichen Freiheit."

"Die amerikanischen Städte am schönsten bei Nacht, wenn all das kleine beleidigender Häßlichkeiten verschwindet (..)".

"Wer den Durchschnittsamerikaner, namentlich in eigenen Geschäften selbst, beobachtet, bemerkt, daß er, mit dem einen beschäftigt, schon immer an ein anderes denkt. Die Folge ist natürlich eine steigende tatsächliche Unaufmerksamkeit und Nervosität. (...) Was muß nun die Folge einer solchen allgemeinen intellektuellen Haltung sein? Natürlich kein konzentriertes wissenschaftliches Denken, vielmehr Rückfall in primitive Denkformen. So in Amerika bei den unteren und mittleren Klassen evident. Sie haben vielfach verlernt, im europäischen Sinne aufmerksam zu sein".

"Fürchtbares Schicksal, in einer Gegend wie Pittsburg zu wohnen. Der Himmel der Regel nach von Rauchwolken verhüllt, in den Tälern ein jeder Schönheit bares Industrieriesen voll von Dampf und Gestank und mißfarbigen Gewässern, denen man den letzten Tropfen ihrer Reinheit abgequält hat, unbesorgt um die Fabrikrüden häßlichster Art in seinem Bereiche und um den Eindruck blinder und zerbrochener Fenster; die Berge hinauf letzte dürre Stämme und Reste einst grünender Wälder in unangenehmen Wettbewerb mit Telegraphenstangen und sonstigen unförmigen Trägern von Elektrizität: Das ist eine Welt, das ist deine Welt! Ist es nötig, daß eine hohe Kultur derartige unwürdige Zustände erzeugt - und sollen wir dereinst, wie die Bazillen in ihrem Unrat, in solchen Errungenschaften der Technik zugrundegehen?"

"Der spezifische Zahlensinn und die ausgesprochene Neigung zur Statistik /der Amerikaner-M.S./ hängt mit der Gewohnheit des quantitativen Urteils zusammen." Zur Statistik heißt es weiter: "(..) ja eben dies ist bisher der grundsätzlich einzig neue Beitrag des Amerikanismus zur Methodologie der Wissenschaften gewesen" (Lamprecht 1906, S.13, 23, 32f, 37, 40, 54, 70f.)

2) Als es um die Abklärung der Honorarfragen ging, gebrauchte Münsterberg als Organisator die oft von Althoff verwendete Formulierung, dieses und jenes müsse für einen deutschen "(..) Durchschnittsprofessor" genügen. Weber verbat sich diesen Ausdruck und drohte mit dem Abbruch der Beziehungen (vom Brocke 1981, S.179).

3) Vgl. zu Literaturhinweisen über den Gelehrtenkongress vom Brocke (ders. 1981, S.173, Anm.50-51).

Während Lamprecht diese unbearbeiteten Tagebuchnotizen in seiner "Americana" veröffentlichte, und ein Gelehrter wie Werner Sombart "Grüße aus dieser grauenhaften Kulturbölle" und eine Ansichtskarte von Wallstreet mit dem Kommentar "Die Götterdämmerung der Kultur" nach Hause schickte,⁴⁾ zeichnete sich Webers Reaktion auf die neuen Gegebenheiten durch Unvoreingenommenheit aus (vgl. dazu bereits Mommsen 1974, S.72ff.):

Bei Lamprecht muß schon die Ankunft im Hotel zur Bestätigung von seit langem tradierten, deutschen Deutungsschemata über den "Komfort des Verstandes" erhalten. Auch Marianne Webers Bericht zeigt, daß zwischen ihrer Haltung und der Webers beträchtliche Unterschiede bestanden; während einige seiner Kollegen auf die neuen Verhältnisse "(..) mit nervösen Störungen aller Art"(LB, S.319) reagierten, "(..) ärgerte" es Weber, "(..) wenn davon Wesens gemacht" (ibid.) wurde.⁵⁾

An Helene Weber schreibt er: "Ich kann auch die 'Wolkenkratzer' nicht 'häßlich' finden: Unsere Mietskasernen mit ihrer öden Front zehnmal aufeinandergestellt. Sie ergeben ein Bild wie ein gemaseter Felsen mit einem Räubernest darauf, was gewiß nicht 'schön' ist, aber auch nicht das Gegenteil, sondern jenseits von beiden liegt und, nicht zu nahe gesehen, ein Symbol dessen ist, was sich hier abspielt, wie ich mir kein passenderes denken könnte" (LB, S.320).

Webers Schilderung, die an die surrealistischen Impressionen Magrittes erinnert⁶⁾ unterscheidet sich von Lamprechts Deutung durch ihren andersartigen Zukunftsbezug und ihren Realismus. In Lamprechts Deutung kommt stets das zum Ausdruck, was Weber - seinen "Ärger" objektivierend - in St.Louis das "rückwärtsblicken" der deutschen Bildungsaristokratie nannte. Weber verfährt gerade umgekehrt und gibt eine ins 'Utopische' hineinreichende Schilderung, die auf einer Haltung basiert, die er in nahezu jeder Erörterung über 'moderne' Entwicklungen immer dort sprachlich artikulierte, wo sich solche Beifügungen finden, wie jene, daß mit diesem und jenen "(..) zu rechnen" sei, daß etwas "(..) in aller Zukunft" so bleiben werde oder daß etwas einfach eine "(..) unvermeidliche" Entwicklung darstelle.

Im Vergleich zu Webers Reiseschilderungen enthält Lamprechts Deutung weder eine Bestandsaufnahme noch eine Aufschlüsselung von sozialen Realitäten. Tendenziell wird nur eine Reproduktion von Vorbehalten vorgenommen, die bereits im Deutschland des frühen 19. Jahrhunderts über Amerika bestanden (vgl. etwa die Briefe von Miller: ders.1908). Lamprecht nimmt nur jene Uniformität wahr, die er bereits vor der Ankunft in Amerika postuliert hatte. Es ist nur die Rede vom "Mensch Maschine", dem einzelnen als "Radzahl", dem "Durchschnittsamerikaner", dem Rückfall in "primitive Denkformen" und dem "spezifischen Zahlensinn" der

4) vom Brocke 1980, S.66. Vgl. an Reiseberichten neben Lamprechts Tagebuch auch Jastrows nüchterne Studie, welche im Auftrag der Kaufmannschaft Berlins angefertigt wurde (ders.1904).

5) Vgl. zum "Bürokratismus" der amerikanischen Bahn und Hotels auch Jastrow (ders. 1904, S.511ff.).

6) Max Webers Verhältnis zur Verflechtung von 'poetischer' und wissenschaftlicher Darstellung wäre eine eigene Studie wert. Man kann die These vertreten, daß Weber diese Verbindung fast nahtlos dort gelang, wo er einen sehr tiefen, nüchternen, wissenschaftlich-fundierten Einblick in die Sachproblematik hatte. Demgemäß ist der Übergang von analytischer Argumentation zu 'Poesie' und literarischem Zitat am Ende des Vortrags "Wissenschaft als Beruf" und des "'Objektivitäts'" -Aufsatzes ein 'gelungener' (vgl. 1919a, S.613 und 1904a, S.214). Was er am Ende von "Politik als Beruf" formuliert (vgl. 1919e, S.559f.), bleibt jedoch weit dahinter zurück. Weber neigt nur untergründig zum Pathos und zu gelehrten Phrasen seiner Zeit, die etwa Karl Kraus eine der "unerträglichsten" Eigenheit der Professoren war (vgl. die Blütenlese von Gelehrtenphrasen bei Seiling: ders. 1912).

Amerikaner, von Dingen also, die eigentlich wesentlich Resultat von Assoziation bleiben und die eher dem Bereich kulturkritischer Feuilletons angehören?⁷⁾

Weber hingegen beschreibt in seinen Reisebriefen (vgl. LB,S.319-345), wie er oft hinzufügte, ein "(..) tolles Ding" (LB,S.331) nach dem anderen: detailliert schildert er die Wohnverhältnisse amerikanischer Professoren, die Aneignung der "Formwerte" deutscher Couleuren durch die amerikanischen Collegestudenten, die Arbeitsverhältnisse auf den Schlachthöfen Chicagos, die Auslesemechanismen des amerikanischen Clubwesens, die College-Erziehung, die Umgangsformen amerikanischer Beamter und Rechtsanwälte, den Ablauf einer Baptistentaufe und die ethnisch-kulturellen Mischlagerungen.

Im Unterschied zu Lamprechts Tagebuchaufzeichnungen, welche dieser "unverändert" in Druck gab, bleibt Weber nicht dabei stehen, 'Ideen' über eine soziale Wirklichkeit festzuhalten, sondern erstellt, seinen beruflichen Pflichten als Soziologe im vorberuflichen Alltag nachkommend, ausführliche Handlungs- und Situationsprotokolle (vgl. bes. PE/I,S.279-298). Wenn er damit im Gegensatz zu Lamprecht soziale Realität protokolliert, so heißt dies aber nicht, daß Lamprecht der Sinn für 'Details' fehlte, oder daß er Wirklichkeit nicht im gleichen Maße authentisch 'abbilden' könnte wie Weber. Denn selbst wenn Weber etwa in einem Brief notiert: "(..) in einer Studentenbude fand ich gekreuzte Schläger und den Anschlag: 'Raucher', offenbar aus einem deutschen Rauchkupee stibitzt" (LB,S.327), geht es ihm ja nicht einfach um Wiedergabe von Details; auch sein Verhältnis zum Gegenstandsbereich beruht auf selektiver Wahrnehmung und Wiedergabe.

Abgesehen von Faktoren wie Voreingenommenheit, 'Konservatismus' versus realistischer 'Zukunftsbezug', Festhalten von 'Ideen' versus Erstellen von 'Handlungsprotokollen', besteht der Unterschied zwischen Lamprechts und Webers Realitätsdeutung darin, daß Weber ein typisierendes Verhältnis zur sozialen Wirklichkeit unterhält; letzteres ist gekennzeichnet dadurch, daß Fallexplikation und Generalisierungsbemühungen ausbalanciert werden, während bei Lamprecht von vornherein das generalisierende Moment die Oberhand behält.⁸⁾

Für Weber hatte die Beobachtung im Alltag eine ganz spezifische, eingegrenzte Funktion; am Ende der Amerikareise, als er schließlich eine Erfahrungsbilanz zog, schrieb er über den Nutzen seiner Teilnahme 'aus der Forschperspektive': "(..) ich bin ganz anders als früher imstande, die Zahlen der Statistik und die Berichte der Regierungen in den Vereinigten Staaten zu verstehen" (LB,S.345). Der von Weber ausgesprochene Gedanke enthält Hinweise darauf, daß es ihm selbstverständlich war, Methoden wie (teilnehmende) Beobachtung, Befragung, Fallstudie, Enquete und Sekundäranalyse zu kombinieren. Die Bearbeitung eines Gegenstandsbereichs "(..) durch autoptische Vertiefung in das Detail konkreter lokaler Zustände und monographischer Zusammenfassung des so gewonnenen Stoffes" (1894i,S.101) war dabei eine Vorgehensweise, die

7) Bereits Webers Bemerkung zum "Pragmatismus" in der Rezension zu Adolph Webers "Die Aufgaben der Volkswirtschaftslehre" übertrifft Lamprechts Assoziationen zum Thema "Statistik" durch ihr breites historisches Wissen und ihre Differenziertheit (vgl. 1909b,S.619f.).

8) vgl. Lamprechts Notizen zum Rückfall des "Durchschnittsamerikaners" in "primitive Denkformen" (s.o.,S.). Eine aufmerksame Betrachtung der Passage zeigt, daß Lamprecht fortwährend den Anschein zu erwecken sucht, daß seine Mitteilung unbezweifelbaren Evidenzcharakter haben (Hervorh. von M.S.): "(..) die Folge ist natürlich"; "Was muß die Folge (..) sein?"; "Natürlich kein konzentriertes (..) Denken"; "So in Amerika (..)".

er vor allem am Beginn der Erschließung eines Untersuchungsfeldes als notwendig erachtete. Daß er auf diesem "(..) Weg örtlicher autoptischer Recherche" (1892a, Sp.1106) weder eine Romantisierung des Alltäglichen intendierte, noch bei den Situationsdeutungen des Alltags stehen bleiben wollte, zeigt schon die Wahl des ambivalenten Terminus 'Autopsie' an. Ergänzend trat stets hinzu, daß er "(..) aus dem Material alles 'Zählbare' heraus(..)holt(e)", und "(..) vorsichtig (..) Typen'" zu bilden suchte - "(..) dies alles aber unter sehr vorsichtiger, immer erneuter Nachprüfung am Urmaterial" (1909h, S.956; vgl. zu Webers Methodenverständnis bes. MW, S.360-386).

b.) Webers 'Kunst' der Explikation von Strukturen beruflichen Handelns, abschließend erläutert an seiner Typologie zum pflegeberuflichen Handeln

Wenn auch bei Max Weber der Begriff "Profession" keine Rolle spielt (vgl. dazu die Ausführungen im Anhang), ist eine Kontextuierung seiner Beiträge im Rahmen der gegenwärtigen professionstheoretischen Diskussion sinnvoll: Weber hat das Professorenhandeln als spannungsreiche Einheit sachlich-unpersönlicher und persönlicher wie alltäglicher und außeralltäglicher Momente expliziert. Damit rücken bei ihm Realambivalenzen professionellen Handelns in den Fokus der Betrachtung, die in anderen Theorien professionellen Handelns seltener explizite Beachtung finden!¹⁾

Da hier einer der wichtigsten Beiträge vorliegt, den Weber für die aktuelle professionstheoretische Diskussion bieten kann, möchte ich zuerst am Beispiel einer wenig beachteten Typologie Webers über das Handeln von Krankenschwestern zeigen, daß seine Sensibilität für Explikationen spannungsreicher Handlungsorientierungen nicht nur auf den Bereich des Professorenhandelns beschränkt bleibt. Abschließend gehe ich auf die Diskussion über die Logik professionellen Handelns ein.

Am Beispiel von Webers Typologie pflegeberuflichen Handelns läßt sich m.E. demonstrieren, was Webers Eigenart beim Erfassen einer Struktur eines beruflichen Handelns ausmacht: Am 2. August 1914, einen Tag nach Ausbruch des I. Weltkriegs, meldete sich Weber als Premier-Lieutenant der Reserve freiwillig beim Garnisonskommando in Heidelberg. Daraufhin der Reserve-Lazarettkommission zugewiesen, übernahm er die Aufgabe der Errichtung und Verwaltung von Lazaretten und ihrer Koordination mit Formen freiwilliger Krankenpflege (vgl. dazu LB, S.568-593 und den Editionsbericht zu 1914a, S.23-25). Nach der Ernennung eines Chefarztes wurde die so aufgebaute "Dilettanten-Verwaltung"(Weber) in eine geordnete Beamtenverwaltung überführt. Als schließlich die Reservelazarettkommission im September 1915 aufgelöst wurde, zog Weber (wohl im darauffolgenden Monat) ein Resümee über die vierzehnmonatige Tätigkeit in der Lazarettverwaltung und verfasste einen "Erfahrungsbericht"²⁾, in welchem die erwähnte Typologie

1) Wenn von Realwidersprüchlichkeit gesprochen wird, bezieht sich der Verfasser auf Oevermann: "Die Denkfigur der realwidersprüchlichen Einheit ist (..) immer so gemeint, daß auf der einen Seite eine Struktur durch in der Tat widersprüchliche, in logischem Widerspruch zueinander stehende Komponenten geprägt ist, andererseits aber genau dieser Widerspruch für den Bestand der Struktur als solcher konstitutiv ist" (ders. 1980, S.2).

2) Die Vorgeschichte wurde so ausführlich mitgeteilt, da sie hier nochmals Webers Selbstverständnis als Soziologe im Alltag dokumentiert. Als Resultat "teilnehmender Beobachtung" hat Weber wiederum ein Handlungsprotokoll erstellt.

pflegeberuflichen Handelns zu finden ist:³⁾

Da ein wesentlicher Teil der Krankenpflege von freiwilligen Schwestern geleistet wurde, unterschied Weber die "(..) Berufsschwestern" von den "(..) Dilettantenschwestern", wobei er bei letzteren zwei Untertypen bildete. Die "(..) Reflektantinnen auf dilettantische Schwesterntätigkeit" wurden mit den Typisierungen: das "(..) typische deutsche 'junge Mädchen'" und die "(..) entweder intellektuell oder durch berufliche Arbeit geschulten Mädchen und Frauen" erfaßt. Zwar bemerkt er, daß die "(..) Zugehörigkeit zu einer festen (..) Organisation und die Ausübung der Krankenpflege als dauernden Beruf eine gewisse Garantie der Tüchtigkeit und auch eine solche für passendes Verhalten der Schwestern (..)" sei, und insofern war für ihn der "(..) persönliche Idealismus" von Dilettantenschwestern auf Dauer nicht ausreichend, "(..) berufliche Einübung in nüchtern sachliche Berufsarbeit" zu substituieren. Doch stellte er die Leistung der "(..) entweder intellektuell oder durch berufliche Arbeit geschulten Mädchen und Frauen" jener den Berufsschwestern gleich:

"Sie sind im Durchschnitt in hohem Grade geeignet, überaus oft im gleichen und nicht selten in höherem Maße als der Durchschnitt der im Kriegsfall im Inland verbleibenden Berufsschwestern. Und zwar kommt anscheinend sehr wenig darauf an, in welchen Berufen oder durch welche Mittel sie sich jene Gewöhnung an Sachlichkeit in der Auffassung solcher Aufgaben angeeignet haben, an welcher allein alles hängt. Die denkbar günstigsten Erfahrungen wurden sowohl, was die reine Leistung als die Sicherheit im Verkehr mit den Kranken anlangt, unzweifelhaft mit reiferen, d.h. etwa 25-35 Jahre alten, fein gebildeten Mädchen gemacht, die in ganz heterogenen Berufen (z.B. als Violonistin oder Schriftstellerin) tätig gewesen waren, oder streng fachliche Schulung irgendwelcher Art (hygienisches Turnen, Massage) möglichst mit eigener Berufsausübung, oder ernste Lebensschicksale und entschlossenen Kampf mit schwierigen Verhältnissen hinter sich hatten. Was derartige Persönlichkeiten an ununterbrochener Arbeit (..) zu arbeiten vermochten, war durchaus unerwartet und stand nach Überwindung der Anfangsschwierigkeiten sicherlich mindesten auf gleicher Höhe wie die Leistung einer besonders gut geschulten Berufsschwester, übertraf aber den Durchschnitt der Leistungen einer solchen durch die meist weit weniger schematische, individuell auf die Kranken eingehende Art, deren nicht nur hygienische und physische, sondern auch rein menschliche und geistige Interessen zu befriedigen, ohne daß die erforderliche Distanz verloren ging. Dies setzt einen ziemlich erheblichen Bildungsgrad, Überlegung und Verantwortlichkeitsgefühl voraus" (1914c, S.40f.).

Von diesem Typus der Dilettantenschwestern unterschied er das "(..) typische deutsche 'junge Mädchen' mit seiner meist ehrlichen Begeisterung, seiner Sentimentalität und seinem unbewußten Sensationsbedürfnis". "Dieser Typus" - so sein abschließender Kommentar - "ist für Lazarettpflege ungeeignet, ist stets zur Verweichlichung der Lazarettkranken und nicht selten der Gefahr erheblicher Entgleisungen ausgesetzt". - In der Weberschen Dreiertypologie erfüllt offenbar die geschulte Dilettantenschwester ihre Aufgaben am besten. Ist ihm das Typische deutsche 'junge Mädchen' nicht sachlich genug und zu wenig distanziert, so erfüllt zwar die Berufsschwester das Kriterium nüchtern-sachlicher Berufsauffassung, neigt aber zur "schematischen" Behandlung. Hingegen zeigt die geschulte Dilettantenschwester sowohl "Sachlichkeit", aber auch eine "individuell auf die Kranken eingehende Art" ohne dabei die notwendige "Distanz" zu verlieren. Unterscheidet man zwischen "Sachlichkeit" und "Nüchternheit" so geht es auf der ersten Ebene um sachgerechtes, durch Schulung angeleitetes Handeln. Weber geht über die Ebene der Anwendung von Regelwissen aber insofern hinaus, als es ihm beim Pflegehandeln darauf ankommt, daß neben der durch Schulung angeleiteten Behandlung eine Komponente individuellen Fallverstehens gefordert ist. Auf der Ebene der Nüchternheit thematisiert er hingegen die psychische Grundeinstimmung zum Pflegeberuf. "Sentimentalität" ist nicht gefordert, ja vermindert die erfolgreiche Realisierung des Pflegehandelns, doch darf die Krankenschwester nicht nur "physische" Interessen befriedigen, sondern muß - "ohne daß die erforderliche Distanz verloren" geht - auf "rein menschliche und geistige Interessen" eingehen.

3) Ich zitiere im folgenden ohne Seitenangabe. Alle Belege finden sich in 1914c, S.39-41.

Diese Typologie Webers ist zugleich eine Typologie von Handlungsstrukturen: Am einen Ende steht das "typische deutsche 'junge Mädchen'", bei welchem die Balance unpersönlich-sachlicher Momente zugunsten der persönlichen Handlungsmomente, und die Gleichzeitigkeit von Distanz und Nähe durch vollständige affektive Teilnahme außer Kraft gesetzt wird. In der Mitte stehen die "geschulten Dilettantenschwestern", bei welchen ein Handlungsmodus von Gleichzeitigkeit der Anwendung universalisierten Regelwissens und individuellen Fallverstehens vorliegt, und die zu den Kranken ein Verhältnis des "detached concern"(Merton) ausbalancieren, also nach der Verpflichtung einer Gleichzeitigkeit von Distanz und Zuwendung handeln. Am anderen Ende stehen die "Berufsschwestern", bei denen nach Webers Auffassung die Komponente der Anwendung formellen Regelwissens dominiert ("Schematismus"-Vorwurf), und deren Verhältnis zu den Kranken sich eher in Begriffen vollständiger affektiver Neutralität beschreiben läßt.

Wie ersichtlich, sind Webers Explikationen reichhaltig. Das adäquate Handeln der Krankenschwestern ist für ihn durch eine Gleichzeitigkeit der Anwendung geschulten Wissens (qua fachlicher Schulung oder 'Schule des Lebens') und individuellem Fallverstehen, wie durch die Gleichzeitigkeit von affektiver Neutralität und Teilnahme geprägt. Wichtiger als die sicher interessante Frage nach dem Grad der 'Professionalität' des Handelns der Krankenschwestern ist hier, daß Webers ad hoc hingeworfene Typologie demonstriert, wie sein Denken in den Spannungsmomenten der Realität selbst stattfindet. Vergleicht man nun Webers Explikation pflegerischen Handelns mit Parsons Vorstellung über professionelles (ärztliches) Handeln, dann zeigt sich die Aktualität seines Beitrags darin, daß er praktisch bereits Merton Kritik an Parsons Sicht professionell ärztlichen Handelns vorweggenommen hat:

Um Mertons Kritik an Parsons verstehen zu können, ist es angebracht, drei Ebenen in Parsons Arbeiten über professionelles Handeln zu unterscheiden:

(a) Wenn auch Parsons ursprünglich intendierte, die Differenzen zwischen professionellem Handeln und anderen Formen beruflichen Handelns zu explizieren (vgl. die Bemerkung in seinem autobiographischen Werkbericht: ders. 1970b, S.13), geriet sein erster Beitrag über professionelles Handeln explizit zu dem Versuch, Ähnlichkeiten zwischen wirtschaftlichem Handeln, Verwaltungshandeln und professionellem Handeln herauszuarbeiten. In seinem klassischen Beitrag "The Professions and Social Structure" (ders. 1939) ist deshalb die Frage nach einer Spezifik professionellen Handelns gar nicht gestellt - dies ist die erste Ebene, die man in Parsons Arbeiten zum Problembereich professionelles Handeln herausheben sollte.

(b) Parsons Interesse an Handlungsspezifika, die das tertium comparationis zwischen professionellem Handeln einerseits und Markt- und Verwaltungshandeln andererseits bilden, verleitete ihn in der Folge dazu, in seinen materialen Beiträgen ein manifestes Modell professionellen Handelns zu entwerfen, welches man als zweite Ebene in Parsons Beiträgen differenzieren kann. Es ist hinzuzufügen, daß sich Mertons Kritik auf dieses manifeste Modell bezieht.

Zieht man Parsons Auslassungen zum Handeln des Arztes heran, so begreift er die Rolle des Arztes "(..) als universalistisch, funktional spezifisch und emotional neutral"⁴⁾ Dieses

4) Er fügt hinzu: "Im Gegensatz zur Rolle des Geschäftsmanns ist sie kollektivitäts- und nicht selbstorientiert" (Parsons 1951, S.24). - Dieses Problem wird hier ausgeklammert.

Verständnis veranlaßt ihn, die Rolle des Arztes im "(..) Einklang mit dem allgemeinen Charakter beruflicher Rollen" zu sehen, "(..) der für unsere Gesellschaft typisch ist" (Parsons 1951, S. 14; vgl. auch ders. 1939, S. 163 u.ö.).

Parsons Sicht läßt für das Handeln des Arztes dann nur noch Deskriptionsmöglichkeiten in Rahmen seines Modells von Orientierungsalternativen zu. In das Dichotomiefeld von Affektivität versus Neutralität, Diffusheit versus Spezifität, Partikularismus versus Universalismus und Selbstorientierung versus Kollektivitätsorientierung eingelagert, bleibt für ärztliches Handeln nur noch die eineindeutige Ausrichtung am jeweils rechten Pol der Dualismenserie übrig. Manifest ist Parsons so gezwungen, die "(..) medizinische Praxis (..) als Teilstück einer allgemeinen Institutionalisierung wissenschaftlicher Forschung und der Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnis auf praktische Probleme" (ders. 1951, S. 49; vgl. auch S. 12 u.ö.) zu betrachten, womit ärztliches Handeln tendenziell auf die Komponente universalisierter Regelanwendung reduziert wird. Die im Anschluß an Weber in der professionstheoretischen Literatur bei Marshall (ders. 1939), Merton, Overmann und Seyfarth aufweisbare Sicht einer Logik professionellen Handelns, in deren Perspektive mit je unterschiedlicher Begrifflichkeit professionelles Handeln als widersprüchliche Einheit von universalisierter Regelanwendung einerseits, der Komponente hermeneutischen Fallverstehens andererseits (Overmann 1980) verstanden wird, ist in Parsons manifesten Modell damit zu Gunsten eines Konzepts von Expertenhandeln aufgelöst.

(c) Parsons muß deshalb auf der zweiten Ebene die Aufgabe des Arztes "(..) als rein technische" bezeichnen, fügt aber, und hier wird die dritte Ebene sichtbar, die Bemerkung hinzu, daß auch der Arzt auf Probleme treffe, "(..) angesichts derer Wissen, Erfahrung und Hilfsmittel nicht die Gewähr geben, mit fachgerechter Arbeit zum Ziel zu kommen" (Parsons 1951, S. 27). Auf dieser dritten Ebene der Argumentation entwickelt Parsons eine latent bleibende Vorstellung von der Struktur ärztlichen Handelns, die den manifesten Rahmen tendenziell sprengt. Er expliziert hierbei drei Problemlagen, angesichts derer das Modell universalisierter Regelanwendung versagt. Zwei davon beziehen sich auf die "(..) absoluten Grenzen" ärztlichen Handelns, also bspw. auf den Sachverhalt, daß "(..) eine exakte Diagnose zu dem Ergebnis führt, daß beim gegebenen Stand der medizinischen Erkenntnisse und Verfahrensweisen keine wirksame Therapie möglich ist" (ders. 1951, S. 27). Die Explikation dieser absoluten Grenzen kann nun aber nicht Grundlage einer Strukturexplication darstellen.

Erst bei der Erörterung der dritten Problemlage streift er ein Handlungsfeld, welches die Basis für eine Strukturexplication abgeben kann: Innerhalb der absoluten Grenzen gäbe es noch einen "(..) sehr bedeutenden Bereich der Ungewißheit": "Wie in so vielen Situationen, die praktische Probleme aufwerfen, sind auch hier einige Ursachenzusammenhänge deutlich erkennbar und andere nicht. (..) Manchmal weiß man, daß bestimmte Faktoren eine relevante Wirkung ausüben, jedoch läßt sich nicht vorhersagen, ob, wann und wie diese Wirkung im konkreten Fall auftritt". Er fügt hinzu, daß dieser "Unsicherheitsbereich", der wesentlich durch die "Auswirkung psychischer Faktoren im Krankheitsgeschehen" bedingt sei, grundsätzlich nicht durch die "(..) modernen Möglichkeiten der Behandlung, durch welche diese Faktoren in der Therapie berücksichtigt werden können" (ibid.) eliminierbar sei.

Interpretiert man Parsons Bemerkungen dahingehend, daß zwischen dem 'konkreten Fall' und universalisiertem Diagnosewissen eine vom Erkenntniszuwachs der Medizin strukturell unabhängige Kluft besteht, die der Arzt mit Hilfe meist implizit bleibender, selten explizit ausformulierter 'Berufserfahrung' schließt, so käme man zu einer anspruchsvolleren Explikation der Struktur ärztlichen Handelns. Neben die Entscheidung nach "bestem Wissen und Gewissen" im Sinne universalisierter Regelanwendung träte dann ein Moment der "(..) über hermeneutisches Fallverstehen strukturgeneralisierend gewonnenen Einsicht", die Oevermann "(..) typologische Einsicht" (ders. 1981, S.12) genannt hat.

Es wurde demonstriert, wie man bei Parsons drei Ebenen der Betrachtung professionellen Handelns unterscheiden kann. Mertons Kritik an Parsons zielt nun auf die zweite Ebene, Er weist hier darauf hin, daß Parsons durch die "pattern variables" zur Explikation eindeutiger Handlungsorientierungen gezwungen wird, die für den Bereich des professionellen Handelns so nicht gültig sind:

"It is true that the practice of characterizing social roles only in terms of their dominant attributes does not exhaust the normative complexity of these roles. This is plainly the case, for example, when in the Parsonsian scheme the role of the physician in relation to the patient is represented in the formula of affective neutrality, functional specificity, universalism, performance-orientation and collectivity-orientation" (Merton 1963a, S.17). Am Beispiel "affective neutrality" hat Merton in "The Student Physician" formuliert: "The physician must be emotionally detached in his attitudes toward patients, keeping his 'emotions on ice' and not becoming 'overly identified' with patients. But: he must avoid becoming callous through excessive detachment, and should have compassionate concern for the patient" (Merton et.al. 1957a, S.74). Er folgert schließlich an anderer Stelle: "(..) it is only partly true that their role inquires them to be affectively neutral in their professional relations with patients. Rather, this aspect of the role (and, we repeat, not merely the concrete behavior of this or that physician) is more complex than that" (ders. 1963a, S.18). Merton deutet eine strukturelle Ebene an, auf welcher es um die Gleichzeitigkeit der widersprüchlichen Komponenten, und somit um "detached concern" (ibid.) geht.

Damit erschließt Merton Spannungsmomente auf der Ebene der Handlungsanforderungen an den einzelnen Arzt bzw. formuliert er den den Komplex "affective neutrality" als Problem, wie dies Weber bereits für den Bereich pflegeberuflichen Handelns tat. Daher läßt sich der Schluß ziehen: Webers und Mertons Beiträge zeichnen sich gegenüber Parsons manifester Modellvorstellung durch eine Sensibilität aus, die man als Denken in den Spannungsmomenten der Handlungsrealität selbst bezeichnen kann.

Im Anschluß an Weber, Parsons und den Beiträgen Mertons, die besonders "sociological ambivalence" in den unterschiedlichsten Bezügen, meist jedoch mit Bezug auf professionelles Handeln erörtern (vgl. Merton 1963a, 1957a und 1957b, 1960 und 1963b), kann weiterhin gefolgert werden: Geht man davon aus, daß in Parsons Arbeiten die dritte Ebene seiner Betrachtung praktisch eine Resultat teilnehmender Beobachtung ist, die er während seiner Studie praktizierte (vgl. dazu Parsons 1970b, S.11ff.), so findet sich bei Weber dazu eine direkte Parallele: Wurde in dieser Arbeit nachzuweisen versucht, daß Webers Deutung des Professorenhandelns und des pflegeberuflichen Handelns reichhaltig ist, so ist ähnliches für seine Deutung juristischen Handelns nachgewiesen worden (vgl. Seyfarth 1981). Für Max Weber war nun in allen drei Bereichen ein Verhältnis zum Gegenstandsbereich konstitutiv, welches man mit der Formel der Gleichzeitigkeit von Nähe und Distanz näher erfassen kann. Für alle drei Bereiche gilt, daß Weber

- wie beim juristischen Handeln oder dem Professorenberuf - direkte Berufserfahrungen aufweisen konnte, oder - wie beim Handeln der Krankenschwestern - zeitweilig Funktionen im Umkreis dieses Berufs wahrnahm. Gleichzeitig waren Webers Beziehungen zu diesen Handlungsfeldern jedoch zeitlich limitiert, oder - wie beim Professorenhandeln - so beschaffen, daß eine umstandslose Identifikation mit dem Beruf erschwert war.

Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß anspruchsvolle Studien über berufliches Handeln nur dann gewinnversprechend sein können, wenn die bei Weber bereits 'naturwüchsig' realisierte Regel befolgt wird, daß direkte Berufserfahrung oder zumindest eine längere Phase teilnehmender Beobachtung für professionstheoretische Studien unabdingbar ist. Webers Gelegenheitsdeutungen zum beruflichen Handeln von Juristen, Professoren und Krankenschwestern stehen damit in einer produktiven Tradition der Berufsanalyse: Zu denken ist an den thematisch etwas anders fokussierten Konsens des I. Deutschen Soziologentages, daß Rechtssoziologie nur der betreiben sollte, der selbst Jurist ist, sowie an die Studien der amerikanischen Berufssoziologie der Chicago-Schule oder an Mertons und Parsons Vorgehen bei ihren Arbeiten zum ärztlichen Handeln.

c.) Ausblick: Von der Multi- zur Simultanperspektivität. Zu Webers 'Verfahren' und 'theoretischem Modell' der Analyse professionellen Handelns

Die vorliegende Arbeit unternahm den Versuch, die bei Weber in "Wissenschaft als Beruf" ausformulierten konzeptuellen Hinweise zur professionstheoretischen Analyse eines beruflichen Handelns am materialen Bezugspunkt der Entwicklung des Professorenberufs im späten Kaiserreich zu entfalten. Abschließend sind drei Fragen zu beantworten: Wie sieht Webers Vorgehen im Umriss aus? Läßt sich daraus ein praktikables Verfahren der Analyse von Professionen im Sinne eines groben Schemas von Arbeitsschritten entwickeln? Enthält Webers Deutung so etwas wie ein theoretisches Modell der Analyse von Professionen? Eine Reflexion auf die Umrisse seines Vorgehens ergibt folgendes Bild:

Als ersten Analyseschritt unternimmt Weber eine Vortypisierung des Gegenstandsbereichs, wobei er zur ersten Orientierung sowohl statistisch aggregierte Daten heranzieht als auch vorläufige qualitative Typisierungen folgen läßt (s.o., S.24-26 und dort besonders die entsprechenden Anmerkungen 1 und 4).¹⁾

1) Dieses Verfahren ergänzend läßt sich der Zusatz anfügen, daß dabei durchaus 'Berufssteckbriefe' der Ausgangspunkt einer ersten Orientierung sein können. Vgl. den Hinweis auf die Arbeit von Ellwein (s.o., S.4, Anm.1) und auf das "Handbuch der Berufe" (s.o., S.24, Anm.2; weitere Hinweise für alle Berufe finden sich bei Molle (ders. 1965 und 1968) und bei Stooß (in: Seifert et.al. 1977)). Die umfangreichen, teils von den Arbeitsämtern herausgegebenen "Handbücher" stellen dabei insofern ein ständiges Hilfsmittel der Arbeit dar, als sie statistische Vergleichsdaten bieten und durch die mitgelieferten Berufsbeschreibungen eine Fundgrube für den Vergleich von Ausbildungsformen, Zulassungsregelungen etc. darstellen. Sind bereits in diesen Arbeiten mehr oder minder brauchbare Taxonomien und Vortypisierungen entwickelt, so stellt es ferner für eine im Weber'schen Sinne durchgeführte Arbeit eine Selbstverständlichkeit dar, sich die in der entsprechenden juristischen Literatur 'aufgespeicherte' Arbeit an begrifflicher Differenzierung zu Nutze zu machen (vgl. bspw.o., S.60f., Anm.3; für den Professorenberuf ist allgemein Flämig et.al. (diess. 1982/1 und 1982/2) hilfreich). Max Weber hat oft darauf hingewiesen, daß gerade juristische Literatur eine 'box of tools' für soziologische Begriffsbildung darstellen kann, und nicht zuletzt ist "Wirtschaft und Gesellschaft" auch deshalb ein unerschöpfliches Reservoir an Deutungsschemata, Typologien und Kasuistiken, weil Weber die Begriffs- bzw. Typisierungsanschulung juristischer Ausbildung genossen hat.

Als zweiter und dritter Schritt folgt dann bei Weber die Analyse der historischen Typik eines beruflichen Handelns in institutionen- und herrschaftstheoretischer Perspektive. Weber führt beide Dimensionen unabhängig voneinander ein. Sie liegen zum einen unverbunden nebeneinander, da sich entsprechende Argumentationsschwerpunkte bilden (s.o., S.26-66 und 67-91). Zum anderen läßt sich jedoch über Webers Argumentationspraxis sagen, daß er die Erörterung institutioneller Gegebenheiten mit der Diskussion der herrschaftlichen²⁾ Überformung von Phänomenen beruflichen Handelns eng verknüpft (s.o., S.65-66), und ferner aus handlungstheoretischer Perspektive gewonnene Einsichten in der Argumentationspraxis latent vorausgesetzt sind (s.o., S.65,88). Selbst dort aber, wo, wie bei der Diskussion um "Ehrengerichte", die Gleichzeitigkeit der Verknüpfung aller drei Dimensionen sichtbar gemacht werden konnte, blieb diese Verknüpfung bei Weber unexpliziert und war nur im Sinne einer Argumentationsvoraussetzung aufweisbar.

Als vierten Analyseschritt vollzieht Weber schließlich eine Strukturexplication des zu untersuchenden beruflichen Handelns (s.o., S.133-181)³⁾ Über Webers handlungstheoretische Perspektive läßt sich feststellen, daß ihr offenbar eine besondere Rolle zukommt, da die aus ihr gewonnenen Einsichten während der gesamten Analyse vorausgesetzt sind.

Rückt man das Problem der Abfolge und des Nebeneinanders der Perspektiven in den Mittelpunkt der Betrachtung, so lassen sich Fragen eines Verfahrens zur Analyse professionellen Handelns

2) Es ist zu differenzieren zwischen einer herrschaftstheoretischen Perspektive für den Bereich der Analyse von Problemlagen im Binnenraum der Profession und einer machttheoretischen Perspektive für die Problemlagen der Austauschbeziehungen zwischen "Profession" und "Gesellschaft", Letztere ist vor allem in Kapitel 4 und 5 behandelt worden.

3) Es ist hier der Zusatz wichtig, daß Weber in allen drei Analysedimensionen und während der gesamten Untersuchung grundsätzlich immer von den Situationsexplikationen der Beteiligten ausgeht. Er behandelt die im Alltag entstandenen Interpretationen als vorverstandene 'Deutungen'. Diese werden von ihm jedoch nicht einfach übernommen, sondern re-konstruiert, womit er gleichzeitig eine kritische Distanz zum Gegenstandsbereich gewinnt. Das Verfahren der produktiv-kritischen Anknüpfung an die Verstehensleistungen des Alltags zeigt sich bei Weber auf den unterschiedlichsten Ebenen; so etwa bei der Anknüpfung an den Dualismus "äußerer" und "innerer" Beruf; auf wieder andere Art und Weise ist es an der Auswahl jener Personen ersichtlich, deren Erfahrungen er zu einer Strukturexplication des Forschungshandelns nutzte (Ranké, Thering, Helmholtz waren alle als 'Forscherpersönlichkeiten' vortypisiert - s.o., S.144, Anm.7). Weber macht sich die autohermeneutischen Kompetenzen des Alltags auch dort zunutze, wo er bspw. den in der universitären Diskussionsöffentlichkeit oft benutzten Terminus des "Hasards" geradezu in den Mittelpunkt seiner Analyse stellt (s.o., S.34f., Anm.1; S.124, Anm.21 allgemein). Dieses letztgenannte Verfahren Webers nachbildend, wurde die Vorstellung vom Privatdozenten als "Braut" (s.o., S.38f.) und die in den Gelehrtenbriefwechseln immer wiederkehrende Idee von der "Geburt" der Gedanken (s.o., S.160-164) analysiert. Webers Argumentationspraxis enthält in dieser Hinsicht eine Sensibilisierung für die 'Schlüsselbegriffe' der Situationsdeutung des Alltags. Es läßt sich davon ausgehen, daß in diesen Schlüsselideen, -analogien etc. eine begrenzte Anzahl von 'Lesarten' verborgen ist, die einzelne auf je unterschiedliche Art und Weise realisieren. Diese Schlüsselvorstellungen wären dann phänomenal als Lakonismen zu begreifen, in welchen eine der Technik des Witzes analoge Verdichtung von Sinn vorliegt, die so zustande gekommene Kompression von Sinnschichten ist in der soziologischen Analyse rückgängig zu machen. Dabei gilt zu beachten, daß sich die autohermeneutischen Kompetenzen des Alltags immer in solchen 'Schlüsselvorstellungen' bewähren. Der Standpunkt des Alltags ist notwendigerweise der lakonischer Kürze. Goethe verglich die Gelehrten und ihre mit langen Fußnoten durchwobenen Abhandlungen einmal mit Zughunden, die, kaum nach dem sie richtig angezogen hätten, schon wieder an dieser oder jener Ecke halt machen würden, um sich zur Verrichtung der bedenklichsten Geschäfte anzuschicken. Zu solchem Gebaren fehlt im Alltag die Zeit.

diskutieren. – Angesichts der Vielschichtigkeit der Dimensionierung bei Weber soll künftig von Multiperspektivität gesprochen werden. (vgl. zu diesem Begriff Seyfarth 1984a). – Betrachtet man hingegen Webers Argumentationspraxis der gleichzeitigen Verknüpfung der Perspektiven, so geht es um das Problem eines theoretischen Modells der Analyse professionellen Handelns. – Wo Weber (latent) mit mehreren Perspektiven gleichzeitig arbeitet, soll künftig von Simultanperspektivität gesprochen werden. –

Man kann unter der Aufzählung der drei Dimensionen "Institution", "Herrschaft" und "Handeln" ein Set in sich unterschiedlich spezifizierbarer Möglichkeiten sozialwissenschaftlicher Bearbeitung von Phänomen beruflichen Handelns verstehen. Auf einer relativ unspezifischen Ebene läßt sich diese Trias als ein Optionenraster begreifen, mit dessen Hilfe man das Analysefeld perspektivisch vorstrukturieren kann, indem man sich entweder, wie es zumeist geschieht, überwiegend für die Dimension Institution oder Herrschaft oder Handeln entscheidet. Unter der Option für eine Dimension läßt sich jedoch nicht nur eine Selektionsleistung verstehen, mit deren Hilfe Wirklichkeitsaspekte einerseits besonders hervorgehoben, andererseits partiell aus der Betrachtung ausgesondert werden, meistens ist mit der Wahl einer bestimmten Perspektive zugleich die Verwendung einer Anzahl mehr oder minder elaborierter, dimensionsspezifischer Konzepte der Analyse verbunden.⁴⁾

Auf dieser Ebene läßt sich über Webers Ansatz sagen, daß alle drei Perspektiven gleichermaßen thematisch sind, und dies bereits einen Vorzug seiner Analyse gegenüber anderen Untersuchungen für den Bereich professionellen Handelns ausmacht. Denn für andere Arbeiten gilt mutas mutandis, daß sie faktisch so verfahren wie die Weber rezipierenden Autoren (s.o., S.5-6), welche seine Deutung für ihre 'institutionen-' oder 'herrschafts-' oder 'strukturtheoretischen' Absichten fruktifizieren, und damit Webers Analyse nur unter selektiven Gesichtspunkten wahrnehmen (für eine unter diesem Blickwinkel durchgeführte Sichtung einschlägiger Analysen vgl. man Seyfarth: ders. 1984a und 1984b).

Weber verfährt insofern integrativ, sein Verfahren ist multiperspektivisch angelegt. In dieser Arbeit mit mehreren Perspektiven ist aber nur dann ein Vorzug zu erblicken, wenn man nachweisen kann, daß die gängige Praxis der Konzeptualisierung den Gegenstand nicht nur auf selektive Art und Weise bearbeitet, sondern reduktiv behandelt. Wird dieser Nachweis nicht geführt, dann läßt sich Webers Verfahren bestenfalls als Perspektivenpluralismus begrüßen, man könnte es jedoch ebenso als einen folgenlosen, von einem diffusen Totalitätsgedanken bestimmten Eklektizismus der Perspektiven auffassen.

4) Mit überwiegend 'institutionentheoretischer' Perspektive operieren Arbeiten, die bspw. untersuchen ob, wann und wie sich eine hochspezialisierte, wissenschaftliche Ausbildung als Zugangsvoraussetzung für einen Beruf herausgebildet hat, welche Karrierestruktur vorliegt etc. (s.o., die Hinweise auf S.7, Anm.10). Es geht im wesentlichen um 'klassifikatorische' verfahren (Arbeit mit Merkmalslisten), die meist historisch orientiert sind, und dann die 'Verberuflichung' eines entsprechenden Zweckhandelns untersuchen. Es können dabei aber auch elaborierte system- und oder organisationstheoretische Perspektiven mit in Betracht gezogen werden (vgl. als Beispiel etwa Schluchter 1971b). Überwiegend 'herrschaftstheoretisch' orientiert sind Arbeiten, die bspw. die Erlangung eines Marktmonopols, die Entwicklung standardisierter Qualifikationsvoraussetzungen, und die Durchsetzung beruflicher Autonomie primär als Maximierungsstrategien zur Erlangung tendenziell als 'illegitim' geltender 'Privilegien' betrachten (vgl. bspw. Huerkamp 1985, Sarfatti-Larson 1979 aber auch Rüschemeyer 1973 und 1980). Die Dimension 'Handeln' rücken Arbeiten in den Mittelpunkt, die an einer Klärung der Struktur professionellen Handelns interessiert sind (so teilweise bei Merton, Parsons, Marshall, Oevermann, Seyfarth).

Um die Notwendigkeit von Webers Multiperspektivität zu vergegenwärtigen, ist es angebracht, sich über die Probleme eines theoretischen Modells der Analyse professionellen Handelns zu verständigen: Ein theoretisches Modell läßt sich als ein Hilfsmittel zur Theoriebildung auffassen. Es gibt ein Schema der Analyse an die Hand, welches gewährleisten soll, daß die für einen Phänomenbereich konstitutiven Variablen bei der Untersuchung so berücksichtigt werden, daß keine davon 'vergessen' wird. Dabei ist das Schema der Untersuchung von möglichen Beziehungen zwischen den einzelnen Variablen so zu konstruieren, daß der Einfluß einer bestimmten Variable nicht vorschnell eliminiert wird (vgl. König 1963, S.32f.).

Vereinfacht gesagt werden für professionstheoretische Analysen theoretische Modellannahmen dann wichtig, wenn es um die Frage nach Professionen als Strukturen beruflichen Handelns geht, welche ein hohes Maß an "Autonomie" und "Freiheit von Fremdkontrollen", "Monopollage des Leistungsangebots" bzw. "Marktkontrolle" und entsprechende "Privilegierungen" in sozialer und ökonomischer Hinsicht aufweisen (für Variationsmöglichkeiten solcher Aufzählungen vgl. man die Einzelbeiträge bei Conze/Kocka 1985).

Für die 'Erklärung' dieses Sachverhalts existieren, wiederum vereinfacht gesagt, zwei 'Modellannahmen' innerhalb der professionstheoretischen Diskussion: die 'strukturtheoretische' Perspektive einerseits, die Autonomie und Freiheit von Fremdkontrolle eher mit der Spezifik des Handelns in Verbindung zu bringen sucht, die 'machttheoretische' Orientierung andererseits, die vor allem bei der Untersuchung von historischen Prozessen der Professionalisierung zu dem Schluß gelangt, daß die entsprechende 'Autonomie' eher Ausdruck 'illegitimer' Monopolisierungsprozesse von sozialen, ökonomischen und Zertifizierungschancen darstellt (vgl. zur Diskussionslage die entsprechenden Hinweise bei McClelland 1985, Rüschemeyer 1973 und 1980, Seyfarth 1984a und 1984b).

Während man den 'strukturorientierten' ('funktionalistischen' etc.) Analysen teilweise nicht zu Unrecht vorwirft, daß sie nicht in der Lage sind, Probleme der Kontrolle professionellen Handelns zu thematisieren und sich zu stark an die von den Berufsverbänden selbst entworfenen 'strukturtheoretischen' Vordeutungen ihres Handelns anlehnen, zeigt sich die Schwäche der 'machtorientierten', 'historisch-kritischen' Perspektive (Johnson, Freidson, Sarfatti-Larson; Rüschemeyer) darin, daß sie einfach als bekannt voraussetzt was professionelles Handeln konstituiert. So spricht etwa Rüschemeyer von Berufen mit "(..) besonderer Wissensbefähigung" oder "Expertenberufen", womit er die Klärung der Struktur des Handelns durch die Präferenzierung der Dimension 'Wissen' vorschnell ausblendet (vgl. ders. 1980 und 1973), oder bei Sarfatti-Larson wird nur nach "(..) potentially emancipatory elements" (diess. 1979, S.613) innerhalb einer 'Ideologie' des sog. Professionalismus gesucht.

Demgegenüber deutet Weber dort, wo eine Simultanperspektivität seiner Argumentation nachweisbar ist, m.E. eine adäquate Strategie der Verknüpfung der Variablen für ein 'machtorientiertes' Modell an. Man könnte sagen, daß Weber darauf hinweist, daß ein Machttheoretiker in diesem Bereich sozusagen zugleich ein 'exzellenter' Strukturtheoretiker sein muß. Sein 'theoretisches Modell' enthält den Hinweis darauf, daß bei der Analyse professionellen Handelns "historisch-

kritische" Analysen wesentlich anspruchsvollere Modellannahmen zu machen gezwungen sind. Denn bei der adäquaten Konzeptualisierung kann die Strukturhypothese nicht einfach 'verworfen' werden, sondern der erste Schritt der Analyse besteht notwendigerweise in einem vorläufigen Primat der strukturtheoretischen Perspektive. Geschieht dies nicht, dann besteht die Gefahr, daß Problemlagen mit sachinadäquaten 'Rationalitätskriterien' bearbeitet werden, die den Gegenstand verfehlen.⁵⁾ Was über Webers Beitrag für eine adäquate Konzeptualisierung von "machtorientierten" Modellen gesagt wurde, gilt mit umgekehrtem Vorzeichen auch für "strukturorientierte" Modellannahmen, da Weber davon ausgeht, daß "(..) Herrschafts- und Handlungsstrukturen (..) in der Wirklichkeit ineinander über(gehen)" (Seyfarth 1984a, S.21).

Betrachtet man nun aus dem Blickwinkel von dem in Webers Argumentationspraxis chiffrierten 'Modell' sein Verfahren der Abfolge von Vortypisierung, Analyse institutioneller und herrschaftlicher Gegebenheiten und Explikation der Handlungsstruktur, dann muß eine Ergänzung hinzutreten. Die 'arbeitstechnisch' zu verstehende Schrittfolge läßt sich als ein praktikables Verfahren der Analyse von Berufswirklichkeit auffassen, da Weber die Strategie eines langsamen 'sich einarbeitens' vordemonstriert. Dabei hat Weber jedoch die Angabe eines fünften Analyseschritts vergessen, was gerade daran ersichtlich ist, daß die in seiner Argumentationspraxis aufgehobene Forderung nach einer systematischen Simultanperspektivität bei ihm nur teilweise, und wenn, dann nur auf 'intuitive' und latente Art und Weise realisiert wird. Dieser letzte Arbeitsschritt beinhaltet die Anweisung nach dem Abschluß der Explikation der Handlungsstruktur die Analyse unter einem vorläufigen Primat der strukturtheoretischen Perspektive von Neuem zu beginnen, und Schritt für Schritt den Versuch einer Verknüpfung der drei Perspektiven zu unternehmen. - Ob die Forderung nach systematischer Simultanperspektivität forschungspragmatisch sinnvoll ist und sich 'bewähren' könnte, dies kann hier nicht entschieden werden. Die Arbeit war gezwungen Webers Vorgehen zu folgen, und hatte demgemäß auch die 'Mängel' seines 'Ansatzes' **nachzuvollziehen**.

5) Was es heißt, möglicherweise mit sachinadäquaten 'Rationalitätskriterien' zu operieren, läßt sich am Beispiel der Diskussion der Privatdozentur veranschaulichen (s.o., S.34-43). Gemäß Webers Prinzip, von den Situationsdeutungen der Beteiligten auszugehen, in welchen unterschiedliche 'Lesarten' sachlicher Kriterien repräsentiert werden, wurde zuerst die Perspektive der Privatdozenten ("Hasard") eingenommen, wobei mit der Einführung der Typologie "Bewährung" versus "Prüfung" implizit eine Möglichkeit angedeutet war, die Maximierung der Kontingenzerfahrung zu 'reformieren' (Einführung von "Prüfungen"). Danach wurde jedoch die Position der Ordinarien dargestellt. Deren Situationsdeutung enthielt unterschiedliche Kriterien: 'sozialdarwinistische' und 'geistesaristokratische' Fehleinschätzungen standen relativ unvermittelt neben dem Strukturkriterium "Bewährung". Darin waren Einsichten über die Spezifik des Handelns enthalten, die das 'Verschulungsargument' ausschieden. Es war danach möglich, das Problem schließlich in der Perspektive Aufrechterhaltung von Handlungsfähigkeit in diesem 'System' (Heroisierung) und dahingehend zu bearbeiten, als nach den durch höhere Verweildauern entstandenen Problemlagen gefragt wurde. Die isolierte Berücksichtigung des Aspekts "Hasard" hätte einen vordergründig 'rationalen Reformvorschlag' zur Folge haben können, in welchem auf Grund des fehlenden Strukturkriteriums ein rtivialisiertes 'Modell' den Hintergrund der Beurteilung abgeben hätte.

ANHANG: Begriff und Terminus "Profession" bei Weber

So wie sich Weber nicht systematisch mit den Berufen beschäftigte, die heute zu den Professionen gezählt werden,¹⁾ spielt auch der Begriff der Profession bei ihm kaum eine nennenswerte Rolle; wo er ihn der amerikanischen und englischen Umgangssprache und Fachliteratur entlehnte, fungiert er eher als Terminus:

So berichtet er bspw. in seinem Vortrag "Der Sozialismus" bei der Darstellung des amerikanischen politischen Systems von seinen Gesprächen mit Arbeitern aus den Vereinigten Staaten:

"Wenn ich mit einem solchen Arbeiter zusammensaß und ihm sagte: Wie könnt ihr euch eigentlich von diesen Leuten /den alle vier Jahre neugewählten politischen 'Beamten'-M.S./ regieren lassen, die euch da in die Ämter hineingesetzt werden und die (..) selbstverständlich aus dem Amte soviel Geld machen, als nur möglich ist, wie könnt ihr euch von dieser korrupten Gesellschaft, die euch notorisch Hunderte von Millionen stiehlt, regieren lassen ?, so bekam ich gelegentlich die charakteristische Antwort, die ich wörtlich in ihrer Drastik wiedergeben darf: 'Das tut nichts, es ist genug Geld für das Stehlen da und es bleibt noch immer genug übrig zu Verdienen für andere - auch für uns. Auf diese 'professionals', auf diese Beamten speien wir, die verachten wir. Wenn aber eine examinierte studierte Klasse die Ämter einnimmt wie bei euch drüben - die speit auf uns" (1918a, S.496).

In der Hinduismus-Studie wird hingegen schon - wennauch beiläufig - mit latent analytischem Bezug von "(..) den Kommissaren, Aerzten, Redakteuren und Ingenieuren" als den "(..) 'gelernten' Berufen" gesprochen, wobei es sich offenbar um eine Übersetzung des gleichzeitig der Literatur entlehnten Begriffs "(..) 'learned professions'" handelt (vgl. GARS/II, S.76 und Anm.). An späterer Stelle der religionssoziologischen Studie heißt es dann wieder unspezifischer: "Die Bearbeiter des englischen Zensus unterscheiden mit Recht zwei Grundtypen von Kasten: 'tribal castes' und 'professional castes', Stammes- und Berufs-Kasten", oder es ist schließlich von "(..) Einkommen aus 'profession'" die Rede (GARS/II, S.98 und 115).

Daß Terminus und Begriff Profession bei Weber solch eine periphere Rolle spielen; ist dabei nicht weiter verwunderlich. Der Terminus 'Profession' wurde nur im Deutschland des 18. Jahrhunderts öfters gebraucht,²⁾ und im 19. und 20. Jahrhundert vollständig durch den des 'Berufes' verdrängt (vgl. Conze 1972, S.500-501). Auch in der frühen deutschen Soziologie scheint der Begriff als solcher relativ ungebräuchlich gewesen zu sein und wurde - von einigen Ausnahmen³⁾

1) Über die Ärzte ist dem Verfasser nur die nachfolgende Stelle aus der Religionssoziologie bekannt, die ein eher herrschaftstheoretisches Argument präpariert: "Oekonomisch war die Stellung der brahmanischen Priester eine ähnliche wie etwa die unserer 'Hausärzte'. Dem Grundsatz, daß man nicht ohne Not den einmal benützten Priester wechseln soll, - nach den alten Quellen wenigstens nicht innerhalb des gleichen Jahres, - entsprach der Schutz der 'jajmani'- (Kundschafts-) Beziehungen gegen die Konkurrenz anderer Brahmanen durch strenge Etikette, ebenfalls ähnlich wie sie unsere Aerzte, in ihrem Formalismus nicht selten zum Schaden des Patienten, im ständischen Interesse innezuhalten pflegen" (Gars/II, S.63). Er hat sich jedoch über die dem ärztlichen Handeln zugrundeliegenden Wertvorstellungen geäußert (vgl. 1919a, S.599 und Lepsius 1973). Eine Ausnahme stellen Webers Äußerungen zum juristischen Handeln dar (vgl. Ritzer 1981, Seyfarth 1981 und 1984a, Caesar-Wolf 1984).

2) In diesem Sinne ist bei Weber einmal vom "(..) Widerstand des in normalen Zeiten herrschenden Apparats der professionellen Politiker" gegenüber dem charismatischen Helden die Rede (WuG, S. 669).

3) Bei Leopold von Wiese wird der Begriff im Zusammenhang mit dem der "Institutionalisierung" erörtert (vgl. ders.: System der allgemeinen Soziologie; Berlin (3.Aufl.) 1933, S.33off.). Eine Wort- und Theoriesgeschichte für das Ende des 19. und den Beginn des 20. Jahrhunderts müßte dies jedoch näher untersuchen, dabei die Termini "freier", "höherer", "akademischer" und "liberaler" Beruf einbeziehen und die Renaissance berufsständischer Ordnungskonzepte beachten (vgl. zu letzterem den Literaturbericht bei Bilow 1934). Offenbar bürgerte sich der Terminus "Profession" im Zusammenhang mit der kritischen Erörterung der Entstehung der Berufsverbände ein (vgl. etwa Sombart 1931, S.29).

abgesehen - erst am Ende der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts aus der angelsächsischen Soziologie übernommen.⁴⁾

Auch Weber knüpft deshalb, wobei auch hier nur wenige Hinweise vorliegen, an den Begriff des 'Berufes' an. Wenn bei ihm von professionellen Berufen die Rede ist, so beziehen sich die Formulierungen entweder latent auf die Spezifik des Handelns oder aber auf die Ebene historischer Typik, wobei in unterschiedlicher Art und Weise institutionelle, soziale und herrschaftliche Aspekte mitthematisiert werden: So betont er, daß "(..) mit der Rationalisierung der politischen und ökonomischen Bedarfsdeckung das Umsichgreifen der Disziplinierung" die Bedeutung des "(..) individuell differenzierten Handelns" (WuG, S. 687) eingeschränkt werde, und erfäßt so mit einer relativ offen bleibenden Typisierung etwas vom Charakter professionellen Handelns (vgl. auch seine Formulierung "(..) individuelle Berufe"; WuG, S. 80). Strukturtypisierungen finden sich ferner dort, wo er bei der Erörterung politischen Handelns betont, daß der Minister nur "(..) formell" ein Beamter sei, und "(..) für ihn und nur für ihn allein keinerlei Fachbildungsqualifikation vorgeschrieben" sei, oder schließlich auf eine spezifische Art der "(..) Verantwortung" in diesem Beruf hinweist (GPS 2, S. 334f.). Ähnlich sind seine Differenzierungen zwischen Beamten- und professionellen Handeln zu verstehen (s.o., S. 143 und 149ff.), wie auch das 'sozialphilosophische' Begriffspaar "Fach-" und "Kulturmenschentum" in diese Richtung weist (vgl. dazu Seyfarth 1981, S. 209ff.).

Die historischen, institutionellen und herrschaftlichen Gegebenheiten thematisierend finden sich bei Weber Formulierungen wie jene, daß zum "(..) Gegenstand selbstständiger und stabiler Berufe (..) nur Leistungen (werden), welche ein Mindestmaß an Schulung voraussetzen" (WuG, S. 80), oder es wird betont: "Für alle Gestaltungen der Berufe ist schließlich wichtig: die ständische Gliederung mit den ständischen Chancen und Erziehungsformen, welche sie für bestimmte Arten gelernter Berufe schafft" (ibid.). Den Sonderstatus sozialer Schätzung anvisierend, zählt er die Professionen als "(..) mit bevorzugten Fähigkeiten oder bevorzugter Schulung ausgestattete 'freie Berufe' (Anwälte, Aerzte, Künstler)" zur "(..) positiv privilegierten Erwerbsklasse" (WuG, S. 178). Im Geschäftsbericht zum I. Deutschen Soziologentag wird von "(..) führenden Berufen" gesprochen, wobei er die Bemerkung anfügt, daß damit die Berufe gemeint seien, "(..) die man im üblichen Sinn - denn von etwas anderem als dem konventionellen Sinn kann die Soziologie nicht ausgehen - die 'führenden' nennt, die ökonomisch und politisch Führenden, der wissenschaftlich, literarisch, künstlerisch Führenden, der Geistlichen, der Beamten, der Lehrer, Unternehmer usw." (1910b, S. 447).

Obwohl die akademischen Berufe im 19. Jahrhundert als Modell der Realisierung einer 'liberalen' Berufsstratifikation galten, und demgemäß statt von "freien" auch von "liberalen" Berufen gesprochen wurde, nimmt dieser Terminus bei Weber nur eine periphere Rolle ein (s.o., S. 64, Anm. 6). Weber betonte angesichts der Entwicklung der "Examensbürokratien" (s.o., S. 42), daß bei der "(..) 'Auslese' der Qualifizierten aus allen sozialen Schichten" letztlich das "Bildungspatent" als "(..) Ahnenprobe" fungiere, und die durch Institutionalisierung von Prüfungen immer weiter vorangetriebene Ausdehnung der Ausbildungsdauer eine erneute Plutokratisierung der Ausbildung nach sich zöge (vgl. WuG, S. 576f.). - Gleichwohl war er von der 'liberalen'

4) vgl. dazu Hesse 1972, S. 150 (Anm. 111) und S. 30f.

Berufsidee durchdrungen. Er hat sie aber realistischerweise in der Typologie charismatischer Strukturen 'versteckt' (s.o., die entsprechenden Hinweise auf S. 46f.)

IV.

LITERATURVERZEICHNIS

Bei der Erstellung der Literaturliste wurden versehentlich einige Titel der mit Abkürzungen zitierten - und der Primärliteratur nicht aufgeführt. Die durch Markierungen angegebenen Lücken (*) verweisen auf Punkt 11 der Literaturliste, wo die entsprechenden Angaben vollständig nachgetragen sind.

8. Verwendete Abkürzungen

- AL 1 : DIE BURSCHENSCHAFT ALLEMANNIA ZU HEIDELBERG. EIN ALBUM HERAUSGEGEBEN ZUM 30-JÄHRIGEN STIFTUNGSFESTE UND 500-JÄHRIGEN UNIVERSITÄTSJUBILÄUM IM AUFTRAGE DES PHILISTERKOMITEES DER ALLEMANNIA VON DEM SCHRIFTFÜHRER DER PHILISTERKOMMISSION R. ROHMANN; BERLIN 1886
- AL 2 : ALLEMANNIA SEI'S PANIER ! Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum; Heidelberg 1906
- AL 3 : ALLEMANNIA 1856 - 1926; Schopfheim 1926
- AL 4 : 100 Jahre Allemannia zu Heidelberg. Als Manuskript gedruckt; Jever i. Oldbg. o.J. (1956)
- AL 5 : E.W. Wrede u. G. Bundesmann "125 Jahre Heidelberger Allemannia"; Heidelberg 1981
- AL 6 : 1861 - 1961. 100 Jahre süddeutsches Kartell in der Deutschen Burschenschaft. Ein Festbericht. Als Manuskript gedruckt; Schopfheim-Baden 1962
- GARS/I BIS III : M. Weber "Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie"; Tübingen 1976 (6. Aufl.). 3 Bände.
- GASSP : M. Weber "Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik"; Tübingen 1924
- GASWG : M. Weber "Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte"; Tübingen 1924
- *) GAWL : M. Weber "Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre"; Tübingen 1982 (5. Auflage)
- *) GPS 1 : M. Weber "Gesammelte Politische Schriften"; München 1921
- GPS 2 : M. Weber "Gesammelte Politische Schriften"; Tübingen 1971 (3., erneut verm. Aufl.)
- HLT/I : Verhandlungen des I. Deutschen Hochschullehrertages zu Salzburg im September 1907. Hg. von dem engeren Ausschuss für 1907/08; Straßburg 1908
- HLT/II : Zweiter Deutscher Hochschullehrertag zu Jena am 28. und 29. September (1908). Bericht, erstattet vom engeren geschäftsführenden Ausschuss; in: Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten Nr. 146, 18. Dezember 1908, S. 628-639.
- HLT/III : Verhandlungen des III. Deutschen Hochschullehrertages zu Leipzig am 12. und 13. Oktober 1909. Bericht erstattet vom engeren geschäftsführenden Ausschuss; Leipzig 1910
- HLT/IV : Verhandlungen des IV. Deutschen Hochschullehrertages zu Dresden am 12. und 13. Oktober 1911. Bericht erstattet vom geschäftsführenden Ausschuss; Leipzig 1912

- HLTV : VERHANDLUNGEN DES V. DEUTSCHEN HOCHSCHULEHRERTAGES ZU STRASSBURG AM 13. UND 14. OKTOBER 1913. BERICHT. ERSTATTET VOM GESCHÄFTSFÜHRENDEN AUSSCHUB; LEIPZIG 1914
- JB : M.WEBER "JUGENDBRIEFE (1876 - 1893). MIT EINER EINFÜHRUNG VON MARIANNE WEBER"; TÜBINGEN 1936
- LB : MARIANNE WEBER "MAX WEBER. EIN LEBENSBIOD"; HEIDELBERG 1951
- MW : "MAX WEBER. WERK UND PERSON. DOKUMENTE AUSGEWÄHLT UND EINGELEITET VON EDUARD BALMGARTEN"; TÜBINGEN 1964
- PE/I : M.WEBER "DIE PROTESTANTISCHE ETHIK I. EINE AUFSATZSAMMLUNG". Hg. VON J. WINCKELMANN; GÜTERSLOH 1979(5.AUFL.)
- PE/II : M.WEBER "DIE PROTESTANTISCHE ETHIK II. KRITIKEN UND ANTIKRITIKEN". Hg. VON J. WINCKELMANN; GÜTERSLOH 1982 (4.AUFL.)
- RS : M.WEBER "RECHTSZOLOGIE". Hg. UND EING. VON J. WINCKELMANN; NELWIED 1960
- WLG : M.WEBER "WIRTSCHAFT UND GESELLSCHAFT. GRUNDRIB DER VERSTEHENDEN SOZIOLOGIE". Hg. VON J.WINCKELMANN; TÜBINGEN 1976 (5. AUFL.)

9. Publikationen Max Webers

- 1889 : ZUR GESCHICHTE DER HANDELSGESELLSCHAFTEN IM MITTELALTER. NACH SÜDEUROPAÏSCHEN QUELLEN; STUTTGART
- 1890 A : REZ. VON A. VON KOSTANECKI "DER ÖFFENTLICHE KREDIT IM MITTELALTER"; IN: ZEITSCHRIFT FÜR DAS GESAMMTE HANDELSRECHT 37(1890), S.592-98.
- 1890 B : REZ. VON FR. CONZE "KAUF NACH HANSEATISCHEN QUELLEN"; IN: (WIE BEI 1890 A), S.268-271
- 1891 : DIE RÖMISCHE AGRARGESCHICHTE IN IHRER BEDEUTUNG FÜR DAS STAATS- UND PRIVATRECHT; STUTTGART
- 1892 A : ZUR RECHTFERTIGUNG GÖHRES; IN: DIE CHRISTLICHE WELT 6(1892), Sp.1104-1109
- 1892 B : DIE VERHÄLTNISSE DER LANDARBEITER IM OSTELBISCHEN DEUTSCHLAND; LEIPZIG
- 1892 C : "PRIVATENGLEITEN" ÜBER DIE LAGE DER LANDARBEITER. I.; IN: MITTEILUNGEN DES EVANGELISCH-SOZIALEN KONGRESSSES NR.4, 1.APRIL 1892, S.3-5
- 1892 D : "PRIVATENGLEITEN" ÜBER DIE LAGE DER LANDARBEITER. II.; IN: MITTEILUNGEN DES EVANGELISCH-SOZIALEN KONGRESSSES NR.5, 1.JUNI 1892, S.3-6
- 1892 E : "PRIVATENGLEITEN" ÜBER DIE LAGE DER LANDARBEITER. III.; IN: MITTEILUNGEN DES EVANGELISCH-SOZIALEN KONGRESSSES NR.7, 1.JULI 1892, S.1-5

- 1893 A : REZ. VON W. KAUFMANN "DAS INTERNATIONALE RECHT DER ÄGYPTISCHEN STAATSSCHULD"; IN: ZEITSCHRIFT FÜR DAS GESAMMTE HANDELSRECHT 43(1893), S. 595-97
- 1893 B : REZ. VON TH. FREIHERR VON DER GOLTZ "DIE LÄNDLICHE ARBEITERKLASSE UND DER PREUßISCHE STAAT"; IN: JAHRBUCH FÜR NATIONALÖKONOMIE UND STATISTIK 6(1893), S. 289-296
- 1893 C : REZ. VON SILVIO PEROZZI "PERPETUA CAUSA NELLE SERVITÙ PREDIALI ROMANE"; IN: ZEITSCHRIFT DER SAVIGNY STIFTUNG FÜR RECHTSGESCHICHTE. RÖM. ABT. 14(1893), S. 290-292
- 1893 D : ZWEI NEUE SCHRIFTEN ZUR LANDFRAGE IM OSTEN; IN: DAS LAND NR. 15 VOM 1.8. 1893, S. 231-232
- 1893 E : REFERAT "DIE LÄNDLICHE ARBEITERVERFASSUNG" UND DISKUSSIONSBEITRÄGE; IN: VERHANDLUNGEN DER AM 20. UND 21. MÄRZ 1893 IN BERLIN ABGEHALTENEN GENERALVERSAMMLUNG DES VEREINS FÜR SOZIALPOLITIK; BERLIN, S. 62-86, 128-133, 215-216.
- 1893 F : DIE EVANGELISCH-SOZIALEN KURSE IN BERLIN IM HERBST DIESES JAHRES; IN: DIE CHRISTLICHE WELT 7(1893) NR. 32, S. 766-768
- 1893 G : DIE ERHEBUNG DES EVANGELISCH-SOZIALEN KONGRESSES ÜBER DIE VERHÄLTNISS DER LANDARBEITER IM OSTEN; IN: DIE CHRISTLICHE WELT 7(1893) NR. 23, S. 535-540
- 1894 A : DIE DEUTSCHEN LANDARBEITER (KORREFERAT); IN: BERICHT ÜBER DIE VERHANDLUNG DES V. EVANGELISCH-SOZIALEN KONGRESSES (FRANKFURT/MAI 1894); BERLIN, S. 61-82.
- 1894 B : REZ. VON ANGELO SRAFFA "STUDI DI DIRITTO COMMERCIALE" UND "LA LIQUIDAZIONE DELLE SOCIETÀ COMMERCIALI"; IN: ZEITSCHRIFT FÜR DAS GESAMMTE HANDELSRECHT 42(1894), S. 314-320
- 1894 C : REZ. VON B. LEHMANN "DIE RECHTSVERHÄLTNISS DER FREMDEN IN ARGENTINIEN"; IN: ZEITSCHRIFT FÜR DAS GESAMMTE HANDELSRECHT 42(1894), S. 330f.
- 1894 D : REZ. VON O. THORSCH "MATERIALIEN ZU EINER GESCHICHTE DER ÖSTERREICHISCHEN STAATSSCHULDEN"; IN: ZEITSCHRIFT FÜR DAS GESAMMTE HANDELSRECHT 42(1894), S. 326f.
- 1894 E : DIE BÖRSE; IN: GASSP, S. 256-322
- 1894 F : ARGENTINISCHE KOLONISTENWIRTSCHAFTEN; IN: DEUTSCHES WOCHENBLATT 7(1894), S. 20-22 UND 57-59
- 1894 G : REZ. VON VINOGRADOFF "VILLAINAGE IN ENGLAND"; IN: ZEITSCHRIFT DER SVIGNY STIFTUNG FÜR RECHTSGESCHICHTE. GERM. ABT. 15(1894), S. 187-192
- 1894 H : WAS HEIßT CHRISTLICH-SOZIAL? (REZ. VON FR. NAUMANN "GES. AUF."); IN: DIE CHRISTLICHE WELT 8(1894), SP. 472-477
- 1894 I : MONOGRAPHIEN VON LANDGEISTLICHEN ÜBER DIE LAGE DER LANDARBEITER; IN: SOCIALPOLITISCHES CENTRALBLATT III(1894), S. 101-103
- 1894 J : ZUM PREßSTREIT ÜBER DEN EVANGELISCH-SOZIALEN KONGREß; IN: DIE CHRISTLICHE WELT 8(1894) NR. 28, SP. 668-673
- 1895 A : "RÖMISCHES" RECHT UND "DEUTSCHES" RECHT; IN: DIE CHRISTLICHE WELT 9(1895) NR. 22, SP. 521-525

- 1895 B : REZ. VON K. GROEBER "DIE BAUERNBEFREIUNG UND DIE AUFLÖSUNG DES GRUNDHERRLICH-BÄUERLICHEN VERHÄLTNISSSES"; IN: HISTORISCHE ZEITSCHRIFT 75(1895), S.143-146
- 1895 C : DER NATIONALSTAAT UND DIE VOLKSWIRTSCHAFTSPOLITIK; IN: GPS 1, S.7-30
- 1895 D : DIE ERGEBNISSE DER DEUTSCHEN BÖRSENGULETE (I); IN: ZEITSCHRIFT FÜR DAS GESAMMTE HANDELSRECHT 43(1895), S.83-219
- 1896 : REZ. VON DR. VALLENTIN "WESTPREUßEN SEIT DEN ERSTEN JAHRZEHNTEEN DIESES JAHRHUNDERTS"; IN: HISTORISCHE ZEITSCHRIFT 76(1896), S.308f.
- 1897 : DISKUSSIONSBEITRAG ZUM VORTRAG VON K. OLDENBURG "ÜBER DEUTSCHLAND ALS INDUSTRIESTAAT"; IN: VERHANDLUNGEN DES VIII. EVANGELISCH-SOZIALEN KONGRESSSES (LEIPZIG/JUNI 1897); GÖTTINGEN, S.105-113, 122-23.
- 1900 : VORBEMERKUNG ZU W. ABELSDORFF "BEITRÄGE ZUR SOZIALSTATISTIK DER DEUTSCHEN BUCHDRUCKER"; TÜBINGEN/LEIPZIG; S.VII-IX
- 1902 : REZ. VON P. LOTMAR "DER ARBEITSVERTRAG"; IN: ASSP 17(1902), S.723-734
- 1903 : ROSCHER UND KNIES UND DIE LOGISCHEN PROBLEME DER HISTORISCHEN NATIONAL-ÖKONOMIE (I.); IN: GAWL, S.1-42
- 1904 A : DIE "OBJEKTIVITÄT" SOZIALWISSENSCHAFTLICHER UND SOZIALPOLITISCHER ERKENNTNIS; IN: GAWL, S.147-214
- 1904 B : GELEITWORT (DER HERAUSGEBER ZUM ÜBERGANG DES ASSP AUF DIE NEUEN HERAUSGEBER W. SOMBART, M. WEBER U. E. JAFFÉ); IN: ASSP 19(1904), S.I-VII
- 1904 C : KAPITALISMUS UND AGRARVERFASSUNG; IN: ZEITSCHRIFT FÜR DIE GESAMTE STAATSWISSENSCHAFT 108(1902), S.431-452
- 1904 D : AGRARSTATISTISCHE UND SOZIALPOLITISCHE BETRACHTUNGEN ZUR FIDEIKOMMIß-FRAGE IN PREUßEN; IN: GASSP, S.323-393
- 1905 A : ROSCHER UND KNIES UND DIE LOGISCHEN PROBLEME DER HISTORISCHEN NATIONAL-ÖKONOMIE (II.); IN: GAWL, S.42-105
- 1905 B : REDAKTIONELLE BEMERKUNG ZU VORSTEHENDEM AUFSATZ (G. COHN "ÜBER DEN WISSENSCHAFTLICHEN CHARAKTER DER NATIONALÖKONOMIE"); IN: ASSP 20(1905), S.479f.
- 1906 A : /ERKLÄRUNG GEGEN DIE PREUßISCHE SCHULVORLAGE/; IN: PÄDAGOGISCHE ZEITUNG 35(1906) NR.32, S.264

- 1906 B : ROSCHER UND KNIES UND DIE LOGISCHEN PROBLEME DER NATIONALÖKONOMIE(III.);
IN: GAWL, S.105-145
- 1906 C : KRITISCHE STUDIEN AUF DEM GEBIET DER KULTURWISSENSCHAFTLICHEN LOGIK; IN:
GAWL, S.215-290
- 1906 D : ZUR LAGE DER BÜRGERLICHEN DEMOKRATIE IN RUSSLAND; IN: GPS 2, S.33-68
- 1907 A : R. STAMMLER'S "ÜBERWINDUNG" DER MATERIALISTISCHEN GESCHICHTSAUFFASSUNG;
IN: GAWL, S.291-383
- 1907 B : KRITISCHE BEMERKUNGEN ZU DEN VORSTEHENDEN "KRITISCHEN BEITRÄGEN"; IN:
ASSP 25(1907), S.243-249

1908 A : DER FALL BERNHARD; IN: FRANKFURTER ZEITUNG, 52.JG., NR.168, 18.6.1908,
1. MORGENBLATT, S.1

1908 B : DER "FALL BERNHARD" UND PROFESSOR DELBRÜCK; IN: FRANKFURTER ZEITUNG,
52.JG., NR. 190, 4. MORGENBLATT, S.1

1908 D : DIE LEHRFREIHEIT DER UNIVERSITÄTEN I BIS III; IN: SAALE - ZEITUNG,
NR.553, 25.11.1908, MORGENAUSGABE; NR.554, 25.11.1908, ABENDAUSGABE;
NR.558, 27.11.1908, ABENDAUSGABE

1908 E : DIE SOGENANNTEN "LEHRFREIHEIT" AN DEN DEUTSCHEN UNIVERSITÄTEN; IN:
FRANKFURTER ZEITUNG 53.JG., NR.262, 20.9.1908, 5. MORGENBLATT

1908 F : SOZIALDEMOKRATEN IM AKADEMISCHEN LEHRAMT; IN: HOCHSCHUL-NACHRICHTEN,
19(1908) NR.2, H.218, S.45

1908 G : DISKUSSIONSBEITRÄGE ZUM II. DEUTSCHEN HOCHSCHULLEHRERTAG; IN:
HLT/II, S.634-635

1908 H : METHODOLOGISCHE EINLEITUNG FÜR DIE ERHEBUNGEN DES VEREINS FÜR
SOZIALPOLITIK ÜBER AUSLESE UND ANPASSUNG DER INDUSTRIEARBEITERSCHAFT;
IN: GASSP, S.1-60

1908 I : DIE GRENZNUTZENLEHRE UND DAS "PSYCHOPHYSISCHE GRUNDGESETZ"; IN: GAWL,
S.384-399

1908 I : BEMERKUNGEN ZU DER VORSTEHENDEN "REPLIK"; IN: ASSP 26(1908), S.275-283

*)

1909 A : DIE LEHRFREIHEIT DER UNIVERSITÄTEN; IN: HOCHSCHUL-NACHRICHTEN 19(1909),
NR.4, HEFT 220, S.89-91

1909 B : REZ. VON A.WEBER "DIE AUFGABEN DER VOLKSWIRTSCHAFTSLEHRE ALS WISSEN-
SCHAFT"; IN: ASSP 29(1909), S. 615-620

1909 C : ZUM HOCHSCHULLEHRERTAGE; IN: FRANKFURTER ZEITUNG, 54.JG., NR.290,
19.10.1909, 1. MORGENBLATT

1909 D : REZ. VON FR. ELLENBURG "DIE ENTWICKLUNG DER UNIVERSITÄT LEIPZIG
IN DEN LETZTEN HUNDERT JAHREN"; IN: ASSP 29(1909), S. 672-675

- 1909 E : PROFESSOR EHRENBURG; IN: FRANKFURTER ZEITUNG, 54.Jg.,Nr.291 vom 20.10. 10
1909, S.1-2
- 1909 F : DEBATTENREDE AUF DER TAGUNG DES VEREINS FÜR SOZIALPOLITIK IN WIEN ZU DEN VERHANDLUNGEN ÜBER "DIE WIRTSCHAFTLICHEN UNTERNEHMUNGEN DER GEMEINDEN"; IN: GASSP, S.412-425
- 1909 G : "ENERGETISCHE" KULTURTHEORIEN; IN: GAWL, S.400-426
- 1909 H : ZUR METHODIK SOZIALPSYCHOLOGISCHER ENQUÊTES UND IHRER BEARBEITUNG; IN: ASSP 29(1909), S.949-958
- 1909 I : ZUR PSYCHOPHYSIK DER INDUSTRIELLEN ARBEIT; IN: GASSP, S.61-255

*)

- 1910 A : DISKUSSIONSBEITRÄGE ZUM III. DEUTSCHEN HOCHSCHULLEHRERTAG; IN: HLT/III, 11
S.6, 16-17, 20-21, 41-42, 47
- 1910 B : GESCHÄFTSBERICHT UND DISKUSSIONSBEITRÄGE ZUM I. DEUTSCHEN SOZIOLOGENTAG IM OKTOBER 1910 IN FRANKFURT; IN: GASSP, S.431 - 483 12
- 1910 C : ANTIKRITISCHES ZUM "GEIST" DES KAPITALISMUS; IN: ASSP 30(1910), S.176-202
- 1911 A : EINE DUELLFORDERUNG AN DER HEIDELBERGER UNIVERSITÄT; IN: HEIDELBERGER TAGEBLATT, 29. Jg., Nr.7, 9.1.1911, S.4 13
- 1911 B : ZUR AFFÄRE DR. RUGE, PROFESSOR WEBER; IN: HEIDELBERGER TAGEBLATT, 29.Jg., Nr.11, 13.1.1911 14
- 1911 C : EIN VOTUM ZUR UNIVERSITÄTSFRAGE; IN: VOLKSSTIMME. SOZIALDEMOKRATISCHES ORGAN FÜR SÜDWESTDEUTSCHLAND, 22.Jg., Nr.146, 26.6.1911, S.1 15
- 1911 D : DEUTSCHER HOCHSCHULLEHRERTAG; IN: HEIDELBERGER ZEITUNG, 53.Jg., Nr.246, 20.10.1911, 1. BLATT, S.1 16
- 1911 E : PROFESSOR MAX WEBER-HEIDELBERG ÜBER SEINE REDE AUF DEM DEUTSCHEN HOCHSCHULLEHRERTAG ZU DRESDEN; IN: TÄGLICHE RUNDschau, 31.Jg., Nr.497, 22.10. 1911, 2. BEILAGE, S.2-3 17
- 1911 F : DIE HANDELSHOCHSCHULEN. EINE ENTGEGNUNG; IN: BERLINER TAGEBLATT, 40.Jg., Nr.548, 27.10.1911, MORGENAUSGABE, S.1 18
- 1911 G : MAX WEBER ÜBER DAS "SYSTEM ALTHOFF"; IN: FRANKFURTER ZEITUNG, 56.Jg., Nr.298, 27.10.1911, ABENDBLATT, S.2-3 18
- 1911 H : DIE REVERSE DES KULTUSMINISTERIUMS; IN: VOSSISCHE ZEITUNG, Nr.539, 28.10. 1911, S.2 20
- 1911 I : DIE PREUBISCHE UNTERRICHTSVERWALTUNG UND PROF. MAX WEBER-HEIDELBERG; IN: BADISCHE LANDESZEITUNG, Nr.504, 28.10.1911 21
- 1911 J : DIE "REVERSE" DES KULTUSMINISTERIUMS; IN: VOSSISCHE ZEITUNG, Nr.547, 1.11. 1911, S.2, Sp.3 22
- 1911 K : MAX WEBER UND DAS SYSTEM ALTHOFF; IN: TÄGLICHE RUNDschau, 31.Jg., Nr.519, 4.11.1911, MORGENAUSGABE, ERSTE BEILAGE, S.1-2 23

- 1911 L : PROFESSOR WEBER ÜBER DAS SYSTEM ALTHOFF; IN: TÄGLICHE RUNDSCHAU 31. Jg., Nr. 519, 4. 11. 1911, MORGENAUSGABE, ERSTE BEILAGE, S. 1-2 26
- 1911 M : DENKSCHRIFT AN DIE HANDELSHOCHSCHULEN BETR. DIE ÄUßERUNGEN AUF DEM IV. HOCHSCHULLEHRERTAG/. HEIDELBERG, DEN 7. NOVEMBER 1911 (MAX WEBER ARCHIV MÜNCHEN UND GENERALLANDESARCHIV KARLSRUHE) 25
- 1911 N : NOCHMALS WEBER - ALTHOFF; IN: TÄGLICHE RUNDSCHAU, 31. Jg., Nr. 528, 9. 11. 1911, ABENDAUSGABE, ZWEITE BEILAGE 26
- 1911 O : DIE UNIVERSITÄT; IN: FRANKFURTER ZEITUNG VOM 27. 6. 1911, Nr. 176, DRITTES MORGENBLATT 27
- 1911 P : DISKUSSIONSBEITRAG AUF DER TAGUNG DES VEREINS FÜR SOZIALPOLITIK IN NÜRNBERG ("PROBLEME DER ARBEITERPSYCHOLOGIE"); IN: GASSP, S. 424-430
- 1911 Q : (GEDENKREDE AUF GEORG JELLINEK; IN: R. KÖNIG UND J. WINKELMANN (Hg.) MAX WEBER ZUM GEDÄCHTNIS; KÖLN/OPFADEN 1963, S. 13-17
- *)
- 1912 : DISKUSSIONSBEITRÄGE AUF DEM IV. HOCHSCHULLEHRERTAG ZU DRESDEN AM OKTOBER 1911; IN: HLT/IV, S. 66-77, 85-86. 28
- 1913 A : ÄUßERUNGEN ZUR WERTURTEILSDISKUSSION IM AUSSCHUß DES VEREINS FÜR SOZIALPOLITIK; IN: MW, S. 83-120
- 1913 B : ÜBER EINIGE KATEGORIEN DER VERSTEHENDEN SOZIOLOGIE; IN: GAWL, S. 427-488
- 1914 A : EINE ERKLÄRUNG VON MAX WEBER; IN: FRANKFURTER ZEITUNG 58(1914), NR. 181 VOM 2. JULI 1914 (ABENDBLATT)
- 1914 B : REDAKTIONELLES NACHWORT (ZU: ARTHUR SALZ "IN EIGENER SACHE" IM SELBEN BAND, S. 527 FF.); IN: ASSP 38(1914)2, S. 539-550
- 1914 C : / ERFAHRUNGSBERICHTE ÜBER LAZARRETTVERWALTUNG /; IN: MAX WEBER GESAMTAUSGABE I/15: ZUR POLITIK IM WELTKRIEG. SCHRIFTEN UND REDEN 1914-1918; TÜBINGEN 1984, S. 23-48
- 1915 A : ZU DEM REDAKTIONELLEN GELEITWORT IM MÄRZHEFT 1914 (S. 539 F.) GEGEN HERRN PROF. DR. SANDER IN PRAG; IN: ASSP 39(1915)1, S. 231-252
- 1915 B : / ZWISCHEN ZWEI GESETZEN /; IN: MAX WEBER GESAMTAUSGABE I/15: ZUR POLITIK IM WELTKRIEG. SCHRIFTEN UND REDEN 1914-1918; TÜBINGEN 1984, S. 93-98
- 1916 A : ZUR ERKLÄRUNG DER PRAGER RECHTS- UND STAATSWISSENSCHAFTLICHEN FAKULTÄT Bd. 39, S. 567; IN: ASSP 41(1916)3, S. 927-928
- 1916 B : DER BERLINER PROFESSOREN-AUFRUF; IN: FRANKFURTER ZEITUNG, 61. Jg., Nr. 207, 28. 7. 1916, 1. MORGENBLATT/ABENDBLATT, S. 3 29

- 1917 A : DER SINN DER "WERTFREIHEIT" DER SOZIOLOGISCHEN UND ÖKONOMISCHEN WISSENSCHAFTEN; IN: GAWL, S.489-540
- 1917 B : EINE KATHOLISCHE UNIVERSITÄT IN SALZBURG; IN: FRANKFURTER ZEITUNG 61.Jg.,Nr.128,10.5.1917,1.MORGENBLATT 30
- 1917 C : WAHLRECHT UND DEMOKRATIE IN DEUTSCHLAND; IN: (WIE BEI 1915 B),S. 344-396
- 1918 A : DER SOZIALISMUS. REDE ZUR ALLGEMEINEN ORIENTIERUNG VON ÖSTERREICHISCHEN OFFIZIEREN; IN: GASSP, S.492-518
- 1918 B : PARLAMENT UND REGIERUNG IM NEUGEORDNETEN DEUTSCHLAND. ZUR POLITISCHEN KRITIK DES BEAMTENTUMS UND PARTEIWESENS; IN: (WIE BEI 1915 B), S. 421-496
- 1919 A : WISSENSCHAFT ALS BERUF; IN: GAWL, S.582-613 31
- 1919 B : PROFESSOR MAX WEBER UND DAS COLLEURSTUDENTENTUM; IN: HEIDELBERGER NEUESTE NACHRICHTEN, Nr. 22, 27.1.1919, S.2 32
- 1919 C : / AUSTRIITSERKLÄRUNG AUS DER BURSCHENSCHAFT ALLEMANNIA VOM 17. OKTOBER 1918 / ; IN: 12. KRIEGSBERICHT DER BURSCHENSCHAFT ALLEMANNIA ZU HEIDELBERG, FEBRUAR 1919 33
- 1919 D : / BEITRAG /; IN: DAS GYMNASIUM UND DIE NEUE ZEIT. FÜRSPRACHEN UND FORDERUNGEN FÜR SEINE ERHALTUNG UND SEINE ZUKUNFT; LEIPZIG UND BERLIN, S.133-134
- 1919 E : POLITIK ALS BERUF; IN: GPS 2, S.505-560
- 1920 : DIE DEMONSTRATIONEN IN DER UNIVERSITÄT; IN: MÜNCHNER NEUESTE NACHRICHTEN 73.Jg., Nr.32, 23.1.1920, ABENDAUSGABE 34

10. Sekundärliteratur

- Albertin, Lothar 1953: Nationalismus und Protestantismus in der österreichischen Los-von-Rom-Bewegung um 1900; Köln (Diss.)
- Altmann, F. 1900: Aerztliche Ehrengerichte und aerztliche Standesorganisationen in Preußen; Berlin
- Amira, Karl von 1908: Die Stellung des akademischen Lehrers zur Freiheit in Forschung und Lehre; in: Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten vom 9. Juli 1908, Nr. 8, S. 73-77
- Ammon, Otto 1893: Die natürliche Auslese beim Menschen; Jena
- Andernach, Norbert 1970: Der Einfluß der Parteien auf das Hochschulwesen in Preußen; Göttingen
- Anger, H. 1960: Probleme der deutschen Universitäten. Bericht über eine Erhebung unter Professoren und Dozenten; Tübingen

- Anonym 1895: Akademische Freiheit ?; in: Ethische Kultur 3(1895),S.3-5
- " 1896: Unser Programm; in: Akademische Rundschau 1(1896),S.1-4
- " 1908: (Zuschrift zum Fall Bernhard); in: Berliner Tageblatt vom 8. Juli 1908,Nr.342 (Morgenausgabe)
- Anschütz,G. 1957: Aus der juristischen Fakultät nach der Jahrhundertwende; in: Ruperto-Carola 21(1957),S.35-43
- Arndt, Ernst Moritz 1815: Über den deutschen Studentenstaat; in: ders. Schriften für und an seine Lieben Deutschen.Teil 2; Leipzig 1845,S.235-292
- Arons,Leo 1900: Die Actenstücke des Disciplinarverfahrens gegen den Privatdozenten Dr. Arons; Berlin
- Bab,julius 1921: Fortinbras oder der Kampf des 19. Jahrhunderts mit dem Geiste der Romantik; Berlin
- Bahnsen,K. et.al. 1975: Student und Hochschule im 19. Jahrhundert; Göttingen
- Baumgarten,Eduard 1963: Zustand und Zukunft der deutschen Universität; Tübingen
- Bekker, Ernst Immanuel 1869: Von Deutschen Hochschulen;Berlin
- Bekker, Ernst Immanuel 1892: Ernst und Scherz über unsere Wissenschaft; Leipzig
- Ben-David, Joseph 1971: The Scientist's Role in Society; Englewood Cliffs
- " 1972a: The Profession of Science and its Power; in: Minerva 10(1972),362-83
- " 1972b: Science and the University-System; in: Int. Rev. of Educ. 18(1972),S.44-60
- " 1974 : Review Essay: Max Weber in Universities; in: Am. Journ. of Soc. 80(1974/75),S.1463-1468
- " 1976: Science as a Profession and Scientific Professionalism; in: J.J.Loubser et. al. (Eds.): Explorations in General Theory in Social Science (FS T.Parsons); New York/London, S.874-888(vol.2)
- " 1977: Centers of Learning: Britain,France,Germany,United States; New York
- Bendix,R. 1970: Der Einzelne und die Gesellschaft: gestern, heute, morgen; in: W.Hochkeppel(Hg.) Soziologie zwischen Theorie und Empirie; München,S.97-113
- " 1972: Der Glaube an die Wissenschaft; Konstanz
- " 1982: Freiheit und historisches Schicksal.Heidelberger Max Weber -Vorlesungen; Frankfurt
- Berg, Gunther 1968: Leopold von Ranke als akademischer Lehrer; Göttingen
- Berlant, J.L. 1975: Profession and Monopoly; Berkeley
- Bernhard, Georg 1908: Der Fall Bernhard; in: Plutus vom 20. Juni 1908,S.493ff.
- " 1911a: Kollegiangelder; in: Plutus vom 18. Februar 1911,S.119ff.
- " 1911b: Herr Prof. Sering; in: Plutus vom 25. Februar 1911,S.150ff.
- " 1911c: Berliner Professoren; in: Plutus vom 27. Mai 1911,S.394ff.

- Bernhard, Ludwig 1912a: Antwort an Herrn Dr. L. Brentano; in: Frankfurter Zeitung vom 5.5.1912, Nr. 124
- " 1912b: Bernhards Schlußwort; in: Frankfurter Zeitung vom 25.5.1912, Nr. 144
- " 1930: Akademische Selbstverwaltung in Frankreich und Deutschland; Berlin
- Bernheim, Ernst 1898: Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart; Berlin
- Bernsdorf, W./Eisermann, G. (Hg.) 1959: Die Einheit der Sozialwissenschaft. F. Eulenburg zum Gedächtnis; Stuttgart
- Biermann, G. (Hg.) 1922: Briefwechsel zwischen W. Roscher und G. Schmoller; Leipzig
- Biermann, Johannes (Hg.) 1907: Rudolf von Ihering. Briefe und Erinnerungen; Berlin
- Biermer, Manfred 1903: Die Rechtsverhältnisse der deutschen Universitätsprofessoren; Gießen
- " 1908a: Der 'Fall Bernhard'; in: Berliner Tageblatt vom 14. Juni (nr. 298)
- " 1908b: Der 'Fall Bernhard' (Fortsetzung); in: Berliner Tageblatt vom 16. Juni (Nr. 301)
- " 1908c: Zuschrift zum Fall Bernhard; in: Berliner Tageblatt vom 16. Juni (Nr. 301)
- Biermann, W.E. (Hg.) 1922: Briefwechsel zwischen W. Roscher und G. Schmoller; Greifswald
- Boehm, L. 1975: Das Hochschulwesen in seiner organisatorischen Entwicklung; in: M. Spindler (Hg.) Handbuch der bayrischen Geschichte. Bd. II, S. 815-835; Bd. III/ImS. 644-678; Bd. IV/2, S. 995. 1036; München
- " 1978: Universitäre Wissenschaftsorganisation und gesellschaftliche Bildungspostulate; in: R. Schmitz (Hg.) Wissenschaft und Gesellschaft; Stuttgart/Freiburg, S. 61-72
- Boese, Franz 1939: Geschichte des Vereins für Sozialpolitik 1872-1932; Berlin
- Bornhak, Conrad 1901: Die Rechtsverhältnisse der Hochschullehrer in Preußen; Berlin
- Bornhak, Conrad 1908: Socialdemokraten im akademischen Lehramte; in: Hochschul-Nachrichten XIX (1908) Nr. 1, S. 1-2
- Bourdieu, P./Passeron, J. Cl. 1971: Die Illusion der Chancengleichheit; Stuttgart
- Brakelmann, Günther 1971: Das "Heilige evangelische Reich deutscher Nation"; in: Evangelische Kommentare 4 (1971), S. 11-15
- Brandt, Hans Jürgen 1981: Eine katholische Universität in Deutschland? Das Ringen der Katholiken in Deutschland um eine Universitätsbildung im 19. Jahrhundert; Köln/Wien
- Braubach, Max 1965: Aus Briefen Karl Bpüchers an Aloys Schulte; in: O. Brunner et. al. (Hg.): FS H. Aubin zum 80. Geburtstag. Bd. 1; Wiesbaden, S. 375-402
- Brauer, Ludolph (Hg.) 1930: Forschungsinstitute. Ihre Geschichte, Organisation und Ziele; 2 Bde. Hamburg
- Breitscheid, Rudolf 1908: Polizeistaat und Gelehrtenrepublik; in: Das Blaubuch 3 (1908), S. 763-68
- Brentano, Lujo 1907a: Eine Professorengewerkschaft; in: Berliner Tageblatt vom 7. Juni 1907, Nr. 283, Morgenausgabe
- " 1907b: Der erste deutsche Hochschullehrertag; in: Berliner Tageblatt vom 18. September 1907, Nr. 474, Morgenausgabe

- Brentano, Lujo 1908a: Der akademische Nachwuchs; in: Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten, Nr. 36 (11. August), S.337-342
- " 1908b: Erwiderung (zu Eulenburg 1908a); in: Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten, Nr. 66 (16. September), S.616-618
- " 1908c: Erwiderung (zu Eulenburg 1908b); in: Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten, Nr. 87 (10. Oktober), S.86-87
- " 1911: Beamtenbesoldung und Beamtenbewegung; in: Neue Freie Presse, Nr.16757 vom 18. April 1911, S.22-23
- " 1912a: Offener Brief an Herrn Dr. Ludwig Bernhard; in: Frankfurter Zeitung vom 28.4.1912, Nr.117
- " 1912b: Brentanos Erwiderung an Dr. L.Bernhard; in: Frankfurter Zeitung vom 12.5.1912, Nr.131
- " 1912c: Brentanos Schlußwort; in: Frankfurter Zeitung vom 25.5.1912, Nr.144
- " 1917: Elsässer Erinnerungen; Berlin
- " 1931: Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands; Jena
- Brocke, Bernhard vom 1980: Hochschul- und Wissenschaftspolitik in Preußen und im Deutschen Kaiserreich 1882-1907: das "System Althoff"; in: P.Baumgart (Hg.) Bildungspolitik in Preußen zur Zeit des Kaiserreichs; Stuttgart, S.9-118
- " 1981: Der deutsch-amerikanische Professorenaustausch; in: Zeitschr.f.Kulturaustausch 31(1981), S.128-182
- " 1982: Durchstaatlichung der Wissenschaft und akademische Freiheit im Deutschen Reich; in: Bericht über die 34. Vers. deutscher Historiker (Okt.1982); Stuttgart 1984, S.126-129
- " 1983: Die Gelehrten; in: Das hist.-pol. Buch 31(1983), S.305-308
- von Bruch, Rüdiger 1980a: Wissenschaft, Politik und öffentliche Meinung. Gelehrtenpolitik im wilhelminischen Deutschland (1890-1914); Husum
- " 1980b: Zeitungswissenschaft zwischen Historie und Nationalökonomie; Publizistik 25(1980), S.579-607
- " 1983a: Rez. von F.K.Ringer "Die Gelehrten"; in: Die Zeit, Nr. 49, vom 2.12.1983, S.23
- " 1983b: Forschungen und Arbeiten zur politischen und Sozialgeschichte des deutschen Bildungsbürgertums im 19. und frühen 20. Jahdt mit bes. Berücksichtigung der Hochschullehrerschaft; in: Jahrbuch der hist. Forschung 1982; München, S.36-42
- " 1984b: Universitätsreform als soziale Bewegung, Zur Nicht-Ordinarienfrage im späten deutschen Kaiserreich; in: Gesch. und Gesellsch. 10(1984), S.72-91
- " 1984b: Die deutsche Hochschule in der historischen Forschung; in: Goldschmidt 1984, S.1-28
- Brunschwig, Henri 1975: Gesellschaft und Romantik in Preußen im 18. Jahrhundert; Frankfurt/Berlin
- Bücher, Karl 1903: Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft. Denkschrift im Auftrag des Akademischen Schutzvereins; Leipzig
- Bühl, Walter L. 1974: Einführung in die Wissenschaftssoziologie; München

- Bülow, Friedrich 1934: Ständestaat und berufsständische Ordnung. Ein kritischer Überblick;
in: Blätter für deutsche Philosophie 7(1933/34),S.323-347
- Burckhardt, Jakob 1978: Weltgeschichtliche Betrachtungen; München
- Busch, Alexander 1959: Die Geschichte des Privatdozenten. Eine Studie zur großbetrieblichen
Entwicklung der deutschen Universitäten; Stuttgart
- Caesar-Wolf, Beatrice: Der deutsche Richter am "Kreuzweg" zwischen Professionalisierung und
Deprofessionalisierung; in: St.Breuer/H.Treiber (Hgs.): Zur Rechtssoziologie
M.Webers; Opladen,S.199-222
- Carriere, Justus (Hg.) 1893: Berzelius und Liebig. Ihre Briefe von 1831-1845; München und Leipzig
- Clark, Burton R. 1966: Organizational Adaptation to Professionals; in: A.M.Vollmer/D.L.Mills(Hg.):
Professionalization; Englewood Cliffs/New Jersey, S.282-291
- " 1983: The Higher Education System. Academic Organization in Cross-National
Perspective; Berkeley/Los Angeles/London
- Cleve,W.Th. (Hg.) 1951: Wege einer Freundschaft. Briefwechsel Peter Wust-Marianne Weber
(1927-1939); Heidelberg
- Conze, Werner 1972: Artikel "Beruf";in: O.Brunner et.al. (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe
Bd.1;Stuttgart,S.490-507
- Conze,Werner/Kocka,Jürgen (Hg.) 1985: Bildungsbürgertum im19. Jahrhundert. Teil 1: Bildungs-
system und Professionalisierung in internationalem Vergleich; Stuttgart
- Curtius, Robert M. 1920: Max Weber über Wissenschaft als Beruf; in: Die Arbeitsgemeinschaft
1(1920),S.197-203
- Dahn, Felix 1890: Erinnerungen, 4 Bände; leipzig 1890-94
- Dahrendorf, Ralf 1965: Die Fakultäten und ihre Reform; in: Hess/Dahrendorf et.al.: Struktur-
probleme unserer wissensch. Hochschulen; Opladen,S. 17-30
- Daude,P. 1887:Die Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin (Statutensammlung);Berlin
- Daude,P. 1896:Die Rechtsverhältnisse der Privatdozenten; Berlin
- Delbrück, Hans 1907a: Eine Professoren-Gewerkschaft; in: Preußische Jahrbücher 129(1907),S.129-142
- " 1907b: Nachwort der Redaktion; in: Preußische Jahrbücher 129(1907),S.331-332
- " 1908: Akademische Wirren; in: Preußische Jahrbücher 133(1908),S.176-181
- Demeter, Karl 1962: Das Deutsche Offizierskorps in Gesellschaft und Staat 1650-1945; Frankfurt
- Denkschrift 1896: Die Juristenfakultät und die Kolleggeldfrage; in: Akademische Rundschau
1(1896) Nr. IX,S.137-145
- Diercks, Gustav 1884: Poetische Turniere; Berlin
- Dieterici, Wilhelm 1836: Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten
im preussischen Staate; Berlin
- Dietz, Heinrich 1910: Die Ehrengerichtsverordnungen.Neufassung 1910; Rastatt
- Döring, Herbert 1974: Deutsche Professoren zwischen Kaiserreich und Drittem Reich; in:
Neue Politische Literatur XIX (1974),S.340-353

- Dokumente 1911: Dokumente zum Bernhardschen Streitfall. Gutachtliches Urteil der von dem Herrn Rektor eingesetzten Kommission. Vertraulich; Berlin (Archivbesitz von Prof. Dr. Heinrich Rubner, Universität Würzburg)
- Dorff, Gerth 1982: Besoldung und Versorgung des wissenschaftlichen Personals; in: Flämig et.al. I, S.477-501
- Driesch, Hans 1951: Lebenserinnerungen. Aufzeichnungen eines Forschers und Denkers in unterschiedener Zeit; München/Basel
- Elkar, Rainer S. 1979: Junges Deutschland im polemischen Zeitalter. Das Schleswig-Holsteinische Bildungsbürgertum in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; Düsseldorf
- Ellwein, Thomas 1973: Der Professor; in: Remisch, L. (Hg.) Berufsbilder heute; München, S.136-56
- Ellwein, Thomas 1978: Das Selbstverständnis des Hochschullehrers; in: Mitt. des Hochschulverbandes 26(1978), S.149-154
- Elster, Ludwig 1897: Die Gehälter der Universitäts-Professoren; in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 68(1897), S.193ff.
- Engel, Arthur 1983: The English Universities and Professional Education; in: K.H. Jarausch (Hg.) The Transformation of Higher Learning: 1860-1930; Stuttgart, S.293-305
- Engelsing, Rolf 1976: Arbeit, Zeit und Werk im leiteraischen Beruf. Bd.1; Göttingen
- Engisch, Karl et.al. (Hg.) 1966: Max Weber. Gedächtnisschrift; Berlin
- Erben, Wilhelm 1913: Die Entstehung der Universitäts Seminare; in: Intern. Monatsschrift für Wissensch., Kunst und Technik 7(1913), Sp.1249-1263, 1335-1347
- Erman, W./Horn, E. 1904; Bibliographie der deutschen Universitäten. 3 Bde.; Leipzig/Berlin
- Eulenburg, Franz 1897: Über die Frequenz der deutschen Universitäten in früherer Zeit; in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. F.3, Bd.13, S.481-555
- " 1902: Zur Oberlehrerfrage; in: Schmollers Jahrbuch 26(1902), S.1553-1616
- " 1903a: Die soziale Lage der Oberlehrer; in: Beiträge zur Oberlehrerfrage; Leipzig/Berlin, S.39-117
- " 1903b: Das Alter der deutschen Universitätsprofessoren; in: Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik. F.3, Bd.25, S.65-80
- " 1904: Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart; Leipzig
- " 1907: Die Entwicklung der Universität Leipzig in den letzten 100 Jahren. Statistische Untersuchungen; Leipzig
- " 1908a: Die Wahrheit über den "Akademischen Nachwuchs"; in: Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten, Nr. 66 (16. September), S.613-616
- " 1908b: Nochmals die Wahrheit über den "Akademischen Nachwuchs"; in: Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten, Nr. 87 (10. Oktober), S.85-86
- " 1908c: Der "Akademische Nachwuchs". Eine Untersuchung über die Lage und Aufgaben der Extraordinarien; Leipzig/Berlin
- Euler, Fr.W. 1970: Entstehung und Entwicklung deutscher Gelehrteneschlechter; in: Rössler, A./Franz, G. (Hg.): Universität und Gelehrtenstand 1400-1800; Limburg/Lahn, S.183-232

- Fakultät 1914: Die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät der deutschen Universität in Prag über den Angriff gegen Prof.Dr.Paul Sander;Prag
- Ferber,Christian 1956: Die Entwicklung des Lehrkörpers der deutschen Hochschulen und Universitäten 1864-1954 (Bd.III "Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer"); Göttingen
- Feuchtwanger,S. 1922: Die freien Berufe. Besonders die Anwaltschaft; München/Leipzig
- Fischer,F. 1951: Der deutsche Protestantismus und die Politik im 19. Jahrhundert; in: Hist. Zeitschr. 171(1951),S.473-518
- Fischer,Walter W.G. (Hg.) 1943: Hochschullehrer. Zeugnisse der Schüler; Karlsbad und Leipzig
- Flämig,Ch. et.al.(Hg.) 1982/1 und 1982/2: Handbuch des Wissenschaftsrechts; Berlin/Heidelb./N.York
- Flitner,Wilhelm 1967: Die Geschichte der abendländiaschen Lebensformen; München
- Fogt, Helmut 1977: Max Weber.Wirkung und Bedeutung (1890-1933); München (Magisterarbeit)
- Fox,Rene C. 1957: Training for Uncertainty; in: R.K.Merton et.al.: The Student Physician; Cambridge/Mass.,S.207-244
- Friedlaender,Adolf und Friedlaender,Max 1930: Kommentar zur Rechtsanwaltsordnung vom 1. Juli 1878; München/Berlin/Leipzig (3.Aufl.)
- Friess, Horace L. 1981: Felix Adler and Ethical Culture: Memories and Studies; Columbia Un. Press
- Frühwald, Wolfgang 1983: Die Ehre der Geringen. Ein Versuch zur Sozialgeschichte literarischer Texte im 19. Jahrhundert; in: Gesch.u.Gesellsch. 9(1983),S.69-86
- Fuchs,Irene 1928: Die Ehrenstrafen der Vergangenheit und Gegenwart; Köln (Diss.)
- Galtung, Johan 1983: Struktur, Kultur und intellektueller Stil. Ein vergleichender Essay über sachsenische, teutonische, gallische und nippinische Wissenschaft; in: Leviathan 11(1983),S.303-338
- Geiger, Theodor 1950: Fachbezogenes Bildungswissen.Kritik am Gutachten des Studeinausschusses für Hochschulreform; in: Deutsche Universitäts Zeitung 5(1950),S.6-9
- Gerber; Hans 1973: Entwicklungsgeschichte des Hochschulverbandes; in: Mitt. d. Hochschulverbandes Bd. 11(Sonderheft),S.46-90
- Gerhard, Dietrich 1960: Zur Struktur des akademischen Unterrichts in den Vereinigten Staaten; In: W.Leussink et.al. (Hg.) Studium Berloninense;Berlin,S.648-674
- Goetz,W. 1939: Der Briefwechsel G.Schmollers mit L.Brentano; in: Arch.f.Kulturgesch. 29(1939), S.147-197,331-346
- Goetz,W. 1941: Der Briefwechsels G.Schmollers mit L.Brentano; in: Arch.f.Kulturgesch.30(1941), S.142-207
- Goetze,A. 1929: Akademische Fachsprache; in: H.Henne/G.Objartel (Hg.): Bibliothek zur historischen deutschen Studenten- und Schülersprache,Bd.6,Berlin/N.Y. 1984,S.161-76
- Goldschmidt, Dietrich 1974: Zum Schicksal der deutschen Universität im Ausgang ihrer bürgerlichen Epoche; in: G.Dux(Hg.) Sachlichkeit.FS H.Plessner;Opladen,S.191-312
- Goldschmidt, Dietrich (Hg.) 1984: Forschungsgegenstand Hochschule:Überblick und Trendbericht; Frankfurt/New York

- Goldschmidt, Levin 1887: Rechtsstudium und Prüfungsordnung; Stuttgart
- " 1891a: Handbuch des Handelsrechts. Bd. 1, Erste Lieferung; Stuttgart
- " 1901/1 und 1901/2: Vermischte Schriften; Berlin
- " 1898: Ein Lebensbild in Briefen. Als Manuskript gedruckt; Berlin
- Golücke, Fr. 1983: Studentenwörterbuch; Würzburg (3. Aufl.)
- Goode, W.J. 1957: Community within the Community: The Professions; in: Luckmann/Sprondel 1972, S. 157-167
- Gradenwitz, Otto 1908: Zur Universitätsverfassung; in: FS P. Laband; Tübingen, S. 249-317
- Grieffinger, Andreas 1981: Das symbolische Kapital der Ehre; Frankfurt/Berlin/Wien
- Grieswelle, Detlef 1975: Zur Soziologie des Köseners Coprs; in: Bahson et al. 1975, S. 346-365
- Habermas, J. 1969: Protestbewegung und Hochschulreform; Frankfurt
- Habermas, J. 1971: Rez. von F.K. Ringer "Die deutschen Mandarine"; in: ders. Philosophisch-politische Profile. Erw. Ausgabe; Ffm 1981, S. 458-68
- Hahn, Alois 1985: Ehrlichkeit und Selbstbeherrschung; in: H.W. Franz (Hg.) 22. Deutscher Soziologentag 1984. Beiträge der Sektions- und Ad-hoc-Gruppen; Opladen, S. 221-223
- Haider, Franz 1972: Die Ehre als menschliches Problem; München/Paderborn/Wien
- Harndt, Ewald 1971: Die Stellung der medizinischen Fakultät an der preuß. Fr.W.Un. zu Berlin als Beispiel für den Wandel des Geisteslebens im 19. Jahrhundert; in: Jahrbuch für Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 20(1971), S. 135-160
- Hartmann, Ludo Moritz 1892: Rez. von M. Weber "Die römische Agrargeschichte"; in: Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik 5(1892), S. 215-18
- Hasbach, Wilhelm 1907: Der erste Hochschullehrertag; in: Die Zukunft 48(1907), S. 322-330
- Hegel, W.F. 1978: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte (Werke Bd. 12); Frankfurt
- Heinrich, H.H. 1931: Der Rang des Beamten in historischer und dogmatischer Darstellung; Dresden (Diss.)
- Helle, Ernst 1969: Der Schutz der Persönlichkeit, der Ehre und des wirtschaftlichen Rufes im Privatrecht; Tübingen (2. Aufl.)
- Hellmann, Siegmund 1908: Eine Bewegung der deutschen Hochschullehrer; in: Südd. Monatshefte 5(1908), S. 583-594
- Helmholtz, Hermann von 1876: Optisches über Malerei; in: ders. 1876/III, S. 55-98
- " 1877: Das Denken in der Medizin; in: ders. Vorträge und Reden Bd. 2, Braunschweig (4. Aufl.), S. 165-190
- " 1886a: Antwortrede, gehalten beim Empfang der Graefe Medaille in Heidelberg; in: ders. Vorträge und Reden Bd. 2, Braunschweig 1896(4. Aufl.), S. 311-320
- " 1886b: Trinkspruch auf das 500jährige Jubiläum der Ruperto-Carola vom 4. August 1886; in: Königsberger 1903/II, S. 338f.
- " 1892: Ansprachen und Reden. Gehalten bei der am 2. November 1891 zu Ehren von H.v. Helmholtz veranstalteten Feier; Berlin

- Helmholtz, Hermann von 1865/1871/1876: Populäre wissenschaftliche Vorträge. Heft 1 bis 3; Braunschweig
- Helmholtz, Hermann von 1971: Philosophische Vorträge und Aufsätze; Berlin (Ost)
- Hennis, Wilhelm 1969: Die deutsche Unruhe. Studien zur Hochschulpolitik; Hamburg
- " 1982: Max Webers Fragestellung; in: Zeitschr. f. Pol. 29(1982), S. 242-181
- " 1984: Max Webers Thema: "Die Persönlichkeit und die Lebensordnungen"; in: Zeitschr. f. Pol. 31(1984), S. 11-52
- Hesse, H.A. 1972: Berufe im Wandel; Stuttgart
- Heuss, A. 1965: M. Webers Bedeutung für die Geschichte des griechisch-römischen Altertums; in: Hist. Zeitschr. 201(1965), S. 529-556
- Heyck, E. 1890: Rez. zu M. Weber "Zur Geschichte der Handelsgesellschaften"; in: Hist. Zeitschr. 65(1890), S. 299-301
- Hildebrandt, K. 1924: Der Gelehrte; in: Jahrbuch der Charakterologie 1(1924), S. 154-185
- Hoche, Alfred E. 1939: Jahresringe. Innenansicht eines Menschenlebens; Berlin
- Hoffmann, Max (Hg.) 1907: Briefwechsel zwischen A. Böckh und L. Dissen; Leipzig
- Hofgeismarer Kreis 1956: Gedanken zur Hochschulreform; Göttingen
- Honigsheim, Paul 1963: Erinnerungen an M. Weber; in: König/Winckelmann 1963, S. 161-271
- Horn, E. 1893: Disputationen und Promotionen; in: 11. Beiheft des Zentralblatts für Bibliothekswesen Leipzig
- Horn, E. 1897: Kolleg und Honorar; München
- Horn, E. 1908: Universität; in: Realenc. Bd. 20, S. 266-282, Leipzig
- Horn, E. 1909: Die Überfüllung der Universitätslaufbahn; in: Die Grenzboten 68(1909)II, S. 118-125
- Horstmann, J. 1976: Katholizismus und moderne Welt. Katholikentage, Wirtschaft und Wissenschaft (1848-1914); München/Paderborn/Wien
- Huber, Ernst Rudolf 1969: Deutsche Verfassungsgeschichte Bd. IV: Struktur und Krisen des Kaiserreichs; Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz
- Huber, Ludwig/Portele, Gerhard 1983: Die Hochschullehrer; in: Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Bd. 10; Stuttgart, S. 193-218
- Hübner, Reinhard 1961: Die Berliner Universitätsjubiläen 1860 und 1910; in: Wendt, S. (Hg.): Gesellschaft in Geschichte und Gegenwart (FS Fr. Lenz); Berlin, S. 97-114
- Huérkamp, Claudia 1985: Die preußisch-deutsche Ärzteschaft als Teil des Bildungsbürgertums; in: Conze/Kocka 1985, S. 358-387
- Hufnagel, Gerhard 1971: Kritik als Beruf. Der kritische Gehalt im Werk Max Webers; Frankfurt/Berlin/Wien
- Hughes, Everett C. 1951: Mistakes at Work; in: ders. The Sociological Eye; Chicago/New York
- Hunger, E./Meyer, C. 1958: Studentisches Brauchtum; Bonn und Stuttgart
- Hutter, Heinrich 1909: Geheime Universitätsreise und Universitätsagenten; in: März III(1909)3, S. 334-340

- Ichheiser, Gustav 1930a: Das Problematische im Begriff der Berufstüchtigkeit; in: Zeitschr.f. angewandte Psych. 34(1930), S.461-471
- " 1930b: Kritik des Erfolges; Leipzig
- " 1931a: Das Können, die Bedingungen des Könnens und das Erlebnis des Könnens; in: Zeitschr.f. angewandte Psychologie 44(1933), S.364-378
- Ihering, Rudolf von 1892: Scherz und Ernst in der Jurisprudenz; Leipzig (5. Aufl.)
- Ihering, Rudolf von 1913: In Briefen an seine Freunde; Leipzig
- Isaacsohn, J. 1879: Geschichte des preußischen Beamtentums. 3 Bde.; Berlin 1879ff.
- Jaerisch, Ursula 1965: Bildungssoziologische Ansätze im Werk M. Webers; in: Verh. des 15. Dtschen Soziologentages; Tübingen, S.279-296
- Jastrow, J. 1896: Die Stellung der Privatdozenten; Berlin
- Jastrow, J. 1904: Bericht über eine volkswirtschaftliche Studienreise durch Nordamerika; in: Berliner Jahrbuch für Handel und Industrie Jg. 1904, Bd. 1, S.395-522
- Jastrow, J. 1930: Kollegengelder und Gebühren; in: Doeberl et.al. (Hg.): Das akademische Deutschland III, Berlin, S.277-284
- Jastrow, J. 1930b: Promotion und Prüfungen; in: Doeberl et.al. (Hg.): Das akademische Deutschland III, Berlin, S.219-244
- Joas, Hans 1980a: Funktionsbedingungen von Wissenschaft und Funktionsprobleme des Arbeitsmarktes (Manuskript, MPI für Bildungsforschung-Berlin)
- Joas, Hans 1980b: Universität und Rationalität. Über T. Parsons Beitrag zur Soziologie der Universität; in: Grohs, G. (Hg.): Kulturelle Identität im Wandel (FS D. Goldschmidt); Stuttgart, S.236-250
- Joas, Hans 1982: Professionalisierung der Wissenschaft in der Krise Berlin; unv. Manusk. zu einem Vortrag auf dem 21. Deutschen Soziologentag in Bamberg)
- Joas, Hans 1984: Die Lehrkörper der deutschen Hochschulen; in: Goldschmidt 1984, S.81-106
- Kade, Carl 1906: Die Ehrengerichtbarkeit der Ärzte in Preussen; Berlin
- Käsler, Dirk 1979: Einführung in das Studium M. Webers; München
- Käsler, Dirk 1984: Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungs-Milieus; Opladen
- Kahlbaum, G.W./Thon, E. (Hg.) 1900: Justus von Liebig und Chr. Fr. Schönbein. Briefwechsel 1853-1868; Leipzig
- Kahler, Erich von 1920: Der Beruf der Wissenschaft; Berlin
- Kalberg, Stefan 1981: M. Webers Typen der Rationalität; in: Seyfarth/Sprondel 1981, S.9-38
- Kalischer, W. 1967: Die Universität und ihre Studentenschaft; Jahrbuch 1966/67: Stifterverband für die deutsche Wissenschaft, Essen o.J.
- King, Ronald 1980: Weberian Perspective and the study of education; in: British Journal of Sociology of Education Vol1(1980)1, S.7-23

- Kluge, Alexander 1958: Die Universitäts-Selbstverwaltung. Ihre Geschichte und ihre gegenwärtige Rechtsform; Frankfurt
- König, René 1963: Grundlagenprobleme der soziologischen Forschungsmethoden; in: Kannenberg, Fr./Albert, H. (Hg.): Sozialwiss. und Gesellschaftsgestalt. (FS G. Weisser), Berlin, S. 23-44
- Koenigsberger, Leo 1902/1, 1903/II und III: Hermann von Helmholtz; Braunschweig
- Kopitzsch, F. (Hg.) 1981: Erziehungs- und Bildungsgeschichte Schleswig Holsteins von der Aufklärung bis zum Kaiserreich; Neumünster
- Kracauer, S. 1923; Die Wissenschaftskrisis; in: ders. Das Ornament der Masse; Frankfurt 1977, S. 197ff.
- Kraepelin, Emil 1908: Die Auslese für den akademischen Beruf; in: Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten, Nr. 87 (10. Oktober), S. 73-83
- Kratzsch, Gerhard 1969: Kunstwart und Dürerbund; Göttingen
- Kronheimer, Paula 1927: Grenzglieder der Gruppe, ein Beitrag zur Soziologie der sozialen Ehre; in: Kölner Vierteljahreshefte 6 (1926/27)
- Krüger, Paul 1892: Rez. von M. Weber "Die römische Agrargeschichte"; in: Zeitschr. f. Handelsrecht Jg. 34 (1892), S. 481-493
- Kundgebungen 1915: Lujo Brentano. Kundgebungen zu seinem 70. Geburtstag; München/Leipzig
- Laband, Paul 1897: Nekrolog auf L. Goldschmidt; in: Goldschmidt 1898, S. 473ff.
- Lamprecht, Karl 1906: Americana. Reiseeindrücke, Betrachtungen, Geschichtliche Gesamtansicht; Freiburg
- Lamprecht, Karl 1910: Zwei Reden zur Hochschulreform; Berlin
- Langerbeck, Ludwig 1959: Die Universitätsreformpläne K. Lamprechts; in: Karl-Marx-Universität Leipzig 1909-1959. Beiträge zur Universitätsgeschichte; Leipzig, Bd. 2, S. 39-48
- Lehmann, Helmut 1964: Die Leistungen der Gesellschaft für Hochschulpädagogik in Deutschland (1910-1934); Masch. schftl. Diss. (Berlin/Ost)
- Leitner, Erich 1984: Hochschul-Pädagogik. Zur Genese und Funktion der Hochschulpädagogik im Rahmen der Entwicklung der deutschen Universität 1800-1968; Frankfurt/Bern
- Lepsius, Martin R. 1964: Kritik als Beruf; in: KzfSS 16 (1964), S. 75-91
- " 1969: Die Autonomie der Universität in der Krise; in: G. Schulz (Hg.): Was wird aus der Universität?; Tübingen, S. 179-206
- " 1973: Gesellschaftsanalyse und Sinngebungszwang; in: Albrecht, G. et. al. (Hg.): Soziologie (FS R. König); Opladen, S. 105-116
- " 1977: Max Weber in München. Rede anlässlich der Enthüllung einer Gedenktafel; in: ZfS 6 (1977) 1, S. 91-118
- " 1982: Freisetzung und Einbindung. M. Webers Theorie der charismatischen Herrschaft und die Handlungsspielräume in der Geschichte; in: Bericht über die 34. Versammlung deutscher Historiker (Oktober 1982), Stuttgart 1984, S. 115-117
- Lexis, W. 1897: Die Gehälter und Kollegiengelder der Universitätsprofessoren in Preußen; in: Academische Revue 3 (1897) H. 28, S. 193-198
- von der Leyen, Friedrich 1906: Deutsche Universität und deutsche Zukunft. Betrachtungen; Jena

- Liefmann-Keil, E. 1964: 'Bildungsmonopole' in der Gegenwart; in: N. Klöten (Hg.): System und Methoden in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften; Tübingen, S. 271-90
- Lindenlaub, D. 1967/1 und 1967/2: Richtungskämpfe im Verein für Sozialpolitik; Wiesbaden
- Loesche, Georg 1930: Geschichte des Protestantismus im vormaligen und im neuen Österreich; Leipzig
- Löwith, Karl 1964: Die Entzauberung der Welt durch Wissenschaft; in: Club Voltaire. Jahrbuch II (München 1975); S. 135-155 und 379-382
- Lotz, Albert 1909: Geschichte des deutschen Beamtentums; Berlin (2. Aufl.)
- Lubarsch, Otto 1931: Ein bewegtes Gelehrtenleben; Berlin
- Luckmann, Thomas/Sprondel, Walter M. (Hg.) 1972: Berufssoziologie; Köln
- Lüdicke, Reinhard 1918: Die Preußischen Kultusminister und ihre Beamten im ersten Jahrhundert des Ministeriums 1817-1917; Stuttgart/Berlin
- Luhmann, N./Schorr, K.E. 1979: Reflexionsprobleme im Erziehungssystem; Stuttgart
- Machni, A.v. 1959: Titel, Anreden, Ränge; Heidelberg/München
- Mann, Fritz K. 1924: Beruf und Erwerb; in: Kölner Vierteljahreshefte für Soz. 2(1924)H.4, S. 38-56
- Mann, Fritz K. 1933: Zur Soziologie des Berufs; in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 138(1933), S. 481-500
- Marshall, T.H. 1939: The Recent History of Professionalism; in: ders. Class, Citizenship and Social Development; New York 1964, S. 144-163
- Mast, Peter 1980: Künstlerische und wissenschaftliche Freiheit im Deutschen Reich 1890-1901; München (Diss.)
- MCClelland, Charles E. 1983: Professionalization and Higher Education in Germany; in: K.H. Jarausch (Hg.): The Transformation of Higher Learning 1860-1930, S. 306-320
- MCClelland, Charles E. 1985: Zur Professionalisierung der akademischen Berufe in Deutschland; in: Conze/Kocka 1985, S. 233-247
- Merton, R.K. 1938: Motive Forces of the New Science; in: Merton 1985, S. 59-85, 312-323
- " 1942: The formative Structure of Science; in: ders. 1973, S. 267-78
- " 1957a: The Student Physician; Cambridge/Mass.
- " 1957b: Priorities in Scientific Discovery; in: ders. 1973, S. 286-324
- " 1960: "Recognition" and "Excellence": Instructive Ambiguities; in: ders. 1973, S. 419-438
- " 1963a: Sociological Ambivalence; in: ders. Sociological Ambivalence and other essays; New York/London 1976, S. 3-31
- " 1963b: The ambivalence of scientists; in: ders. 1973, S. 383-418
- " 1968: Behavior Patterns of Scientists; in: ders. 1973, S. 497-559
- " /Zuckerman, H. 1972: Age, Aging and Age Structures in Science; in: ders. 1973, S. 325-342
- " 1973: The Sociology of Science; Chicago/London/New York
- " 1985: Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen; Frankfurt

- Meyer-Lübcke, W. 1907: Der deutsche Hochschullehrertag in Salzburg; in: Preußische Jahrbücher 129(1907), S. 325-330
- Michaelis, A. 1901: Das Verhalten der Straßburger philosophischen Fakultät im Falle Spahn; in: Der Lotse II (1901) 8, S. 225-232
- Michels, Robert 1903: Die ethischen Pflichten des Bücher-Rezensenten; in: Ethische Kultur XI(1903), S. 90-93 (und Zusatz auf S. 111)
- Michels, Robert 1905: Die Dirne als die 'alte Jungfer' des Proletariats und die Prostitution; in: Mutterschutz 1(1905)2, S. 58-65
- Millack, Christian 1980: Besoldungsrecht an deutschen Hochschulen; in: Mitteilungen des Hochschulverbandes 28(1980), S. 238ff.
- Mohl, Robert von 1902: Lebenserinnerungen. Bd. 1; Stuttgart und Leipzig
- Molisch, Paul 1926: Geschichte der deutschnationalen Bewegung in Österreich; Jena
- Molisch, Paul 1933: Politische Geschichte der deutschen Hochschulen in Österreich von 1848 bis 1918; Wien und Leipzig (2. Aufl.)
- Molle, F. 1965: Leitfaden der Berufsanalyse; Köln/Opladen
- Molle, F. 1968: Handbuch der Berufskunde; Köln/Berlin/Bonn/München
- Mommsen und Wilamowitz Briefwechsel 1872-1903; Berlin 1935
- Mommsen, W. 1974: Max Weber: Gesellschaft, Politik und Geschichte; Frankfurt 1974
- Moraw, P. 1982: Aspekte und Dimensionen älterer deutscher Universitätsgeschichte; in: ders. u. V. Pres. Academia Gissensis; Marburg, S. 1-43
- Morwa, P. 1984: Humboldt in Gießen. Zur Professorenberufung an einer deutschen Universität des 19. Jahrhunderts; in: Gesch. u. Gesellsch. 10(1984)1, S. 47-71
- Morsey, Rudolf 1970: Die deutschen Katholiken und der Nationalstaat zwischen Kulturkampf und dem I. Weltkrieg; in: Hist. Jahrb. 90(1970), S. 31-64
- Müller, Carl Otfried 1908: Lebensbild in Briefen an seine Eltern; Berlin
- Müller, Friedrich von 1951: Lebenserinnerungen; München
- Münsterberg, Hugo 1904: Die Amerikaner, Bd. 2, Berlin
- Nauck, E. Th. 1937: Franz Keibel. Zugleich eine Untersuchung über das Problem des wissensch. Nachwuchses; Jena
- Nauck, E. Th. 1956: Die Privatdozenten der Universität Freiburg 1819-1955; Freiburg
- Naujoks, E. 1977: Reform und Lehrkörperstruktur der Universität Tübingen (1815-1914); in: H. Dekker-Hauff et. al. (Hg.): Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen Bd. 1, Tübingen, S. 135-192
- Nicolson, H. 1958: Vom Mandarin zum Gentleman, München
- Nipperdey, Thomas 1982: Preußen und die Universität; in: Preußen. Seine Wirkung auf die deutsche Geschichte; Stuttgart, S. 65-85
- Nipperdey, Thomas 1983: Deutsche Geschichte: 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat; München

- Oevermann,Ulrich 1978: Probleme der berufsmäßigen Anwendung sozialwissenschaftlicher Kompetenz (unv. Man., Dezember 1978)
- Oevermann,Ulrich 1981: Professionalisierung der Pädagogik - Professionalisierungsbrakeit pädagogischen Handelns (Vortragsmanuskript vom SS 1981, Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung der FU Berlin; unv. Man.).
- Oevermann, Ulrich et. al. 1976: Beobachtungen zur Struktur der sozialisatorischen Interaktion; in: Zwischenbilanz der Soziologie.Verh. des 17. Deutschen Soziologentages.Hg. von M.R.Lepsius;Stuttgart,S.274-295
- Oppenheimer,Franz 1931: Erlebtes, Erstrebtes, Erreichtes;Berlin
- Oppermann,Th./Doderer,H.J. 1982: Selbstverwaltung und staatliche Verwaltung;in: Flämig et.al. I,S.251-280
- Ostwald,Wilhelm 1908: Entdecker und Erfinder;Frankfurt
- Ostwald,Wilhelm 1909: Grosse Männer;Leipzig
- Ostwald,Wilhelm 1910: Die Forderung des Tages;Leipzig
- Pappenheim,Max 1897: Levin Goldschmidt;Stuttgart
- Parkin,F.(Hg.) 1974: The Social Analysis of Class Structures;London
- Parsons,T. 1939: The Professions and Social Structure; in: ders.:Beiträge zur soziologischen Theorie;Neuwied/Berlin 1968,S.160-179
- Parsons,T. 1951: Social Structure and Dynamic Process.The Case of Modern Medical Practice; in: KZfSS (SH 3),Köln/Opladen 1958,S.10-57
- Parsons,T. 1968a: The academic system: a sociologists view;in: The Public Interest 13(Special Issue)1968,S.173-197
- Parsons,T. 1968b: Artikel "Professions" in: Int. Enc. of the Soc. Sciences.Vol.12,S.536-47
- Parsons,T. 1968c: Higher Education and Changing Socialization;in: M.W.Riley et.al.(Hg.) Aging and Society.Vol.II;New York,S.236-291
- Parsons,T./Platt,G.M. 1970a: Alter,Sozialstruktur und Sozialisation in der Studienphase;in: Hurrelmann,Kl.(Hg.) Sozialisation und Lebenslauf;Reinbeck 1976,S.186-202
- Parsons,T. 1970b: On Building Social System Theory:A Personal History;in: Parsons/Shils Lazarsfeld:Soziologie-autobiographisch;Stuttgart 1975.S.1-68
- Parsons,T./Platt,G. 1973: The American University;Cambridge/Mass.
- Paulsen,Fr. 1895: Ein Wort über das Wesen der Burschenschaft;in: Burschenschaftl- Blätter IX(1895);S.60ff.
- Paulsen,Fr. 1896: Die deutschen Universitäten und die Privatdozenten;in:Preuß.Jahrbücher 83(1896)1,S.121-144
- Paulsen,Fr. 1897: Professorengehalt und Professorenhonorar;in:Preuß.Jahrbücher 87(1897)H.1,S.136-144
- Paulsen,Fr. 1898: Universität oder Schule ?; in: Paulsen 1912,S.189-198
- Paulsen,Fr. 1900: Hochschulpädagogik;in:Paulsen 1912,S.256-261
- Paulsen, Fr. 1901: Philosophia Militans;Berlin

- Paulsen,Fr. 1902: Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium;
- Paulsen,Fr./Ruprecht,W. 1903: Vom Deutschen Buchhandel.Vier Aufsätze;Berlin
- Paulsen,Fr. 1908: Jüngste Bewegungen im Lehrkörper der deutschen Universitäten;in:
Deutsche Literatur-Zeitung 29(1908)Nr.24,S.642-649
- Paulsen,Fr. 1909: Aus meinem Leben;Jena
- Paulsen,Fr. 1912: Gesammelte pädagogische Abhandlungen; Jena
- Paulsen,Fr. 1907: Die Krisis der katholisch-theol. Fakultäten;in: ders. 1912,S.560-576
- Paulsen,Fr. 1938: An Autobiography;New York
- Perkin,Harold 1969: Key Profession.The History of the Association of University Teachers;
London
- Pfetsch,Frank R. 1974: Zur Entwicklung der Wissenschaftspolitik in Deutschland 1750-1914;Berlin
- Plessner,H. 1924: Zur Soziologie der modernen Forschung und ihrer Organisation in der deutschen
Universität;in: ders. Diesseits der Utopie;Frankfurt 1974,S.121-142
- Plessner,H. (Hg.) 1956 I/II/III: Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer;Göttingen
- Plessner,H. 1957a: Wissenschaft wird zur Industrie;in: Stuttgarter Zeitung vom 10.Juli 1957,Nr.156
- Plessner,H. 1957b: Was gilt der Professor heute;in: Deutsche Zeitung vom 13.Juli 1957,Nr.36
- Ranke,Leopold 1949: Das Briefwerk;Hamburg
- Rassen,Mohammed 1963: Der Student als Ritter; in: ders. Stiftung und Leistung;Mittenwald
1979,S.83-96,250-254
- Rassen,Mohammed 1968: Die Studenten im sog. Humboldtschen System; in: ders. 1979,S.97-114,254-258
- Rassen,Mohammed 1975: Einleitung in die vergleichende Morphologie der Hochschulen;in:
Bahson et.al. 1975,S.11-26
- Reinke,J. 1891: Die preussischen Universitäten im Lichte der Gegenwart (Rektoratsrede);Kiel
- Rejewski,H.J. 1972: Die Pflicht zur politischen Treue im preußischen Beamtenrecht(1850-1918);
Berlin
- Rickert,Heinrich 1926: M.Weber und seine Stellung zur Wissenschaft;in:Logos 15(1926),S.223-237
- Riese,Reinhard 1977: Die Hochschule auf dem Weg zum wissenschaftlichen Großbetrieb;Stuttgart
- Rimmele,Dietmar 1978: Die Universitätsreform in Preussen 1918-1924;Hamburg (Diss.)
- Ringer,F.K. 1969: Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933;Stuttgart 1983
- Ritzer,George 1975: Professionalization, Bueracratization and Rationalization.The Views
of M.Weber;in: Social Forces 53(1975),S.627-34
- Roellecke,Gerhard 1982: Geschichte des deutschen Hochschulwesens;in: Flämig et.al. 1982/1,3-36
- Roscher,W. 1842: Klio.Erster Band;Göttingen
- Rossmann,Kurt 1949: Wissenschaft,Ethik und Politik ;Heidelberg

- Rürup, R. (Hg.) 1980/1 und 1980/2: Wissenschaft und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte der TU Berlin 1879-1979; Berlin/Heidelberg/New York
- Rüschemeyer, D. 1973: Professions; in: G. Albrecht et al. (Hg.) Soziologie (FS R. König); Opladen, S. 250-260
- Rüschemeyer, D. 1980: Professionalisierung; in: Gesch. u. Gesellsch. 6(1980), S. 311-325
- Runze, G. 1895: Die akademische Laufbahn und ihre ökonomische Regelung; Berlin (2. Aufl.)
- Sachse, Arnold 1928: Friedrich Althoff und sein Werk; Berlin
- Salin, Edgar 1954: Um Stefan George; München und Düsseldorf
- Salin, Edgar 1961: Berufung und Beruf (Rektoratsrede); Basel
- Salvisberg, Paul 1909: Der III. Deutsche Hochschullehrertag; in: Hochschul-Nachrichten XX(1909/1910) H. 229, S. 10f.
- Salvisberg, Paul 1911: Die Elite der deutschen Professoren; in: Hochschul-Nachrichten XXII(1911/12) H. 253, S. 7f.
- Salvisberg, Paul 1913: Der IV. Hochschullehrertag; in: Hochschul-Nachrichten XXIV(1913/14) H. 277, S. 13
- Salz, Arthur 1921: Für die Wissenschaft. Gegen die Gebildeten unter ihren Verächtern; München
- Salzburg 1904: Der Salzburger Kulturkampf. Zeitgeschichtliche Geisteskämpfe aus den Jahren 1900 bis 1904. Hg. vom Salzburger Hochschulverein; Salzburg
- Salzburg 1905: Die Salzburger Hochschul-Ferialkurse; Wien
- Sarfatti-Larson, M. 1979: Professionalism: Rise and Fall; in: Intern. Journal of Health Services Vol. 9(1979) 4, S. 607-627
- Sauer, W. 1920: Rez. von M. Weber "Wissenschaft als Beruf"; in: Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissenschaft. 41(1920), S. 627-28
- Scheler, Max 1922: Weltanschauungslehre, Soziologie und Weltanschauungssetzung; in: Kölner Vierteljahreshefte 2(1922), S. 18-33
- Schelsky, H. 1963: Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen; Reinbek
- Schelsky, H. 1966: Berufsbild und Berufswirklichkeit des Professors; in: Mikat, P./Schelsky, H. (Hg.) Grundzüge einer neuen Universität; Gütersloh, S. 24-34
- Schelsky, H. 1968: Der Student und die Autorität des Ordinarius; in: H. Baier (Hg.) Studenten in Opposition; Bielefeld, S. 83-112
- Schelsky, H. 1980: Erfahrungen mit vier Generationen der deutschen Universität; in: DUZ (1980), S. 261-267
- Schelling, A. v. 1934: M. Webers Wissenschaftslehre; Tübingen
- Sscheuch, E. K. (Hg.) 1968: Die Wiedertäufer der Wohlstandsgesellschaft; Köln
- Schleiermacher, Fr. 1852: Fr. Schl.'s Briefwechsel mit J. Chr. Gaß; Berlin
- Schleiermacher, Fr. 1919: Fr. Schl.'s Briefwechsel mit seiner Braut; Gotha

- Schlesinger, L. (unter Pseud. R. Gersdorf) 1891: Die Standesehrer des deutschen Offiziers und Rechtsanwalts. Eine vergleichende Darstellung; Berlin
- Schlesinger, L. 1892: Die Quellen der Standesehre des deutschen Offiziers; Baden-Baden
- Schlink, W. 1930: Rektorenkonferenz und Verband der Deutschen Hochschulen; in: Doeberl et. al. Das akademische Deutschland III, Berlin, S. 589-596
- Schluchter, Wolfgang 1971a: Wertfreiheit und Verantwortungsethik; in ders. 1980, S. 41-74, 236-256
- Schluchter, Wolfgang 1971b: Auf der Suche nach der verlorenen Einheit. Anmerkungen zum Strukturwandel der Deutschen Universität; in: H. Albert (Hg.) Sozialtheorie soziale Praxis (FS E. Baumgarten); Meisenheim, S. 257. 280
- Schluchter, Wolfgang 1972: Aspekte bürokratischer Herrschaft; München
- Schluchter, Wolfgang 1980: Rationalismus der Weltbeherrschung; Frankfurt
- Schmid, Fr. A. 1909: Mönch und Philister; Heidelberg
- Schmidt, Gert 1981: Technik und kapitalistischer Betrieb. M. Webers Konzept der industriellen Entwicklung; in: Sprondel/Seyfarth 1981, S. 168-188
- Schmidkunz, Hans 1907: Einleitung in die akademische Pädagogik; Halle a. S.
- Schmoller, G. 1902: Rede zum Festessen zu Ehren des Ministerialdirektors Althoff; in: Germania N. 5, Erstes Blatt, Mittwoch den 8. Januar 1902, S. 1
- Schönebaum, Herbert 1956: K. Lamprechts hochschulpädagogische Betsrebungen; in: Zeitschr. f. Päd. 2(1956), S. 1-16
- Schönebaum, Herbert 1961: K. Lamprecht und E. Bernheim; in: Archiv f. Kulturgesch. XLIII(1961), S. 217-239
- Schönfeldt, S. 1965: Kulturgeschichte des Herrn; Gütersloh
- Schoppe, Georg 1922: Philister. Eine Wortgeschichte; in: Bibl. zur hist. deutschen Studenten- und Schülersprache. Bd. 6. Hg. von H. Henne und G. Objartel; Berlin/New York 1984, S. 159ff.
- Schubring, Gert 1980: Bedingungen der Professionalisierung von Wissenschaft. Eine vergleichende Übersicht zu Frankreich und Preußen; in: Iendemains 5(1980)H. 19, S. 125-35
- Schulte, Joh. Fr. 1887: Die Besoldungsverhältnisse der Universitätsprofessoren in Preußen; in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik N. F. 14(1887), S. 1-76
- Schulthess 1911: Schulthess' Europäischer Heschichtskalender. N. F. 27(1911), München 1912
- Schultze, Ernst 1895: Die Studentenschaft und die soziale Frage; Göttingen
- Schwerin, Leonhard Graf von 1886: Zweck, Bedeutung und Anwendung der ehrengerichtlichen Einrichtungen für die Offiziere des preußischen Heeres; Hannover
- Schwinge, Erich 1957: Welt und Werkstatt des Forschers; Wiesbaden
- Seifert, Karl Heinz et. al. (Hg.) 1977: Handbuch der Berufspsychologie; Göttingen/Toronto/Zürich
- Seiling, Max 1915: Das Professorentum, der "Stolz der Nation"?; Leipzig (3. Aufl.)
- Seyfarth, Constans 1976a: Erziehung und Gesellschaft bei Max Weber (unv. Ms; Göttingen)
- Seyfarth, Constans 1976b: Struktur und Reichweite 'handlungstheoretischer' Ansätze : das Beispiel M. Weber (Vortrag auf dem 18. Deutschen Soziologentag; Bielefeld Oktober 1976).

- Seyfarth, Constans 1979: Alltag und Charisma bei M. Weber. Eine Studie zur Grundlegung der 'verstehenden' Soziologie; in: W. M. Sprondel/R. Grathoff (Hg.): A. Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften; Stuttgart, S. 155-177
- Seyfarth, Constans 1981: Gesellschaftliche Rationalisierung und die Entwicklung der Intellektuellenschichten. Zur Weiterführung eines zentralen Themas M. Webers; in: W. Sprondel/C. Seyfarth (Hg.) M. Weber und die Rationalisierung sozialen Handelns; Stuttgart, S. 189-223
- Seyfarth, C. 1983: Vorüberlegungen zur Analyse universitärer Sozialisationsprozesse (unv. Ms.)
- Seyfarth, C. 1984a: "Beruf" als Schlüsselkonzept der verstehenden Soziologie. Max Webers Ansatz zur Analyse professionalisierten Handelns (Beitrag zum Symposium "Max Weber und die moderne Gesellschaft"; Zagreb 13.-16. Juni 1984, unv. Tagungspapier).
- Seyfarth, Constans 1984b: Zum Stand der soziologischen Diskussion über Professionsen und Professionalisierung; Eine Skizze (unv. Ms.)
- Shils, E. 1973: The Power of the State and the Dignity of the Academic Calling in Imperial Germany; in: Minerva XI (1973), S. 571-632
- Simmel, G. 1890: Zur Psychologie der Frauen; in: Zeitsch. f. Völkerpsych. 20 (1890), S. 6-46
- Simmel, G. 1895: Professoren-Honorar; in: Die Neue Zeit 13 (1895) 1, S. 17 off.
- Simmel, G. 1896: Zur Privatdozentenfrage; in: Die Zeit 7 (1896) Nr. 83, 2. Mai, S. 71 f.
- Simmel, G. 1902: Zum Fall Schmoller; in: ders. Das individuelle Gesetz; Frankfurt 1968, S. 236 ff.
- Sombart, Werner 1893: Rez. von M. Weber "Die römische Agrargeschichte"; in: Zeitschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 1 (1893) H. 2/3, S. 349-56
- Sombart, Werner 1907: Althoff; in: Neue Freie Presse (Wien), Nr. 15427 vom 4. August 1907, S. 2-3
- Sombart, Werner 1931: Beruf; in: Handwörterbuch der Soziologie; Stuttgart
- Spinner, H. F. 1984: Zur Soziologie des Rezensionswesens; in: Soziologie 1. 1984, S. 49-78
- Sprondel, W. M. et. al. 1980: "Soziologie soll heißen". Einige Anmerkungen zur Weber-Rezeption aus Anlaß des 80. Geburtstages von J. Winckelmann; in: KZfSS 32 (1980) 1, S. 1-11
- Sprondel, W. M./Seyfarth, C. (Hg.) 1981: Max Weber und die Rationalisierung sozialen Handelns; Stuttgart
- Staudinger, Hans 1982: Wirtschaftspolitik im Weimarer Staat. Lebenserinnerungen; Bonn
- Steinbach, E. 1896: Erwerb und Beruf; Wien
- Steinhausen, Georg 1923: Verfallstimmung im kaiserlichen Deutschland; in: Preuß. Jahrbücher 194 (1923), S. 153-185
- Steinhausen, Georg 1926: Fachmenschentum und Arbeitsmenschentum als geistige Typen des letzten Menschenalters; in: Preußische Jahrbücher 204 (1926), S. 288-304
- Stitz, Peter 1960: Der Akademische Kulturkampf um die Daseinsberechtigung der katholischen Studentenkorporationen in Dtschld. und Öst. von 1903 bis 1908; München
- Studier, M. 1965: Der Corpsstudent als Idealbild der wilhelm. Ära; Erlangen/Nürnberg (Diss.)

- Sybel, Heinrich 1874: Die deutschen Universitäten, ihre Leistungen und Grenzen; Bonn
- Tenbruck, Fr. H. 1969: Die Funktionen der Wissenschaft; in: G. Schulz (Hg.) Was wird aus der Universität?; Tübingen, S. 55-76
- Tenbruck, Fr. H. 1974a: "Science as a Vocation"-Revisited; in: E. Forsthoff und R. Hörstel (Hg.) Standorte im Zeitstrom (FS A. Gehlen); Frankfurt, S. 351-364
- Tenbruck, Fr. H. 1974b: Max Weber and the Sociology of Science: A Case Reopened; in: ZfS 3(1974), S. 312-320
- Thiene, Werner 1969: Habilitation und Mittelbau; in: FS W. Felgentraeger, Hg. M. Kaser et. al.; Göttingen, S. 205-224
- Thiene, Werner 1982: Organisationsstrukturen der Hochschulen; in: Flämig et. al. 1982/1, S. 170-195
- Tilgner, Wolfgang 1970: Volk, Nation und Vaterland im protestantischen Denken zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus; in: H. Zilleßen (Hg.) Volk-Nation-Vaterland. Der deutsche Protestantismus und der Nationalismus; Gütersloh, S. 135-171
- Tönnies, F. 1898: Rez. von Ph. Lotmar "Die Freiheit der Berufswahl"; in: Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik 12(1898), S. 584-88
- Tönnies, F./Paulsen, Fr. 1961: Briefwechsel 1876-1908; Kiel
- Tompert, Helene 1969: Lebensformen und Denkweisen der akademischen Welt Heidelbergs im Wilhelminischen Zeitalter; Tübingen (Diss.)
- Topitsch, Ernst 1968: Die Freiheit der Wissenschaft und der politische Auftrag der Universität; Berlin
- Treiber, H. 1979: Juristische Lebensläufe. Image und Imagepflege von Juristen in Laudationes und Nekrolegien; in: Kritische Justiz 12(1979), S. 22-44
- Trippel, Heinrich 1911: Staatsdienst und staatlich gebundener Beruf; in: FS für Karl Binding zum 4. Juni 1911; Leipzig Bd. 2, S. 1-85
- Troeltsch, Ernst 1921: Die Revolution in der Wissenschaft; in: Schmollers Jahrbuch 45(1921), S. 1001-1030
- Turner, R. Steven 1971: The Growth of Professorial Research in Prussia 1818-1848-Causes and Context; in: Historical Studies in the Physical Sciences 3(1971), S. 138-182
- Umfrage 1896: Universitäten und Kollegengelder. Eine Umfrage bei deutschen Professoren; in: Münchner Neueste Nachrichten, Nr. 525 vom 11. November 1896
- Vorstand 1911: Die Lage der außerordentlichen Professoren an den preußischen Universitäten. Hg. vom Vorstand der Vereinigung außerordentlicher Professoren Preußens; Magdeburg
- Wagner, A. 1896: Die Entwicklung der Universität Berlin 1810-1896 (Rektoratsrede); Berlin
- Wagner, A. 1978: Briefe. Dokumente. Augenzeugenberichte. 1851-1917; Berlin
- Weber, Alfred 1903: Die Salzburger Ferienkurse; in: Die Nation, 20(1902/03) Nr. 38, S. 598
- Weber, Alfred 1907: Zum Deutschen Hochschullehreritag; in: Frankfurter Zeitung, Nr. 207 vom 28. 7. 1907
- Weber, Alfred 1910a: Der Beamte; in: ders. Haben wir nach 1945 versagt? Politische Schriften; Frankfurt 1982, S. 29-52
- Weber, Alfred 1910b: Der Kulturtypus und seine Wandlung; in: ders. Ideen zur Staats- und Kultursoziologie; Karlsruhe 1927, S. 74-80

- Weber, Alfred 1923: Die Not der geistigen Arbeiter; Berlin/Leipzig
- Weber, Christoph 1980: Der Fall Spahn (1901). Ein Beitrag zur Wissenschafts- und Kulturdiskussion im ausgehenden 19. Jahrhundert; Rom
- Weber, Marianne 1919: Frauenfragen und Frauengedanken. Gesammelte Aufsätze; Tübingen
- Wehler, H.U. 1980: Das deutsche Kaiserreich. 1871-1918; Göttingen
- Weiß, Johannes 1975: M. Webers Grundlegung der Soziologie. Eine Einführung; München
- Weißler, Adolf 1905: Geschichte der Rechtsanwaltschaft; Leipzig
- Westermann, H. 1974: Grundsätzliche Aspekte hochschuldidaktisch-pädagogischer Bestrebungen in Deutschland; Münster (Diss.)
- Wickert, L. (Hg.) 1962: Th. Mommsen - O. Jahn. Briefwechsel 1842-1868; Frankfurt
- Wilhelm, J. 1983: Die Stammeskultur der Ordinarienuniversität; in: Baethge/Eßbach (Hg.) Soziologie: Entdeckungen im Alltäglichen (FS H.P. Bahrdt); Frankfurt/New York, S. 474-495
- Winters, Fritz 1929: Abriß der Geschichte des deutschen Beamtentums; München (2. Aufl.)
- Wittenberg, E. 1938: Die Wissenschaftskrisis in Deutschland im Jahr 1919; in: Theoria IV (1938), S. 235-264
- Winnenberg, Luise 1924: Stände und Klassen. Ein Beitrag zur gesellschaftlichen Gliederung; Köln (Diss.)
- Zachariä 1837: Die Nationaleinheit der Teutschen und die teutschen Universitäten; in: Jahrbücher der Geschichte und Politik (1837) 2, Band, S. 385-420
- Zeeden, E.W. 1953: Die aktholische Kirche in der Sicht des deutschen Protestantismus im 19. Jahrhundert; in: Hist. Jahrb. 72 (1952/53), S. 433-456
- Zeller, E. 1879: Über akademisches Leben und Lernen; in: ders. Vorträge und Abhandlungen. 3. Sammlung, Leipzig 1884, S. 85-107
- Ziegler, Th. 1912: Der deutsche Student, Berlin u. Leipzig (12. Aufl.)
- Ziehen, J. (Hg.) 1912: Aus der Studienzeit. Ein Quellenbuch zur Geschichte des deutschen Universitätsunterrichts; Berlin
- Zloczower, A. 1973: Konjunktur in der Forschung; in: F.R. Pfetsch/ders. Innovation und Widerstände in der Wissenschaft; Düsseldorf, S. 91-151
- Zymek, B. 1984: Der Beitrag M. Webers zu einer Theorie der Bildung und des Bildungswesen; in: Bildung und Erziehung 37 (1984), S. 458-476

11. Nachträge zu den Abkürzungen und der Primärliteratur

- GLA 235/2643 Personalakte Max Weber (Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe)
- GLA 235/2644 Zusatzakte Max Weber zum Fall Koch
- GLA 235/2195 Personalakte Adolf Koch
- 1908j : /Diskussionsbeiträge M.Weber/ in: "2. Deutscher Hochschullehrertag (Eigener Bericht)"; in: Tägliche Rundschau Nr.456, Zweite Beilage (Morgenausgabe), 29.September 1908,S.1-2.
- 1909j : /Diskussionsbeiträge M.Weber/ in: "3. Deutscher Hochschullehrertag (Eigener Drahtbericht); in:Tägliche Rundschau Nr.479, Zweite Beilage (Morgenausgabe), 13.Oktober 1909,S.1-2.
- 1911r : /Diskussionsbeiträge M.Weber/ in: "4. Deutscher Hochschullehrertag (Telegraphischer Bericht)"; in: Tägliche Rundschau Nr. 483,Erste Beilage (Morgenausgabe), 14. Oktober 1911,S.1-2.